

# Der Sylter Hahn

Margarete Boie

1925

**ROMAN**

Für Maren, meine Strandräuberin!

# 1 Inhaltsverzeichnis

## Inhaltsverzeichnis

1	Inhaltsverzeichnis.....	3
2	Vorwort von Florian Seiffert.....	4
3	Greth Skrabbel.....	6
4	Peter Jens Grethen.....	9
5	Googe.....	13
6	Lorens der Hahn.....	16
7	Der Grönlandfahrer.....	21
8	Der Steuermann.....	35
9	Der Freier.....	41
10	Der Kommandeur.....	58
11	Der Ehemann.....	68
12	Die Sylter.....	78
13	Der Sylter Mann.....	92
14	Der Sylter Hahn.....	107
15	Der große Grönlandkommandeur.....	126
16	Der Hüter des Strandrechts.....	132
	Index.....	137

## 2 Vorwort von Florian Seiffert

Meine Frau M\* und meine Schwiegermutter E\* sind Nachfahrrinnen von Jens Meinert Boysen und somit stammen sie von dem 'Wecker der Sylterfriesen und Zuchtmeister der Strandräuber' Lorenz Petersen de Hahn ab.

Als mir das 2015 klar wurde, machte ich mich auf die Suche nach Informationen über das Leben und die VorfahrInnen von Lorenz Petersen de Hahn.

Ich stieß erst auf das Buch:

**C. P. Hansen: Der Badeort Westerland auf Sylt und dessen Bewohner. 1870.**

Ich beschloss das Buch zu digitalisieren und der Öffentlichkeit in elektronischer Form zur Verfügung zu stellen. Im Oktober 2015 war ich damit fertig.

Siehe: <https://flohblog.wordpress.com/2015/10/16/c-p-hansen-der-badeort-westerland-auf-sylt-und-dessen-bewohner/>

Zu Weihnachten 2016 schenkte mir meine Schwiegermutter E\* den Roman:

**Margarete Boie: Der Sylter Hahn**

Auch ein Buch über Lorenz Petersen de Hahn. Ich machte mich auch hier an die Digitalisierung.

Im Februar 2017 war ich damit fertig.

Dazu noch ein paar Anmerkungen:

- Fussnoten von mir sind am Anfang stets mit F\* gekennzeichnet.
- Ich kann Erkennungs- und Abschreibefehler nicht ausschließen.
- Seitenzahlen der Originalausgabe habe ich in Klammern stehend übernommen.
- Ich habe einen Namens-Index angefügt. Der ist für meine Kolleginnen und Kollegen Familienforscher.
- Ich widme diese elektronische Ausgabe meiner Frau. Das Original von Margarete Boie hat keine Widmung.
- Margarete Boie wurde am 22. Oktober 1880 in Berlin geboren und starb am 4. Februar 1946 in Lüneburg<sup>1</sup>. Da Margarete Boie mehr als 70 Jahre tot ist, ist ihr Werk nach Deutschem Recht gemeinfrei und jede(r) kann damit machen, was ihr oder ihm beliebt. Es steht sozusagen unter der CC0-Lizenz (<https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>). Auch durch meine Digitalisierung ist kein neues Copyright entstanden! Selbstverständlich nicht!
- Sie können mit dem Werk tun und lassen, was sie wollen! Verbreiten Sie es! Ich glaube, dass Margarete Boie sich darüber freut!
- Bitte melden Sie mir Namen und Daten neuer VorfahrInnen von Lorenz Petersen de Hahn, falls Sie bei Ihren Forschungen auf solche stoßen.
- Verbesserungen, Änderungen und Erläuterungen nehme ich gerne entgegen und baue sie hier ein. Mailen Sie an [florian.seiffert@gmx.net](mailto:florian.seiffert@gmx.net)

Viel Vergnügen mit diesem Buch wünscht:

Florian Seiffert, 09.02.2017

---

<sup>1</sup>F\*: [https://de.wikipedia.org/wiki/Margarete\\_Boie](https://de.wikipedia.org/wiki/Margarete_Boie)

Aus der Kraft des Augenblicks zu leben,  
ist die Kunst aller Künste;  
wer sie beherrscht,  
hat den Stein der Weisen gefunden.  
Die Menschen früherer Jahrhunderte besaßen ihn,  
ohne seine Macht zu kennen.  
Da sie seine Macht erkannten,  
entglitt er ihnen.  
Doch heute wird er der Menschheit  
Wieder von göttlicher Hand dargeboten,  
und an uns liegt es,  
ob wir ihn ergreifen im Namen aller,  
die nach uns kommen,  
oder ob die göttliche Gabe  
wieder im Staube der Zeit  
verschüttet wird.

### 3 Greth Skrabel

Es muß in den zwanziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts gewesen sein, als in einer stürmischen Herbstnacht eine holländische Kuff auf den Rantumer Strand lief. Die Nacht war schwerdunkel, und die Männer, die den Strand nach antreibendem Gut abliefen, hatten noch kaum das Wrack ausmachen können, ehe der trübe Tag anbrach. Der Himmel lastete tief über der rollenden See; grau und schwarz waren die einzigen Töne, die Unterscheidungsmerkmale im dämmernden Tage schufen. Dunkelgrau wälzten sich die Wassermassen von See und Himmel durcheinander. Dazwischen stach ein schwarzer Mast in den dampfenden Strudel, und auch der Schiffsrumpf, der kaum hundert Schritt hinter der ersten Brandungslinie lag, wirkte schwarz wie ein Höllentor. Schon hatten die Wellen alles bewegliche Schiffsgut davon abgeschwemmt, und die Männer wateten in der auslaufenden Brandung umher, um die rollenden Fässer und schwimmenden Bretter mit Bootshaken aufs Trockene zu ziehen, als ein neuer gewaltiger Brecher den Schiffsrumpf knallend bersten machte. Nun erst ergoß sich der Segen des Meeres recht auf den Strand: Verschiedene Kisten trieben fast unverletzt an, verschnürte Ballen in geteierter Leinwand, die nur hoch auf den Strand gezerrt wurden, ohne daß die Männer sich die Zeit nahmen, ihren Inhalt erst noch zu untersuchen. Dann kamen wieder einige wohlgehobelte Bretter aus dunklem Holz, Tauwerk, zerschlissene Netze, Segelfetzen, eine zerschlagene Schiffskiste, die Leiche eines Mannes und die eines halbwüchsigen Jungen, dem ein schön gearbeitetes Klappmesser am Hosengurt hing. Allmählich war es über der Arbeit etwas heller geworden. Das Wasser kam nun zum Stehen, und in dem schlappen Augenblick, der die Grenze zwischen Flut und Ebbe kennzeichnet, sah einer der Männer eine mächtige, hoch aus dem Wasser ragende Kiste nach Norden abtreiben. Er rief die Genossen an, die schnell Kette bildeten, ging selbst bis an die Brust in den ziehenden (7) Strom hinein und konnte noch eben seinen Haken in die Ecke der Kiste schlagen. Freilich schien sie ihm oben offen zu sein und leicht zu schwimmen, aber da er sie einmal fest hatte, ließ er sie nicht wieder los, sondern zog sie an langer Stange auf den sicheren Strand, ehe er seinen Fang recht prüfte. Da sah er nun - und die Genossen traten neugierig näher, als er sich verwundert auf den Schenkel schlug, und sahen es auch - daß er kein Schiffsgut gefischt hatte, sondern eine buntbemalte Wiege, in der in Kissen fest eingestopft ein Kind lag. Es war aber nicht tot, sondern es schrie, daß man es trotz Sturm und Brandung hörte wie den schrillen Schrei einer hungrigen Möwe. Als es die Männer gewahrte, verstummte es, und dann lachte es, daß man die blanken Zähnen sah, während ihm noch die runden Tränen über die roten Backen liefen. Die Männer lachten auch, und einer von ihnen zog einen getrockneten Fisch aus dem Hosensack, klaubte mit dem Fingernagel ein Stück grätenfreies Fleisch heraus und schob es in das lachende Mäulchen. Das Kind verzog das Gesicht, Wälzte mit der Zunge erst die ungewohnte Nahrung aus dem Munde hinaus, doch dann leckte es sie wieder ein und sog schmatzend daran.

„Kuck, es frißt“, sagte ein Dritter und holte auch seinerseits einen Fisch hervor. Doch da wurde dem Berger der Wiege das Spiel zu lang. Er schlenkerte seinen schweren Holzschuh ab und hob ihn auf, um dem kleinen Ding damit den Garaus zu machen; auch die andern wollten sich wieder ihrer Arbeit zuwenden. Da streckte der, der das Kind zuerst gefüttert hatte, die Hand danach aus.

„Laß, ich bringe es Jey.“

Zögernd ließ der Berger den Holzschuh sinken.

„So gib mir die Kiste dafür.“

Wieder traten die andern näher, neugierig, wie dieser Handel ablaufen würde.

„Die Kiste? Nimm den Ballen.“

Einer, der Jey Bruder war, lachte.

„Das wird Jey wenig freuen, wenn du ihr wieder Kindergeschrei ins Haus bringst; sie sterben doch alle bei euch.“

Ja, es war sonderbar mit den Kindern von Take und Jey: sobald sie aus der Wiege ins Wandbett kamen, fiel ein Helligding (8) sie an mit heißer Haut und roten Flecken über den ganzen Körper. Dann starben sie, in letzter Woche das vierte.

„Ich nehme den Ballen“, sagte der Berger der Wiege hastig, damit Take nicht erst durch die Spottreden der andern auf das Unvorteilhafte des Handels aufmerksam gemacht würde. Gewiß war der Ballen weniger lockend als die schwere Kiste, aber immerhin noch zehnmal

wertvoller als die Wiege mit den paar Betten und dem Wurm darin, das nun, da eine schwere Regenbö niederging, wieder aus Leibeskräften zu schreien begann.

Take nickte schweigend, schob ihm mit dem Fuß den Ballen zu und warf ein Stück Segelzeug über die Wiege mit dem schreienden Kinde. Dann ging er gleich den andern noch einmal prüfend den Strand hinunter. Es war nicht mehr viel zu holen, auch an den Leichen fand sich nichts Wertvolles außer dem Klappmesser des Jungen. Da schleppte Take als erstes die Wiege über die Dünen.

So kam wieder ein Kind zu Jey und Take ins Haus, und da die aufgelaufene Kuff „Grethje van Amsterdam“ geheißten hatte, und es ein Mädchen war, so nannten sie das Kind Greth. Es wuchs kräftig heran. Freilich fiel es auch dem Helligding in die Klauen, als es ins Wandbett kam, aber es schrie nur um so mehr und verjagte wohl Hel durch sein Geschrei. Danach wurde es nur noch kräftiger. Wohl brachte Jey auch nach und nach noch eine ganze Reihe von Kindern zur Welt, aber die starben alle im Wandbett, und endlich blieb Greth das einzige im Haus. Man merkte aber von diesem einen mehr als in andern Häusern von sechsen. So laut sie schreien konnte, so lustig konnte sie auch lachen, laut, schallend, überquellend, daß Take seinen Spaß an ihr hatte, und auch die andern Männer sie oft zu Fischfang und Strandgang mitnahmen, als sie Jey erst vom Rocksclippen ging. Im Boot war Greth mehr wert als zehn Buben. Wenn sie sich ans Tau hing, um das Segel hochzuziehen, das doppelt so schwer war wie sie selbst, dann stemmte sie ihre bloßen Füße mit aller Gewalt gegen den Mast, ja, lief oft an ihm hinauf so hoch, daß sie fast waagrecht davon abstand. Aber sie ließ nicht nach, bis sie ihre Aufgabe gelöst hatte, wenn auch ihre Hände bluteten von dem rauhen Tauwerk, an dem sie mit ihrer ganzen Körperschwere hing. Beim Strandgang aber lief sie die Dünen (9) hinauf wie ein gehetztes Häschen, nur um weiter über Strand und See schauen zu können als die großen Männer, und ihre scharfen Augen entdeckten immer noch ein paar Rundhölzer, die Mutter zum mindesten unter den Grütztöpf stecken konnte, oder einen schweren Balken, der halb unter Wasser von Zeit zu Zeit nur seinen Kopf hervorstreckte. Am glücklichsten aber war sie, wenn die Männer ihr erzählten: „Sieh, hier haben wir dich in der Wiege aus See gefischt – hier hat Vater dich gegen einen Ballen Tuchstoff getauscht.“ Im geheimen war nun jeder von ihnen der Ansicht, daß der Tausch wohl gelohnt hätte; für Greth aber wurden durch diese Erzählungen Meer und Wiege eins.

So wuchs Greth heran. Es kam aber die Zeit, da nicht nur die älteren Männer nach ihr sahen, weil sie der brauchbarste Schiffsjunge und der bestspürende Strandhund war, sondern auch die jungen Männer sahen nun nach ihr hin, denn ihre Glieder waren rund und voll geworden, ihr blondes Haar flog in lustigen Ringeln um ihren Kopf, ihre Augen blitzten und ihr Mund lachte. Aber Greth merkte nicht viel davon, wer nach ihr sah. Jey war dökerig geworden, und Greth wirtschaftete nun in Haus und Stall, bestellte das Feld und melkte Kühe und Schafe, und nun waren es die andern Frauen, die meinten, daß Greth wohl einen Ballen Tuchstoff wert gewesen wäre. Wer etwas auf sich hielt, dem standen neben einer Kuh wohl zwei oder mehr Pferde im Stall, wilde Hengste, die Pflug und Wagen manch liebes Mal zerschlugen, ehe man sie ins Geschirr zwingen konnte. Greth hätte wohl die Kräfte dazu gehabt, Takes Hengste mit Gewalt unter ihren Willen zu zwingen, aber mit Kindern und Vieh hatte sie eine weiche Hand und sanfte Stimme; damit brachte sie mehr noch zuwege als durch ihre Kraft. Es war den Leuten wunderlich, daß sie manchmal bei ihrer Arbeit sang; das kannte man sonst auf Sylt nicht, aber es klang lieblich.

Die Greth war mit sich selbst glücklich, und wenn so ein tappiger Bursche ihr näher kam, als ihr gut dünkte, dann fühlte er wohl unvermutet den Kochlöffel an der Backe oder einen Peitschenhieb über den Kopf. Als aber einmal drei zugleich über sie herfielen, in dunkler Nacht, als sie ein Schaf im Watt gesucht hatte und naß und müde nach Hause kam, da wehrte sie sich so (10) tapfer mit Kratzen und Beißen, daß die drei am andern Tage ihre Kriegswunden nicht verbergen konnten und zum Gespött des ganzen Dorfes wurden. Von dieser Nacht an wurde Greth von den Burschen Greth Skrabel genannt, und niemand wagte mehr, ihr recht nahe zu kommen.

Unter den jungen Männern von Rantum aber war einer, der nicht recht mitgezählt wurde, wenn die Frauen unter einander darüber sprachen, wer die Greth wohl einmal freien würde. Er hieß Jens, war hoch und dünn wie ein Mastbaum, hatte einen kleinen Kopf und lange Glieder. Seine Eltern waren gestorben, ehe er noch sprechen konnte, da hatte der Pastor, der Vorgänger des jetzigen, ihn zu sich ins Haus genommen. Bei dem war er aufgewachsen unter

lauter Mädchen, die anders gehalten wurden als die Dorfkinder. Sie gingen nicht mit auf den Fischfang, und die Außenwirtschaft besorgte der Pastor selbst und Jens, sobald er erst die Zügel fassen konnte. Daneben lehrte ihn der Pastor lesen und schreiben. Ein paar Jahre, ehe aus der Greth eine Greth Skrabbel wurde, starb der Pastor. Sein Nachfolger bekam das Amt nur unter der Bedingung, daß er eine der Töchter freite, die andern aber und ihre Mutter auch im Hause behielt. Als dann nach Jahr und Tag bei den jungen Leuten eigene Kinder kamen, tat der Pastor wenigstens Jens aus dem übervollen Hause hinaus. Da fing der an, mit den andern Rantumern auf Fischfang zu gehen. Aber das Watt und seine Strömungen waren ihm fremder als das Festland, von dem die Pastorsleute oft gesprochen hatten, und wenn er mit den Helgoländern auf Heringe fuhr, wurde er seekrank, wenn das Schilf mit dem Netz nächtelang auf sanfter Dünung trieb. Allmählich freilich fand er sich darein, aber da war es den andern schon zur Gewohnheit geworden, über ihn zu spotten.

Für Greth zählte Jens nicht unter die jungen Burschen, gegen die sie sich derb wehren mußte. Ihm gegenüber war sie nicht Greth Skrabbel, sondern für ihn hatte sie eine weiche Hand und sanfte Stimme, als wäre er ein Kind oder ein hilfloses Stück Vieh. Er tat ihr leid und sie half ihm heimlich und freute sich, wenn er es nicht merkte. So hatte sie schon als Kind getan, wenn sie erleben mußte, daß die andern alle zusammen über ein Schwächeres herfielen. Da war sie manchmal öffentlich mit ihren starken (11) Fäusten dazwischen gefahren. Jetzt half sie dem Schwächeren verstohlen, als wäre es ein halbes Unrecht. Eine rote Flamme schlug über ihr Gesicht, als Jens eines Tages zu ihr sagte: „Dank auch, Greth, daß du mein Boot gestern nacht geborgen hast.“

„Woher weißt du das?“

„Es tut mir niemand Freundliches außer dir.“

Sie schwieg, da setzte er hinzu:

„Könnte ich dir doch auch einmal etwas Gutes antun!“

Die Worte gingen Greth Skrabbel nach. Was kann er mir tun? dachte sie mitleidig. Wenn er mir noch beim Buttfang helfen könnte oder mit dem neuen Hengst; der schlägt uns noch den ganzen Stall zusammen. Aber Jens hat wohl kaum halb die Kräfte wie ich, und im Watt würde er noch irr laufen.

Da kam aber ein Sonntag, an dem Greth Skrabbel zur Kirche ging, wie die andern Frauen auch. Das blonde Haar flog im Winde unter der kleinen Kappe mit den blanken Knöpfen; der kurze vielgefältelte Rock schwappte hin und her über den rotbestrumpften Beinen; sie setzte die Füße, als ginge sie zum Tanz. Aber als sie in die Kirche kam, standen Männer und Frauen in Gruppen: der Pastor war am Tage vorher durchs Watt nach Morsum gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Die Flut war hochgesprungen am Abend - mochte sein, daß er die Furt am Steidumsiel verpaßt hatte und ertrunken war. Seine Frau saß im Predigerstuhl und weinte; niemand wußte recht, was anfangen. Da trat Jens an den Altar, schlug die große Bibel auf und sagte:

„So will ich euch, ehe wir allemann ausgehen, unsern Pastor zu suchen, das Evangelium des heutigen Sonntags als des dritten nach Trinitatis lesen.“

Laut und deutlich begann er zu lesen. Die Gruppen zerteilten sich, die Frauen sammelten sich auf der Südseite, die Männer stellten sich ihnen gegenüber auf, wie es der Brauch wollte. Ruhig hörten sie zu, stiller als sonst, da das Schwatzen oft während der Predigt noch nicht aufhörte. Jens hatte aber noch nicht zu Ende gelesen, da trat der Pastor ein, und nun konnte der gleich weiterpriestern.

Um Mittag kam Jens zu Greth, denn sie hatte ihm versprochen, (12) daß Jey sein Netz flicken sollte. Jey hatte es in den Füßen und im Kopfe, aber mit den Händen konnte sie wohl noch schaffen. Das Netz war auch fertig. Jens nahm es und wollte wieder gehen, da hielt Greth Skrabbel ihn zurück.

„Wie konnte das angehen, daß du alles wußtest, was Pastor sonst sagt?“ fragte sie, und ihre Augen brannten vor Begierde des Forschens.

„Ich wußte es nicht, ich las es ab“, antwortete er mürrisch, denn er schämte sich seines Tuns, das die andern Männer verspottet hatten, kaum daß sie die Kirchentür hinter sich gelassen hatten. Aber Greth gab sich damit nicht zufrieden.

„Was ist das: ich las es ab?“

„Weißt du nicht, was Lesen ist?“

Sie Schüttelte den Kopf.



„Sieh so –“ er machte den Finger naß und malte ein wunderliches Zeichen an die Wand. „Da habe ich nun deinen Namen geschrieben, und wenn jemand anders das lesen kann, dennso weiß er, daß du Greth heißt.“

Sie atmete tief auf.

„Das ist Zauberei“, flüsterte sie beklommen; „machst du mir auch nichts vor?“

„Dir nicht“, antwortete er ernsthaft, und der Blick seiner Augen machte, daß sie ihm glauben mußte. Wieder atmete sie tief auf und sah noch einmal auf die schnell vergehende Schrift.

„Es sieht mehr aus wie Skrabbel“, meinte sie bedenklich.

Da lachte er plötzlich lustig auf. Das tat er so selten, daß Greth ordentlich erschrak, aber über seine nächsten Worte erschrak sie noch mehr.

„Wenn du magst, will ich es dich wohl lehren“, sagte er.

Sie trat einen Schritt zurück.

„Mich -? Das -?“

„Wohl – Lesen und Schreiben, wenn du willst.“

Einen Augenblick stand Greth wie benommen. Ihre Brust hob und senkte sich und ihre Augen wurden ganz groß. Dann aber entzündete sich in ihnen wieder das Feuer dringender Begierde. „Ja - ja -“ mehr konnte sie nicht herausbringen. –

Jens hielt sein Wort. Er lehrte Greth lesen. Aber er lehrte Greth Skrabbel noch ein anderes: in mancher Schwierigkeit seinen Rat (13) suchen. Denn wenn er auch weniger schaffte als andere, so hatte er doch eins vor ihnen allen voraus: er sah, wie ein Ding wachsen mußte. Wenn es ein paar warme Tage um Ostern gab, und die andern Frauen schon ihre Schafe schoren, riet er Greth, noch bis Pfingsten zu warten, und richtig kamen inzwischen immer noch ein paar Schnee- oder Frosträchte, in denen nicht wenige der geschorenen Schafe umkamen. Er riet ihr auch, die wilden Hengste abzuschaffen und gegen Wallachen und Stuten zu tauschen, wie der Nachbar sie hatte und der Pastor. Gern hätte er sie auch veranlaßt, lieber fünf Kühe und nur zwei Pferde zu halten statt umgekehrt, aber dazu konnte er sie doch nicht bereden. Immerhin gewann Jens allmählich einen gewissen Einfluß auf sie, und als dann Take auf See blieb, und sie sich nicht mehr bergen konnte gegen die Männer, denen nun der schöne Hof nicht weniger in die Augen stach als das stattliche Mädchen, da kam sie eines Tages zu ihm und schlug ihm vor, daß sie ihn heiraten wollte.

Er sagte nicht viel dazu, sah sie nur seltsam an und ging ohne ein Widerwort auf ihren Vorschlag ein. Was die Leute von dieser Ehe dachten, zeigte sich daran, daß Greth auch nach der Hochzeit noch allgemein Greth Skrabbel genannt wurde, nicht Greth Jensen, wie sich das wohl gehört hätte; der Mann aber von nun an Jens Grethen so gut wie vordem Jens Pastor. Es war, als ob sie ihm nicht zutrauten, nur er selbst sein zu können. Greth und Jens nahmen das hin als etwas, das nun einmal nicht anders sein konnte, aber heimlich wurmte es sie doch: die Greth, weil ihr Mann nicht mehr, sondern weniger geachtet wurde als sie selbst; und Jens, weil er im Grunde doch nur als der Knecht seiner Frau galt. Was sie beide empfanden, prägte sich manchmal in ihrem ältesten Sohn Peter aus, der sein Lebtag in einer stumpfen Verdrossenheit dahinlebte. Danach gewöhnten sich die Eltern mehr ein, und die folgenden Kinder wurden nicht anders als der gewöhnliche Rantumer Schlag. Eins der Mädchen erbte die mehr sinnige Art des Vaters, einer der jüngeren Söhne das lustige Lachen der Mutter. Aber der schlug dann ganz ins Derbe um, und das lustige Lachen klang bald roh. Weiter ist von diesen Kindern nichts zu sagen. (14)

## 4 Peter Jens Grethen

Peter ging früh für sich allein. Am liebsten war er in der kleinen Schlupe, die er einmal am Westrand geborgen und selbst nach dem Watt hinübergeschleppt und mit Mast und Segel versehen hatte, ganz allein für sich draußen im Watt zugange. Als kleiner Pummel kannte er die Strömungen schon besser als sein Vater, und in dunklen Herbstnächten auf einer weltfernen Sandbank den wilden Gänsen nachzustellen, sie heimlich zu beschleichen mit dem Schlagnetz oder der Steinschleuder, das entsprach ganz seinem Charakter.

So war er auch einmal draußen, als er schon ein halbwüchsiger starker Bursche war. Er hatte sich am späten Abend im Dunklen mit seiner Schlupe nach der Sandbank hingerastet, auf

der er schon manchen guten Fang getan hatte. Die Sterne, nach denen er sich sonst wohl zu richten pflegte, hatten ihn diesmal im Stich gelassen. Ein paarmal blinzelten einzelne durch den Nebel, aber die leiteten ihn gerade irre. Als das Wasser fiel, spürte er, daß sein Schiff höher als sonst auf Grund lag, und trotzdem klang ihm das Geschrei der Ratgänse ferner als sonst. Er wußte genau, wo diese klugen Vögel, in denen die Geister verstorbener Ratmänner lebten, ihre Versammlungen hielten. Nie hatte er sich ein Gewissen daraus gemacht, sie dabei zu beschleichen. Nun er heute fehlgesprungen war, überkam ihn plötzlich ein Grauen. Er wagte nicht, sein Schiff zu verlassen, sondern beschloß, die Morgendämmerung abzuwarten, aber ihm war nicht wohl zumute, als er so untätig in der Koje saß. Er mochte nicht schlafen, weil ihn nach dem Fang gelüstete. Immer wieder steckte er den Kopf zur Luke hinaus, um zu wittern, ob er noch nicht die Morgenluft des Wassers riechen könnte.

Endlich war er doch eingeschlafen, und als er danach erwachte und ganz und gar aus der Luke herauskroch, sah er, daß die Flut schon mächtig im Steigen war und die Vögel von ihren Ruheplätzen aufgejagt hatte. Mißmutig schaute er den dunklen Vogelwolken nach, aus denen ein gewaltiger Lärm auf ihn (15) niederprasselte. Nachdem sie ihn alle so schön von oben her in Augenschein genommen hatten, würde in der folgenden Nacht ganz gewiß kein Vogel in diesem Teil des Watts anzutreffen sein. Es würde nicht lohnen, länger hier zu bleiben. Aber konnte er fort? Er sah sich um: richtig, er saß auf der Föhler Schulter und zwar so hoch, daß ihn die Morgenflut nicht abtreiben konnte. Ein wütender Fluch sprang ihm über die Lippen, und seine Stimmung wurde nicht besser, da der Ostwind so fröhlich vom Festlande her übers Watt lief, die Nebel zerteilte, um der Sonne den Weg zu bereiten, und einen blauen Tag heraufführte. blieb dieser Ostwind bei seinem Tun, so konnte die Schlupe gut ein paar Wochen hier festsitzen, das wußte Peter wohl. Verärgert sah er zum Horsbüller Steert hinüber. Dort hätte er gestern abend auflaufen müssen - keine Möglichkeit, nun hinüberzugelangen. Selbst bei niedrigstem Wasserstande würde die Föhler Ley niemals zu durchwaten möglich sein - ganz abgesehen davon, daß Peter seine Schlupe, das einzige Wesen, an dem sein Herz hing, nicht ohne Not allein gelassen hätte.

Während er noch so auf dem oberen Bordrand hockte und seine Augen vom Horsbüller Steert zum Steenackgrund hinüberwandern ließ, entdeckte er im Flutstrom der Föhler Tiefe einen dunklen, treibenden Gegenstand - treibend, nicht schwimmend, das sah er deutlich. Aber was es sonst war, das konnte er nicht ausmachen, obgleich er sich vom Schiff hinuntergleiten ließ und bis an den Rand der tiefen Balje watete. Das Treibgut kam nur langsam näher, drehte sich dann, als die Flut zum Stehen kam, träge um die eigene Achse und zog mit dem Ebbestrom wieder nach Westen ab. Peter starrte ihm mit gierigem Jägerblick nach. Es war ein großer Gegenstand, schwer, unter Wasser noch tiefgehend, das sah man an der Art, wie es sich im drehenden Wasser bewegte. Nun, die Abendflut würde höher steigen - wer konnte wissen, ob er da nicht noch einen Fang tun würde, der mehr wert war als ein halbes Hundert Ratgänse!

Nun wurde Peter der Tag nicht lang. Er saß auf dem hohen Bordrand und trommelte mit den Füßen auf das schrägstehende Deck; das gab einen schönen dumpfen Ton. Dann aß er, schlief, und sog wieder ein paar Stunden an den fetten Dorschen, die (16) sein Vater im Frühjahr in der Helgoländer Grop geangelt hatte, und die den Sommer über in der Sonne gedörrt hatten. So verging der Tag, und als die Sonne hinter Rantum versank, war die Flut schon so hoch gestiegen, daß sie die Austerbank deckte, die die Morgenflut nur eben überspült hatte. Vorsichtig glitt Peter vom Schiff herunter. Der Sand quatschte unter seinen Füßen, so stieg das Wasser unter ihm hoch. Nachdenklich prüfte er Luft und Wind, aber er kam zu der Überzeugung, daß das Schiff durch diese Flut jedenfalls noch nicht flott werden würde. So nahm er den langen Bootshaken und ging nach Südwesten hinüber, wo das strömende Wasser leise gurgelte und rauschte. Als er an den Rand der tiefen Balje kam, sah er wirklich wieder den dunklen Fleck herantreiben. Es war auch höchste Zeit, denn über den noch hellen Himmel krochen schnell von Südosten her graue Nebelschleier herauf, die gewiß die Dämmerung beschleunigen würden. Mit brennenden Augen verfolgte Peter die Bewegungen des Treibgutes. Er mußte die lange Stange am äußersten Ende fassen und dann, so weit er nur reichen konnte, mit ihr auf das Wasser schlagen, so groß blieb selbst im günstigsten Augenblick noch die Entfernung zwischen ihm und dem begehrten Ding. Aber das Glück wollte ihm wohl. Er fühlte sofort, daß die Stange nicht nur aufs leere Wasser fiel, sondern daß ihr Haken in seine Beute einschlug. Nun konnte er sie rückwärts

gehend einholen, und er ließ nicht nach, bis sie sicher auf festem Grunde lag. Dann warf er die Stange hin und lief klopfenden Herzens an ihr entlang auf den dunklen Gegenstand zu. Die Dämmerung war nun schon so weit fortgeschritten, daß er das Ding noch für einen Sack oder Ballen hielt, als er sich schon darüber beugte. Er packte es an, drehte es um und ließ es - bitter enttäuscht - wieder fallen. Es war eine Seeleiche, nichts weiter - die Augenhöhlen schon leer, die linke Hand abgefressen oder abgerissen. Nichts war daran, das für Peter noch irgendwie von Nutzen sein konnte. Eine zerrissene Jacke öffnete sich über grobfädigem Hemde, wie wohl spanische Matrosen es trugen. Die Hose, mit Angelschnüren an den Gelenken der schuhlosen Füße festgebunden, hielt kaum noch in Fetzen zusammen. Entweder hatte der Mann wirklich nichts besessen, oder er hatte schon einen Besuch auf Amrum gemacht und dort (17) Strandgeld gezahlt - jedenfalls war nichts mehr bei ihm zu holen.

Erbittert stieß Peter ihn mit dem Bootshaken in die Seite, ehe er sich wieder seiner Schlupe zuwandte. Die hatte sich in der rinnenden Flut wohl etwas aufgerichtet, als schaute sie nach ihrem Herrn aus, aber sie lag doch immer noch flottlos, und es war keine Möglichkeit, sie vom Fleck zu bringen. So kroch Peter wieder in die Koje, um zu schlafen; jetzt war das Wasser doch schon zum Stehen gekommen, es hatte keinen Sinn, auf baldige Änderung der Sachlage zu hoffen. Peter schlief auch ein; er schlief tief und fest, aber nach kurzer Zeit wachte er wieder auf. Irgendwer hatte ihn angerührt, und nun hörte er auch draußen ein Kratzen und Rascheln. Noch halb schlaftrunken glaubte er, der kleine Hund des Nachbars wäre bei ihm, der sich gern auf die Schlupe einschlich, wenn Peter zur Fahrt rüstete, und erst in sicherer Entfernung vom Lande sich bellend und wedelnd als Fahrgast zu melden pflegte. Indem er aber auf das Geräusch horchte, wurde er wacher, und ihm fiel ein, daß er doch schon die zweite Nacht unterwegs war, ohne daß der Hund sich über Tage auch nur einmal gemeldet hätte. Gleichzeitig aber kam ihm ein Gedanke - ein Gefühl vielmehr nur - das machte, daß er sich tiefer in die Koje drückte und das alte Segel, unter dem er lag, noch fester um den Kopf zog. Wie - wenn der Tote da draußen - seine Haare sträubten sich, seine Zähne schlugen klappernd aufeinander. Er mühte sich ab, das Geräusch klar auszumachen, und konnte doch nichts deutlich hören. Nur, daß er überhaupt etwas hörte und fühlte - wie leise schlürfende Schritte, wie eine tastende Hand, das konnte er sich nicht leugnen. Als er am andern Morgen erwachte, war seine wollene Jacke naß von Angstschweiß.

Vorsichtig steckte er den Kopf aus der Luke. Der Tag war grau, aber die Helligkeit schon so, wie sie ist, wenn die Sonne nicht mehr unterm Horizont steht. Peter sah sich um - rings um das Schiff lag der Sand sauber und glatt; nichts von Fußspuren, nichts von irgendwelchen verdächtigen Zeichen überhaupt. Aber dort im Südwesten - wahrhaftig, da hockte ein Klump Möwen an der Stelle, wo er am Abend die Leiche gefischt hatte. Sollte die Flut sie nicht wieder mitgenommen haben? Dann wäre es (18) doch möglich, daß der Mann bei ihm gewesen war; Tote hinterlassen keine Fußspuren. Aber eine zweite ähnliche Nacht wünschte Peter nicht zu erleben. Jetzt bei hellem Tageslicht war Seeleiche eben nur Seeleiche, nichts weiter. Peter hätte sie liegen gelassen, wenn sie ihn nicht im Schlaf gestört hätte. So aber nahm er den Bootshaken und ging nach der Südwestecke hinüber, um den toten Mann in die tiefere Balje abzuschieben, damit der Ebbestrom ihn fortnehmen sollte. Mit ärgerlichem Geschrei gingen die Möwen hoch, als er sich ihnen näherte. Sie hatten durch die Löcher der Kleidung schon Fetzen von den weicheren Fleischteilen losgehackt und ließen sich ungern im leckeren Mahle stören. Das Gesicht des Toten war, abgesehen von den Augen, noch fast unverletzt. Die lederartig straffgespannte Haut schien selbst eine Möwe nicht locken zu können. Unwillig schob Peter den Mann mit dem Bootshaken vor sich her, bis das Wasser ihn aufnahm; dann zog die Ebbe ihn fort. Der Tag war lang und grau. Peter aß und schlief, schlief und aß. Immer mehr schlief der Wind ein, so gab er Hoffnung, daß er morgen im Westen zu neuem Leben erwachen würde - vorausgesetzt, daß ihn nicht nur die Wolkendecke bedämpfte. Als die Dunkelheit einfiel, schnupperte Peter noch einmal nach Wind und Luft. Fast schien es, als ob aus Osten her wieder eine leise Bewegung sich spüren ließe; auch blinkte plötzlich ein Stern auf. Aber daß der Ostwind wieder sein Tun beginnen könnte, das wollte Peter doch vor sich selbst nicht wahr haben. So kroch er lieber beizeiten unter Deck. Nach der Balje ging er nicht mehr hinaus. Er hatte keine Lust, den toten Mann wieder zu sehen; mochte der treiben, wohin er wollte.

Peter schlief ein und schlief fest, aber mitten in der Nacht wachte er doch wieder auf. Diesmal

bildete er sich nicht erst ein, daß es der kleine Hund vom Nachbarn sein könnte; er war sofort hellwach. Deutlich fühlte er eine kalte Hand auf seinem Gesicht, hörte das Rascheln und Krascheln, die kratzenden Finger, den schlürfenden Fuß. Er wußte im voraus, was seiner wartete, als er andern Tags den Kopf zur Luke hinaussteckte, und richtig: da hockte wieder der Möwenschwarm an der gleichen Stelle, und als Peter mit dem Bootshaken näher kam und der Schwarm aufging, zeigte sich darunter der tote Mann, den (19) Peter wieder mit Anstrengung in das ziehende Wasser schieben mußte.

Es war wirklich nur die Nebeldecke gewesen, die den Ostwind für einen Tag festgehalten hatte. Nun blies er wieder luftig vom Festlande her übers Watt und schob alles Wasser, soweit er konnte, in die See hinter Hörnum hinaus. Keine Möglichkeit, daß Peter die Schlupe losbringen konnte. Wenn er sie nicht vor kurzem erst so tüchtig übergeholt hätte, wäre sie wahrhaftig leck gesprungen. Das Pech kochte in den Fugen, so brannte die Sonne, wenn sie auch nur für kurze Stunden noch am Himmel stand. Aber so wenig Wasser die Föhler Tiefe auch nur noch hielt, an jedem Abend brachte sie doch den toten Mann mit und lud ihn auf der Föhler Schulter ab, und jeden Morgen mußte Peter ihn wieder ins Wasser zurückschieben. Nacht für Nacht aber fühlte er die kalte Hand auf seinem Gesicht, hörte er das Kommen und Gehen des Toten, und seine Verzweiflung wuchs. Er versuchte, schon am Abend den Toten abzupassen, aber die Flut kam täglich später, und die Nächte wurden täglich dunkler, so fand er ihn nicht und kam zu der Überzeugung, daß der Tote wartete, bis er wieder an Bord wäre, um dann erst an Land zu steigen, und den Rest der Nacht seufzend, schlürfend, tastend und kratzend ums Schilf zu geistern oder neben Peter in der Koje zu hocken und ihm mit kalter Hand übers Gesicht zu streichen.

Am dritten Morgen packte Peter zum erstenmal die Verzweiflung an. Er stieß den Toten mit dem Bootshaken in die Rippen und schrie ihm zu:

„So sage doch, was du von mir willst!“

Der leblose Körper wälzte sich schwer herum; der Kopf schlug auf, so daß der bis dahin fest zusammengebissene Unterkiefer plötzlich herunterklappte, als wollte der Mann sprechen, aber kein Wort kam aus der klaffenden Höhle, und mit perlender Stirn schob Peter ihn eiligst von der Sandbank hinunter.

Vom vierten Tage an kam die Flut so spät, daß Peter den halben Vormittag abwarten mußte, ehe er den Toten loswerden konnte. Die Sonne lachte vom blauen Himmel, der so klar war, daß die dünne Sichel des abnehmenden Mondes wie ein weißes Wölkchen darin stand. Wasser und Sand glitzerten und (20) gleißten. Die großen Vogelwolken waren auch in weiter Entfernung so deutlich zu sehen, daß Peter die einzelnen Gänse fast hätte zählen können, und um ihn her Strichen blitzende Schwärme leichtschwenkender Rotschenkel, zogen in klaren Linien die wilden Enten. Aber Peter sah von alledem nichts. Er sah nur den toten Mann, der von Tag zu Tag ekelhafter wurde. Nie hatte Peter bisher den Ekel gekannt. Die Seeleichen am Westrand kamen meist noch frisch an, manchmal halb lebendig, so daß man ein wenig nachhelfen mußte, ehe man sie im Dünensand verscharren konnte. Man kannte sie auch nicht. Aber dieser Tote war Peter vertraut wie ein böser Feind, der ihn quälte, ohne daß er sich gegen ihn wehren konnte. Peter heulte und fluchte. Er schlug mit der Stange nach den Möwen, nur um den Toten nicht ansehen zu müssen. Aber wenn die Vögel schreiend abgezogen waren, dann war er wieder allein mit ihm auf der Sandbank, und das war noch schlimmer.

Endlich, als der Neumond Westenwind und eine gute Springflut brachte, kam die Schlupe los, und Peter konnte die verfluchte Bank hinter sich lassen. Danach war ihm das Watt verleidet, und er ging mit seinem Vater nach Helgoland auf Heringsfang.

Greth Skrabbel, die in ihren jungen Jahren so viel überschüssige Kraft gehabt hatte, alterte früh. Ihre Füße schwellen an, so daß ihr das Gehen und Stehen schwer fiel. Danach wurde bald ihr ganzer Körper unförmig und schwer beweglich. Nur ihr Geist war frisch bis zuletzt. Es ist kein Bild von ihr überliefert, aber nach dem, was die Großväter der jetzigen Generation erzählten, und was sie von ihren Großvätern übernommen hatten, ist Greth Skrabbel bis an ihr Lebensende Greth Skrabbel geblieben, eine Persönlichkeit etwa wie Hille Bobbe, die Hexe von Harlem, die „Matrosenmutter“, wie Franz Hals sie so unübertrefflich geschildert hat. Ihre Töchter verheiratete sie, ob sie wollten oder nicht; die Söhne jagte sie auf See hinaus. Nur Peter hielt sie fest, obgleich er der Älteste war und nach altem Sylter Brauch sonst der Jüngste das elterliche Gewese erbt.

„Sieh zu, daß du mir früh eine junge Frau ins Haus bringst; ich schaff's nicht mehr lange“, sagte sie oft zu ihm, noch ehe er (21) selbst ans Freien dachte; aber Peter konnte sich nicht entschließen.

„Dann laß liegen, Mutter.“ Mehr brachte sie jahraus, jahrein nicht aus ihm heraus. Aber sie ärgerte sich darüber, und als sie wirklich zu sterben kam, waren ihre letzten Worte auch an ihn gerichtet: „So, Peter, nun mußst du doch freien gehen - und wenn es Gondel Matzen werden sollte.“

Dann quälte sie sich noch ein paar Tage so hin, aber starb dann wahrhaftig, obgleich Jens noch auf See war und Peter mit dem Begräbnis doch nicht allein fertig werden konnte. Da ging er in seiner Not zum Nachbar Matzen und freite um Gondel; das war nun einmal das Leitseil, das seine Mutter ihm mit ihren letzten Worten in die Hand gegeben hatte. Sie hatte es anders gemeint, aber das verstand er nicht. Er sah kaum, daß Gondel kein Mädchen nach seiner Mutter Herzen sein konnte - träge, schmutzig, dumm. Er sah nur: sie war schließlich doch ein Weibsbild, und er brauchte eine Frau ins Haus. Sie richteten ihm auch das Begräbnis aus, Gondel und ihre Mutter. Dann heiratete er das Mädchen. Auch als er sie schon bei sich im Hause hatte, merkte er kaum, daß sie anders war, als Greth Skrabbel gewesen. Seine Mutter füllte noch jeden Winkel seiner engen Seele; sie war so viel mehr gewesen als alle andern Frauen von Rantum, daß ihr Geist ihn noch nach Jahren vollkommen beherrschte.

Jens war im Herbst nicht heimgekommen, weil er sich ein Bein gebrochen hatte und den Winter über auf Helgoland bleiben mußte. Als er im Frühling heimkehrte, ziemlich mühsam am Stock humpelnd, fand er Gondel an Greths Stelle. Er fand das Haus trübe verräuchert, das Vieh schmutzig, zwei Schafe verloren im Wattennebel, und Peter mürrischer denn je. In dem Augenblick nämlich, da der Vater über die Schwelle trat, sah Peter sein Hauswesen und seine Frau mit des Vaters Augen an. Da freute ihn beides nicht mehr; er ging nach Helgoland und kam vor Herbst nicht wieder heim. (22)

## 5 Googe

Jens Grethens Bein war schlecht verheilt; kein Gedanke, daß er noch zur See fahren konnte. Da ging er wieder hinter dem Pfluge und mistete den Stall aus, als das Vieh auf die Weide kam. Er fing auch an, hinter dem Hause einen Steinwall zu setzen, wie er das in Keitum gesehen hatte, und in dem geschützten Raum pflanzte er Grünkohl, den Gondel dann im Winter kochen sollte. Gondel sah ihm mit dumpfem Erstaunen zu. Sie fand es ganz bequem, an dem Alten so viel Hilfe zu haben. So konnte sie doch abends bei ihrer Mutter sitzen, Stricke aus Dünengras drehen und ihre Zunge laufen lassen - dumm, ihr erstes Kind zur Welt, einen strammen Jungen. Als der Großvater ihn sah und die derbe Nase, die listigen Augen bemerkte, lachte er:

„Greth Skrabbel!“

Von da an kümmerte er sich um das Kind, wie er sich um die eigenen nie gekümmert hatte. Er sagte nichts dagegen, daß Gondel ihn Lorens taufen ließ nach ihrem eigenen Vater, aber er lachte in sich hinein, als der Pastor, der gerade einen sitzen hatte, mit lallender Stimme hinterdrein sagte:

„Lorens -? Lorens -? Ach, Lorens Jens Grethen - ja, ja -!“

Ja, er wurde Lorens Jens Grethen, ganz und gar der Sohn seines Großvaters. Nach ihm kamen im Laufe der Jahre noch vier Brüder zur Welt, kräftige, tüchtige Burschen, aber um die kümmerte sich der Großvater nicht weiter. Lorens mit der lustigen Nase und den trotzig blickenden Augen blieb für ihn der Einzige. Als er noch kaum kriechen konnte, nahm ihn der Großvater schon mit hinaus in den Kohlgarten, daß die Mutter meinte, das Kind könnte den Tod haben von dem starken Wind. Aber Lorens lachte, wenn der Großvater die Haustür in die blanke Sonne hinein auftat, und er brüllte wie ein kleines Bullkalb, wenn die Mutter ihn wieder ins dunkle Haus sperren wollte. Wo er nur konnte, entwischte er der Mutter, und wenn sie ihm nachschalt, schmunzelte der Großvater und sagte:

„Greth Skrabbel ihr Lorens bist du - hee?“

(23) Und der Junge krächte vergnügt, wenn er nur den Namen hörte. -

Als zwei kleinere Brüder hinter Lorens herkrabbelten, griff sich der Großvater seinen Einzigen

und sagte:

„So, nun sollst du lesen lernen!“

„Hu, Vater, so ein Hexenkram - das arme Kind!“ schrie Gondel entsetzt; „komm, mein Lorens, das magst du nicht.“

Aber der Junge strebte aus den Armen der Mutter fort zum Großvater.

„Wohl mag ich!“ erklärte er tapfer, obgleich er gar nicht verstand, was der Großvater von ihm wollte. „Greth Skrabbel konnte auch lesen, hee, Googe?“

„Greth Skrabbel konnte auch lesen“, bestätigte Jens Grethen vergnügt; „ich habe es ihr beigebracht. Solltest es auch lernen, Gondel, könnte dir nicht schaden, wenn du mal die Nase in den Prediger Salomonis hineinstecktest. Kapitel 10, Vers 18<sup>2</sup>, da steht etwas für dich.“

Seine Augen zogen sich zu einem engen Spalt zusammen, so lachte er in sich hinein, aber seine Schwiegertochter bekreuzte sich, wie ihre Urgroßmutter immer getan hatte, und wiederholte schaudernd: „Huh - so ein Hexenkram!“

Lorens Jens Grethen lernte lesen. Das kam ihm sonderbar an. Es war nicht so lustig, wie die Pferde ins Heu zu reiten oder im Watt Schollen zu treten, und war nicht so spannend, wie in dunkler Sturmnacht am Weststrande nach Schiffen oder Schiffstrümmern auszuspähen, und doch hatte er auch dies alles einmal lernen müssen. Immer war ein Tag gewesen, an dem ihm der Großvater diese oder jene Kunst zum erstenmal gezeigt hatte. Immer war eine Zeit gewesen, in der er es so dumm gemacht hatte, wie jetzt die Brüder es taten. Jetzt kannte er Pferde und Fische und den Westensturm; das war gelernt. Aber Lesen war schwerer als alles andere, viel schwerer. Lorens biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, damit die Mutter nicht merken sollte, wie schwer die schwarze Kunst war. Sonst würde sie sagen: „Ach, Vater, laß doch das arme Kind.“ –

Draußen auf der Schwelle der Haustür saßen Großvater und Enkel, denn drinnen war es für Jens Grethens Augen zu dunkel, und Lorens ließ sich bei der schweren Arbeit auch lieber die (24) warme Sonne auf den strubbeligen Schädel brennen. Die hochgezogenen Knie des Alten bildeten das Lesepult für das mächtige Buch mit den ledernen Bänden. Er hatte es von seines ersten Pastors Witwe zum Geschenk bekommen. Was sollte sie damit? Ihr Schwiegersohn brachte selbst eine Bibel ins Haus, und sie konnte nicht lesen, ebensowenig wie ihre Töchter. Für Frauenzimmer war das nichts. Aber Greth Skrabbel hatte es doch gelernt; Jens war noch auf seine alten Tage stolz auf sie. Und nun lernte es ihr Enkel. Jens verfolgte dieselbe Methode mit ihm, wie er sie mit seiner Greth geübt hatte. Er las ihm einen Satz vor, indem er ihm Wort für Wort mit dem Finger wies, und Lorens rutschte mit seinem Finger nach und mühte sich, seine helle Kinderstimme ebenso dumpf und kratzig klingen zu lassen wie die des Großvaters. Das gehörte nun mal dazu. Greth Skrabbel hatte auch so getan, das wußte Jens noch gut. Die Sonne brütete in die offene Haustür hinein; auf den Stirnen der eifrigen Geistesarbeiter perlte der helle Schweiß; die Spur ihrer Finger legte einen leichten Schleier über das klare Schwarzweiß der breiten Zeilen, und Mutter Gondel bekreuzte sich, wie ihre Urgroßmutter getan hatte, wenn sie das Gemurmel der beiden Stimmen hörte: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. - Geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, das gepflanzt ist.

Würgen und heilen, brechen und bauen.

Weinen und lachen, klagen und tanzen.

Steine zerstreuen und Steine sammeln, Herzen und ferne sein von Herzen ...“

Und Lorens lernte, daß immer derselbe Laut dasselbe Zeichen hatte; daß „und“ immer „und“ hieß, daß „zer - her - fer“ sehr ähnlich sahen.

Im Herbst des einen Jahres hatten sie so angefangen; im Sommer hatten beide keine Zeit dafür gehabt. Aber im folgenden Winter nahmen sie ihre schwere Arbeit tapfer wieder auf, und als dann der nächste Frühling kam, ernteten sie die ersten Früchte ihrer Mühen. Eines Abends war Jens nicht daheim, als Lorens mit Schollen vom Watt kam.

„Googe?“ war heute wie stets seine erste Frage.

In der dunkel verräucherten Küche stand Gondel mit (25) rotgeweinten Augen, und die kleinen Brüder starrten den großen mit offenen Mäulern an.

„So ein Hexenkram!“ brach sie los; „ich will das nicht im Hause haben!“

<sup>2</sup>F\*: Prediger Salomo (Kohélet) - Kapitel 10 - Vers 18: 'Denn durch Faulheit sinken die Balken, und durch lässige Hände wird das Haus triefend.'

„Was denn, Mutter?“

Sie deutete an die einst weiß gewesene Wand, die nun vom schwarzen Rauch reichlich getönt war. Darin aber standen, wie mit nassem Finger zierlich herausgeholt, ein paar helle Buchstaben in der schönen steilen Schrift der alten Bibel.

„Ach, Mutter, das ist doch kein Hexenkram“, tröstete Lorens gutmütig. „Das heißt ja nur: nach Eiern! Dann wird Googe ins Burgtal gegangen sein. Ich habe schon Möwen sitzen sehen.“

Aber Gondel ließ sich nicht ablenken; sie schluchzte aus Herzensgrunde, und endlich drückte sich Lorens leise aus Küche und Haus hinaus und lief dem Großvater nach. -

Noch ein anderes lehrte Jens Grethen den Enkel; das rechneten beide aber nicht unter die schweren Künste. Er lehrte ihn seine zehn Finger abzuzählen, und als Lorens das erst begriffen hatte, zählte er von selbst weiter, und der Großvater mußte ihm immerfort neue Zahlen nennen, denn mit zehn kommt man nicht aus, wenn es sich um die Butterblumen im Grase, die Steine im Wall oder die langen Reihen der wilden Enten am hellen Himmel handelt. Dann aber fing Lorens an, die Eier zu zählen, die er fand und die, die der Großvater inzwischen gesammelt hatte, und zählte und zählte, bis er herausbekam, wieviel sie beide zusammen nun nach Hause brachten. Danach aber mußte er rückwärts zählen, so schnell er konnte, denn Mutter Gondel schlug ein Ei nach dem andern am Topfrand entzwei. Als sie endlich die große Pfanne voll hatte, und er den Rest nachzählte, da fand sich's, daß sie beide gleichzeitig auf der Sechsenddreißig angekommen waren, und Vater Peter, der über Pfingsten in Rantum aufgelegt hatte, knurrte beifällig dazu. Zählen und Rechnen – ja, das Spiel kannte auch Peter Jens Grethen. Das freute ihn. Da konnte er mittun. Aber er wurde böse, wenn der Junge es schneller riet als er selbst.

Als Peter Jens Grethen fünf Monate später zum Winter heimkam, brachte er ein Buch aus Husum mit, kaum halb so groß als des Großvaters Bibel, aber dafür auch nicht so dick voll von (26) unverständlichen Worten, sondern zwischen den Worten saßen allemal Zahlen in lieblicher Abwechslung wie die Beeren im Heidekraut, und waren die Zahlen gerade wie die Beeren das Schmackhafte an dem Gericht. Über diesem Buch aber steckten nicht nur Großvater und Enkel die Köpfe zusammen, sondern auch Peter selbst klaubte daran herum, und wenn Niggels Matzen von drüben kam, konnte der auch nicht davon weg. „Der Schatzkasten“ hieß das Buch, und es ging im Dorf von einer Hand zu andern, bis Peter es nicht mehr hergab, weil die Blätter schon herausfielen. Da kamen die Männer zu ihm und hockten in dem kalten Pesel auf Kisten und Truhen und hörten nipp zu, was Jens Grethen ihnen daraus vorklarierte.

„Das tut gut wie ein Schluck Branntwein auf See“, sagten sie, und manch einer nahm den Federkiel, den Jens Grethen ihm zurechtschnitt, und versuchte, die Zahlen nachzumalen, aber der Kiel zerbrach in der harten Faust, und nichts kam dabei heraus als ein mächtiger Klax Rußwasser. Lorens hockte derweil in einem dunklen Winkel, und sein Kopf glühte, wenn er die Männer vom Land und vom Heringsfang reden hörte. Mehr denn je achtete er auf den Wind und die Windzeichen am Himmel, auf den Stand der Sonne und die Bewegungen der Sterne, denn all das mußte er kennen, wenn er auf große Fahrt gehen wollte. Große Fahrt war für ihn der Heringsfang in der Grop zwischen Helgoland und Sylt. Das war das Höchste und Fernste, das er oder einer der Männer im Dorf nur irgend denken konnte. Als der Großvater aber merkte, wie sein Sinn hinaus stand, nahm er ihn bei Nacht an der Hand und führte ihn auf die nächste Düne, und Wies ihm die Sterne, wie sonst niemand im Dorf sie kannte, nicht nur den Himmelswagen und den Nordstern, Friggas Recken und Thors Hammer - nein, er lehrte ihn auch darauf zu merken, wie gefällig sich das Gewusel der kleineren Sterne zu Gruppen und Bildern zusammenschloß. Und indem Lorens all das in sich aufnahm mit der gleichen Begierde, die Jens noch von Greth Skrabbel her wohl kannte, lernte er endlich, was dem Großvater selbst noch schwer fiel: die Stunden der Nacht zu messen nach den wandernden Sternen auch dann, wenn Nebelschleier zwischen Himmel und Erde zogen und die Sternbilder teilweise verwischten. (27)

## 6 Lorens der Hahn

Es war in diesen Jahren, daß der dänische König und der Gottorffer Herzog sich gegenseitig den Pelz zu kämmen suchten. Dabei mußten die Läuse, die in dem Pelz saßen, mehr leiden als die hohen Herren, die ihn trugen. Zwar - Herzog Christian Albrecht mußte sich außer Landes begeben, als der König ihm auf die Hacken trat, aber darum lebte er in Hamburg doch nicht weniger behaglich als auf Schloß Gottorff, und wenn die Gelder aus der Heimat vom Könige mit Beschlag belegt wurden, dann mußte Schweden einmal Vorschuß geben und selbst sehen, wie es den Vorschuß hernach mit Zins und Zinseszins aus den schleswig-holsteinischen Städten und dem platten Lande wieder herauspreßte. Viel war da nicht mehr zu holen seit dem Polackenkriege, aber der Schwede nahm schließlich auch, was die polnischen Wölfe übrig gelassen hatten. Der König aber, der fünfte Christian von Dänemark, hatte es ja bequem, seine Soldaten in die gottorffschen Lande zu legen und sie dann selbst für Kost und Löhnung sorgen zu lassen. Und wenn der Krieg schließlich auch die Soldaten fraß, nun, dann gab es immer noch genug Läuse im gottorffschen Pelze, die man knacken konnte - man mußte nur zu kämmen verstehen.

Nach Sylt kamen dänische Werber; die griffen auf, wen sie nur irgend fangen konnten. Sie prügeln die Leute wie die Hunde, wenn sie nicht Geld nehmen wollten. Die Leute erschrecken und nahmen Geld. Mehr als neunzig kamen so im Frühjahr 1677 auf die dänische Fotte, davon starben siebzehn im Laufe des Jahres an den Folgen der schlechten Behandlung, an Hunger und Krankheit. Als im März des folgenden Jahres die Werber wiederkamen, ging das Seevolk durch und war keiner, den die Dänen pressen konnten. Einer der Offiziere kam selbst bis Rantum, und als er Lorens dort unter den andern Kindern sah, rank und schlank, einen halben Kopf größer als seine Altersgenossen, wollte er den Zehnjährigen greifen. Aber der Großvater gab Lorens einen Wink, da entwich der in die Dünen, und dieser Pelz war gar zu groß und die Laus gar zu klein; die kämmt (28) selbst ein enger Kamm nicht heraus. Der dänische Offizier prügelte den alten Mann, daß ihm das Blut aus Nase und Mund Stürzte, und blieb drei Tage selbst im Hause. Dann zog er ab. Gegen ein Fuder Mist kann man nicht anstinken, dachte er, als er von Gondel verlangt hatte, daß sie ihm die Kammer scheuern sollte und Gondel dazu einen Eimer voll Jauche genommen hatte. So brachte sie ihn wieder aus dem Hause. Aber die Weiber von Sylt mußten dafür, daß ihre Männer nicht dem dänischen Könige gegen ihren eigenen Herzog in den Krieg folgen wollten, 550 harte Taler zahlen, außer all den andern Steuern, die König und Herzog jeder für sich dort holten. Als die Männer im Herbst heimkamen, erfuhr Peter Jens Grethen, was sich begeben hatte. Erstaunt sah er auf seinen Ältesten, den er bis dahin wohl noch nie anders angesehen hatte als seine Brüder, die Schweine und das Kleinvieh. Nun sah er plötzlich, daß der Junge wie ein gutes zweijähriges Hengstfohlen war, voller Kraft und Leben, voll Eigenwillen und Übermut, anders als seine jüngeren Brüder und sehr verschieden auch von allen andern Kindern im Dorf.

„Im Frühjahr muß er mit“, sagte er zu Jens Grethen, und der Alte nickte schweigend: besser nach Helgoland auf den Heringsfang, als nach Kopenhagen auf die königliche Flotte. Von den Helgoländern wurden die Sylter geachtet als ihresgleichen; unter den Dänen aber waren sie wie die Möwen unter den Raben. Als aber das nächste Frühjahr kam und weil die dänischen Werbeoffiziere eine große Beschwerde über die widerspenstigen Sylter bei dem königlichen Commissair Tych geführt hatten, sandte der einen ganzen Zug Soldaten, Reiter und Fußvolk mit ihren Offizieren nach Sylt. Die waren nicht dumm. Sie zogen die Schiffe auf Strand und legten in jedes eine Wache, die scharf geladen hatte. Wer sich irgend am Strande blicken ließ, wurde erschossen, und der Anführer gab bekannt, daß alle Schiffe leck geschlagen würden in dem Augenblick, wo die Insulaner wagen würden, auch nur eine Wache aufzuheben. Nun, meinte er, könnte ihm das Mannsvolk nicht entgehen.

Es war aber schönes klares Frostwetter, und seit Tagen schon wehte ein leichter Nordost. Am Abend war er steil Ost und stand steif vom Festlande herüber. Da lief das Watt trocken. (29) Mitten in der Nacht wurde Lorens aus seinem Bett geholt, und da er vor Schlaftrunkenheit nicht stehen konnte, zog ihn der Großvater selbst an: die dicken grauen Strümpfe mit den Ledersohlen, die Mutter im Winter gestrickt hatte und auf die er so stolz war. Lang und groß waren sie, länger als seine Beine und größer als seine Füße; er konnte noch Jahr und Tag wachsen, ehe er sie ausfüllen würde. Darüber kam die rote Jacke, rundrum gestrickt



nach uralter Sylter Art, die ihm bis über die Knie herunterhing. Aber die Hose hielt alles zusammen, eine echte Seemannshose, die schwarz geteert war und so steif, daß sie wohl allein im Winkel stehen konnte. Die wurde unter den Knien festgebunden und um den Leib mit einem Riemen geschnallt.

Lorens rutschte mit den Füßen in die Holzschuhe und zog die Mütze über die Ohren, aber er tat alles wie im Traum, und immer wieder fielen ihm die Lider über die Augen, so sehr er sich auch mühte, sie offen zu halten. Da gab ihm der Vater einen Becher, aus dem er selbst soeben getrunken hatte.

„Mach Rest“, gebot er, und Lorens griff darnach und schluckte ein-, zweimal, dann mußte er husten und krächzen, aber dabei wurde er plötzlich hellwach, und ein heißer Schauer rann ihm über den Leib. Er sah die Stube im flackernden Dunkel, sah, daß die Mutter sich mit dem Ärmel über das Gesicht fuhr, und hörte des Großvaters Stimme:

„Der Herr segne dich und Er behüte dich -“

Dann befand er sich - wieder ganz plötzlich - draußen auf dem Norderweg. Ein eisiger Wind fuhr über Watt und Weiden daher; scharf blinkten die Sterne. Aber Lorens sah nicht zu ihnen hinauf; er sah nur vor sich einen Klump von Männern und jungen Burschen, die eilig und schweigsam dahinwanderten. Denen trabte er nach, so schnell er nur konnte. Nach einiger Zeit wandten die Männer nach Osten um. Nun blendeten sie ihm den Wind ab. Da war es heimelig warm hinter ihnen, und in der Wärme verflog das Wachsein wieder. Die Augen fielen ihm zu, aber seine Beine liefen von selbst den Männern nach, ohne daß er noch etwas davon wußte. Er wachte erst wieder auf, als seine Holzschuhe laut und schallend auf Steinen klapperten. Da schrak er auf und erschrak noch mehr, als er sah, (30) daß der Vater sich umwandte und ihm mit der Faust drohte. Er schlurrte aus den Schuhen heraus, nahm sie in die Hand, wie die andern schon längst getan hatten, und lief auf den Ledersohlen seiner Strümpfe weiter. So trabte er dahin, zwischen Schlaf und Wachen; doch jedesmal, wenn er die Augen wieder auftat, war der Menschenklump vor ihm dicker geworden, und um ihn herum und hinter ihm trabten noch mehr solche wie er war, halb schlafend, halb wachend.

Die Nacht verging, und um die Zeit, wo er sonst aus dem Stroh zu kriechen pflegte, fühlte er des Vaters harten Griff an der Schulter, der ihn schüttelte:

„Wach auf! Im Watt kannst du nicht schlafen.“

Er riß sich hoch und warf den Kopf auf, und dann fühlte er, daß nun die Nacht wirklich vorüber war. Er rieb sich die Augen und nieste ein paarmal, dann war er wach, wirklich hellwach. Noch war die Sonne nicht da, aber ein hoher und klarer Himmel gab schon genug Licht, daß Lorens Jens Grethen um sich sehen konnte, und was er da sah, das setzte ihn mächtig in Erstaunen. Er stand auf hoher Heide, die hinter ihm noch höher anstieg. Vor ihm aber, nach Osten und Süden zu, lief das Land flach ins Watt hinaus, und hier auf einem breiten Wege, der durchs Weideland führte, waren ein paar hundert Männer versammelt, alle zur Seereise gerüstet wie sein Vater und die andern Rantumer auch, mit Bündeln unterm Arm oder auf dem Rücken. Lorens riß die Augen weit auf; dann konnte er sich nicht mehr halten:

„Junge - Vater - was Menschen auf der Welt!“

Er hatte den Ausruf nicht mehr zurückhalten können; er hatte ihn auch nur für seinen Vater bestimmt. Aber seine helle Knabenstimme schwang sich so laut und unbekümmert über das Schweigen der Männer hin, daß viele sich verwundert nach ihm umsahen, und ein alter Mann, der nicht weit von ihnen stand, sah erst Lorens und dann den Vater und dann wieder Lorens spöttisch an; dann spuckte er aus und sagte:

„Mir scheint, Ihr hättet Greth Skrabbels Maulwerk noch extra totschiagen sollen, als sie schon im Sarge lag.“

Peter Jens Grethen gab keine Antwort, aber er versetzte seinem Ältesten einen Puff, den dieser sich ganz richtig übersetzte.

„Halt's Maul!“ hieß der. Die Mahnung schrieb Lorens sich hinter die Ohren, aber sie zu befolgen wurde ihm nicht leicht. Zu sehr war er daran gewöhnt, mit dem Großvater umzugehen, der freilich selbst auch nicht eben mitteilzaam genannt werden konnte, aber doch das kindliche Gebabbel ohne Einschränkung geduldet hatte.

Ehe die königlichen Werbeoffiziere an diesem 6. März des Jahres 1679 aus ihren Betten krochen, und ehe die Soldaten die Wachtfeuer verließen, die sie in der Nähe der Schiffe angezündet hatten, waren die Sylter Seeleute schon so weit draußen im Watt, daß niemand

sie mehr einholen konnte. Freilich mußten die Frauen wieder mit 500 Talern die Freiheit ihrer Männer büßen und dem Commissair Tych noch extra mit 100 Talern „zur Diskretion“ das Maul stopfen. Die Frau Amtmannin in Tondern aber, die sich aus irgend einem Grunde ebenfalls durch die Flucht des Sylter Seevolks benachteiligt fühlte, verlangte hundert Pfund Federn und Daunen von den Sylterinnen. Es durften aber nur bestgeschlissene sein, kein Spulenrestchen, Schmutz oder Blut durfte mehr daran kleben. Wochenlang saßen die Frauen über der Arbeit, die Männer aber wanderten derweil frei und ungehindert die schleswigsche Westküste entlang nach Holstein hinunter. Die meisten blieben in Tönning oder Husum haken; andere zogen sich nach Hamburg und Altona.

Lorens Jens Grethen trabte an seines Vaters Fersen hinter dem Haufen her. Er wußte nicht, was der Vater zu tun beabsichtigte, er ahnte nichts von ihrem Reiseziel, und zu fragen wagte er nicht. Aber er zerbrach sich auch nicht den Kopf über das Wohin? Wo er ging und stand, war die Welt groß und wunderbar. Er übernachtete mit seinem Vater in Scheunentennen, in denen ein ganzes Sylter Haus mit Stall und Hofwinkel hätte Platz finden können; er lernte Rindvieh kennen, gegen das ihm die Kühe seiner Mutter vorkamen wie seine Holzschuhe gegen Matzenohms Kutter; er kam an Tische zu sitzen, wo mächtige Braten in starkduftenden Fett-Tunken zum täglichen Brot gehörten, und wo er selbst das Brot eintunkte, das auf Sylt doch nur für Alte und Kranke gebacken wurde; er sah Kinder in bunten Röckchen über leinenen Hemden, sah Frauen im Schmuck (32) schwerer silberner Ketten und Knöpfe, und auf den Marktplätzen der Städte, durch die sie auf ihrer Wanderung kamen, sah er gar hin und wieder die Frauen in seidenen Gewändern mit Mänteln aus Samt mit Pelzwerk verbrämt, und stattliche Ratsherren in kostbaren Wämsern, auf denen reiche Ketten lagen. Das alles sah Lorens mit großen Augen, und hörte, was nur eben in seine Ohren hineinging und was darin von dem fremden Klang der Sprache haften blieb. Wenn er sich aber vergaß und sich mit rascher Frage an seinen Vater wendete, bekam er nie eine andere Antwort als einen Puff: „Halt's Maul!“

So lernte Lorens Jens Grethen schweigen und wurde ein Mann. –

Von Husum nahm ein Frachtschiff sie mit nach Helgoland. Peter Jens Grethen fuhr mit einem Helgolander auf Part zum Heringsfang. Der hatte aber selbst Söhne. So kam Lorens zu einem andern. Auf dessen Schaluppe war er der einzige Junge unter lauter Männern. Er bekam schwere Arbeit und karges Essen, wenig Schlaf den Sommer über, selten ein böses und niemals ein gutes Wort, gelegentlich wohl auch „Stockfisch mit Faustbutter“, wie der Schiffer es nannte, obgleich das Tauende dabei mehr mitsprach als der Stock. Aber der Fischer war einmal in Husum Werbern in die Hände gefallen und hatte mit dem Stock Bekanntschaft gemacht, ehe es ihm geglückt war, vom Lager wieder in den Hafen zu kommen; da war ihm der Schnack dann im Munde hängen geblieben. Der Schiffer tat nicht oft das Maul auf, aber doch öfter als die Genossen, und jedesmal blieb Lorens dann ein Wort im Ohr, dem er nachdenken mußte. Das erinnerte ihn an den Großvater.

Im Herbst kamen Gerüchte von einem Frieden zwischen Dänemark und Schweden. Danach aber hieß es, daß Christian V. von neuem Völker anwürbe, die der Herzog von Hannover abzdanken sich entschlossen hatte. Hamburg bekam hierob große Augen, dachte, es würde ihr gelten, ließ deshalb stark werben, ließ vor dem Steintor einige Schanzen aufwerfen, die Bäume auf der Reeperbahn abhauen und den vorm Altenauer Tor stehenden Pulverturm abbrechen. Peter Jens Grethen machte auch große Augen, als er davon hörte, und als der Heringsfang beendet war, ging er allein nach Sylt zurück und ließ (33) Lorens auf dem Land. Er wollte nach seinen Leuten sehen und meinte, er selbst könnte sich wohl bergen vor Werbern und ähnlichem Volk, aber den Jungen wollte er nicht überher noch hüten müssen. Lorens war es zufrieden. Nun prügelte er sich mit den Helgolander statt mit den Rantumer Jungen herum. Ihm gefiel das Leben auf dem Land nicht übel. Auch im Winter kam mancher Tag, an dem man wohl ein paar Butt einbringen konnte, und wenn es sonst nichts gilt, ist die Krabbe auch ein Fisch; dann warf man Hummer und Taschenkrebs ins kochende Wasser und zerbrach ihnen die Scheren. Wenn auch nicht alle Tage Fangtag, so war doch jeden Tag Eßtag. Der Schiffer hielt ihn gut. Sie strickten Strümpfe und strickten Netze und flickten die langen Grundleinen, die zum Schellfischfang gebraucht wurden. Dazwischen kletterte Lorens mit andern Buben am Felsen herum, wenn die Schnepfen strichen, fing mit dem Ketscher die Kleinvögel, die bei Nebelwetter in dunkler Nacht sich nach der Feuerblüse zogen, und traf tagsüber mit der Schleuder manche Krähe zu Tode. So brachte er immer etwas in den

Kochtopf; das machte ihm die Hausfrau wohlgesinnt. Das Haus, in dem sie wohnten, lag am Wall, der den hohen Felsen mit dem Dünenland verband. Hier unter der weißen Klippe lagen nur zwei Reihen kleiner Häuschen – „sie laufen hintereinander weg wie eure Inseln da drüben oder wie Gänse“, sagte der Schiffer – aber sie lagen hier gut, geschützt durch den roten und den weißen Felsen. Lorens kletterte überall herum, während die Helgoländer Jungen nur dahin kamen, wo es etwas zu holen gab. Der Schiffer schüttelte manchmal den Kopf über ihn: „Junge, sitz doch still!“ Aber das nützte nicht viel.

Lorens hielt den Winter wohl aus, aber er brannte aufs Frühjahr, um wieder hinaus zu kommen und wieder das lebendige Gefühl des Wassers unter sich zu spüren, statt des harten Bodens des roten Felsens, zu dem er keine rechte Beziehung finden konnte. Endlich kam der März, es kam der Kabeljau, aber die Helgoländer kamen immer noch nicht in Schwung. Ach, gewiß, sie standen des Morgens auf und gingen an Bord und warfen die Leinen aus und nahmen dann auf, was Gott ihnen bescherte, aber das alles ging so gemächlich vor sich, daß Lorens das Feuer (34) aus den Augen sprang. Das Doppelte würden sie fangen können, wenn sie nur früher aufstehen möchten, dachte er bei sich, aber es erwies sich als unmöglich, den Schiffer flott zu kriegen. „Was?“ knurrte er; „ist Boy jetzt Kapitän? Soll ich ausfahren, ehe die Hähne krähen? Soll ich dem Nachbarn den Wind abkneifen? Das mag wohl auf Sylt Sitte sein – ein Helgoländer tut das nicht, und wenn er darüber hungern müßte. Ein guter Nachbar ist besser als ein erzürnter Freund; das merke dir, mein Jüngskén.“

Und als Lorens daraufhin noch wagte, zu sagen:

„Jee, Schiffer, es bleiben genug für den Nachbarn, auch wenn Ihr einen Fang voraus tut –“ da nahm ihn der Alte unsanft bei den Ohren.

Nicht lange danach befiel eine sonderbare Krankheit die Helgoländer Hähne. Vordem hatten sie gekräht, wie andere brave Hähne auch tun: wenn die erste Morgendämmerung das Nahen der Sonne ankündigte. Standen die Fischer dann auf, so kamen sie meist mit der Sonne zugleich aufs Wasser. Jetzt aber krähten die Hähne Nacht für Nacht so früh, daß die Fischer schon die Leinen ausgelegt hatten, ehe die Sonne sich blicken ließ. Das gab gute Fänge. Es war, als ob die Fische doppelt so gern anbissen, solange die Dämmerung ihnen noch die Leinen unsichtbar machte. Lorens plagte seinen Brotherrn, nach kürzerer Zeit schon, als sonst über Tage üblich war, die Leinen wieder einzuholen, und wirklich waren sie überreichlich besetzt. Am Abend legte der Schiffer mit doppelter Andacht die Hände überm Ruder zusammen:

„Gott sei Dank für diesen Tag! Morgen mehr!“ sprach er dazu, wie seine Gewohnheit war, und am andern Tage bescherte Gott ihm wahrhaftig wieder einen guten Fang.

Das ging eine Weile so fort, aber den Helgoländer Jungen gefiel dies Leben nicht so gut wie dem Sylter. Sie schlichen ihm nach und lauerten ihm auf, und eines Abends, als eben die Schaluppen heimgekommen waren, fielen sie alle über ihn her und verprügelten ihn auf gemeinsame Kosten. Es war ein arger Knäul und ein solches Gewühl von Armen und Beinen, daß Lorens nicht einmal schwer beschädigt wurde, aber als der Kampf vorüber war, konnte er doch sich kaum mehr aufrecht (35) halten, und lehnte trutzig mit dem Rücken an der Hauswand, während seine Gegner mit geballten Fäusten und wütenden Schimpfreden immer wieder auf ihn eindrangten. Ein Fremder, der gerade vorüber ging, blieb stehen.

„Hee?“ machte er und sah Lorens an, der mit der Hand sich das Blut aus dem Gesicht wischen wollte, es aber nur verschmierte; „wer bist denn du?“

„Lorens Jens Grethen“, antwortete der Junge und richtete sich straffer auf. Da fiel der Blick des Fremden auf die gestrickte Jacke.

„Ein Sylter Mann –“ sagte er spöttisch. „Seit wann ist es denn bei euch Sitte, daß die Männer sich nach den Weibern nennen?“

Lorens warf den Kopf hoch.

„Greth Skrabbel war meine Großmutter.“

Da wurde der Blick des Fremden bewußter, aber den Helgoländer Burschen paßte das Gespräch nicht.

„Lorens Jens Grethen hieß er – jetzt heißt er Lorens der Hahn“, schrie einer, und die andern fielen lärmend ein: „ja, der Hahn – der Hahn – Lorens der Hahn!“

„Der Hahn?“ wiederholte der Fremde verwundert, und Lorens fing an zu lachen, trotz Blut, Schrammen und Beulen lachte er aus Herzensgrunde; doch je mehr er lachte, desto wütender schrien seine Feinde. Es dauerte geraume Zeit, bis der Fremde den Hering im Mahlstrom

greifen konnte. Die Helgolander hatten entdeckt, daß Lorens vor Tau und Tage hinter den Hühnerställen durchgekrochen war und durch geschicktes Nachahmen des Hahnenschreies die Hähne zum Krähen veranlaßt hatte. Ein Hahn hatte die andern geweckt, sie alle zusammen aber die Helgolander Fischer, die dadurch um Stunden früher als sonst zum Fischen ausgefahren waren. Lorens lachte. Wollte sein Schiffer nicht allein vor der Zeit fahren, um dem Nachbarn nicht den Fang vor der Nase wegzuschnappen, nun, dann mußte der Nachbar eben auch früh hinaus. Dann taten sie beide einen guten Fang; es gab genug Fische im Wasser.

Der Fremde schüttelte den Kopf.

„Bist unklug“, sagte er kurz; „Boy ist nicht Kapitän. Komm mit mir; du paßt nicht hierher.“ Das lachende Bubengesicht wurde mißtrauisch. „Wohin?“ (36) „Auf Grönland.“

Lorens lehnte sich fester an die Hauswand. Er kannte die großen Grönlandfahrer wohl, die auf den Walfischfang fuhren, aber sie hatten ihn noch nie gelockt. Da oben an Deck konnte man die See nicht so fühlen wie in der kleinen Schaluppe, und Speck schneiden, statt die glatten frischen Fische durch die Finger gleiten zu fühlen - nein, das mochte er nicht. Der Fremde zuckte die Achseln, als er sein Zögern sah.

„Bist unklug“, wiederholte er, „wirst noch einmal an mich denken, wenn du dies satt hast. Dann such mich in Hamburg.“

Er warf Lorens ein Geldstück zu, das der geschickt mit der Hand auffing. Dann ging er weiter, und die Buben starrten ihm mit offenen Mäulern nach.

„Wer war das?“ fragte Lorens nach einer Weile.

„Kennst du ihn nicht? Matthis Peters von Föhr war das, der glückliche Matthis. Oha, der hat schon mehr Walfische gefangen als du Heringe. Zeige, was er dir gegeben hat. Einen holländischen Gulden - wahrhaftig, du hast auch mehr Fisch als Leine im Boot!“

Sie wollten ihm das Geldstück abnehmen, aber Lorens ballte die Hand zur Faust und kämpfte sich durch den Knäuel hindurch. Als sein Vater ein paar Tage später ankam, zeigte er ihm den Gulden und erzählte sein Erlebnis.

„Weshalb fährt Vater nicht auf Grönland?“ fragte er dann, aber Peter Jens Grethen gab ihm keine andere Antwort als die alte Rede:

„Lieber zu still, als zuviel.“ -

Das Jahr brachte einen schönen Sommer. Ein paar Gewitter gingen über See nieder, die Leinen und Netze in Gefahr brachten, sonst aber gab es meist stilles Wetter. Leise gewiegt von der Dünung der Gezeitenströme ruhten die Schaluppen, Ewer und Kutter wie schwimmende Enten auf dem Wasser. Kein Unglück störte den ruhigen Gang der Ereignisse, aber wenn die Schiffe mit ihrem Fang die Elbe hinaufsegeln wollten, um ihn in Hamburg zu Markt zu bringen und in der flauen Luft kein Vorwärtskommen war, dann kam mehr als einmal dem jungen Lorens des Vaters Wort: „Lieber zu still als zuviel“ störend in den Sinn, und er hörte des glücklichen Matthis spöttische Stimme:

„Bist unklug - komm mit!“

Erst als im Hochsommer der Hering kam und bald danach auch das Wetter unruhig wurde, belebte sich der Betrieb, und dabei vergaß Lorens der Hahn alle überflüssigen Gedanken und hätte gern wieder gekräht, um ein paar Fangstunden am Tage mehr herauszuschlagen. Im Herbst aber machten die Stürme, daß er tagsüber kaum genug Essen hinunterschlingen konnte und abends doch todmüde ins Stroh kroch, so nahm ihn die schwere Arbeit mit. Aber seine Glieder reckten und streckten sich dabei, und seine Muskeln wurden steinhart. Er nahm es mit manchem auf, der um Jahre älter war als er. Der Schiffer aber war ein verständiger Mann und erlaubte nicht, daß Lorens von den älteren geschunden wurde.

„Er hat's noch nicht durchgeholt; er ist noch nicht ausgewachsen“, pflegte er zu sagen, und die Bordgenossen ließen es gelten, da Lorens von allen die beste Orientierung hatte und ihnen schon aus mancher Klemme geholfen hatte.

In diesem Winter war es Lorens schon selbstverständlich, auf dem Land zu bleiben, um im nächsten Frühjahr als erster Sylter mit hinaus zu fahren. So ging ein Jahr nach dem andern hin, und als er kaum ins fünfzehnte Lebensjahr eingetreten war, kam ein Tag, an dem er die achtzig Fragen des Helgolander Ältestenrates über die Gestirne des Himmels und den Lauf des Herings und des Kabeljau, über die Platen und Gründe zwischen Wangeroog und Eiderstedt, über die Einfahrt in die Elbe und alle See- und Landkennungen auf dem Wege von Helgoland nach Hamburg, mit Auszeichnung beantworten konnte. Danach bekam er seinen

Schein als vollbefahrener Mann und konnte nun wie sein Vater und andere Sylter auch mit einem Helgolander auf Part fahren - wenn er wollte. Er wußte nun aber selbst nicht recht, ob er wollte. Sein Schiffer entließ ihn; er brauchte einen Jungen an Bord, keinen vierten Mann. So ging Lorens Jens Grethen, oder wie auf seinem Helgolander Schein stand: Lorens Petersen der Hahn, mit seinem Vater und seinen Brüdern Manne und Aaners, die nun auch schon auf Helgoland fuhren, im nächsten Herbst einmal wieder nach Sylt zurück, nur weil er mit sich selbst nicht recht einig werden konnte. (38)

## 7 Der Grönlandfahrer

Es war ein diesiger Tag, still, sanft und schwül bei bedecktem Himmel, als die Sylter auf Cornelis Matzens Kutter, den sie in Husum angetroffen hatten, übers Watt auf Rantum zu hielten. Lorens hockte am hohen Bordrand und sah über die graue Wasserfläche. Es ging ihm sonderbar. Jahrelang hatte er nicht heimgedacht, sondern hatte ganz nur dem Tage gelebt. Nun rührte ihn alles, was er sah, an, als wollte es fragen: kennst du mich noch? Da war die langgestreckte Reihe der Föhrer Dörfer hinterm Deich; im Norden tauchten Morsum und Archsum auf, dahinter die Keitumer Kirche; dann grüßte Burg Tinnum überm Weideland, und plötzlich begann des Jungen Herz zu schlagen, daß die rote Jacke über seiner Brust zitterte. Hastig drehte er sich nach den Brüdern um.

„Lebt Googe noch?“ Seit Jahren hatte er nicht mehr an den Großvater gedacht.

Die Brüder antworteten nicht; sie lagen zusammengeknäult in tiefem Schlaf. Lorens sah auf sie hin. Denen möchte ich auch einmal krähen, dachte er mit verkniffenen Augen, aber er weckte sie nicht. Schließlich war doch der Sommer darüber hingegangen, seit sie den alten Mann zuletzt gesehen hatten. Der Vater saß hinterm Mast, an dem das Segel leise hin und her schlappte. Es war so still, kaum, daß überhaupt noch Bewegung in der Luft war. Und plötzlich überkam Lorens ein Angstgefühl, eine Beklemmung, daß ihm war, als drückte Hel selbst ihm die Kehle zu - wenn er zu spät heimkehrte? Wenn der Großvater jetzt, gerade jetzt im Sterben läge und ihn rief? „Googe, Googe“, antwortete er in Angst, und große Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn. Er wischte sie mit dem Ärmel fort und sah sich verstört um. Kam denn kein Wind? Das Wasser fing schon an zu fallen.

Wenige Minuten später saßen sie fest. Cornelis Matzen warf den Anker aus, holte die Segel ein und kroch unter Deck; die andern schliefen weiter. Lorens blieb, wo er war. Der hohe (39) Bordrand senkte sich, und in dem Maße, wie das Wasser fiel und der Kutter sich allmählich auf die andere Seite legte, stieg die Backbordwand hoch. Das abziehende Wasser gluckte dicht unter ihm. Das klang wie des glücklichen Matthis lockendes: „Komm mit - komm mit -“, wie er es in Gedanken so oft gehört hatte. Denn Während das Wasser fiel, stieg seine Angst, und endlich rüttelte er Aaners wach.

„Ich geh heim.“

Aaners rieb sich die Augen und blickte nach Westen hinüber, wo zwischen dem grauen Himmel und den mattschimmernden Dünen ein dunstig roter Streifen stand. „Zu spät“, antwortete er, drehte sich um und schlief weiter.

Einen Augenblick stand Lorens unentschlossen. Aaners hatte recht: in einer knappen Stunde würde Himmel und Wasser eine dunkle Masse sein und die Insel dort drüben zwischen sich erdrücken. Dann würde er sich verlaufen, wenn er noch nicht drüben war. Er kannte die Wattenströme nicht mehr so genau, es mochte sich manches geändert haben in den letzten Jahren. Wenn Aaners mitkäme - aber der schlief schon wieder. Lorens nahm den Bootshaken und maß die Tiefe der Strömung; wenn er überhaupt gehen wollte, mußte er es sofort tun. So zog er die hohen Seestiefel aus, die langen Strümpfe und band die Hosen hoch überm Knie. Als er die Beine über den Bordrand warf, gab es dem ganzen Kutter einen Ruck. Der Segelbaum knuffte den Vater in die Seite. Der wachte auf und sah sich um.

„Wo willst du hin?“ fragte er mürrisch.

Lorens wies mit einer Kopfbewegung nach Rantum hinüber.

„Kannst nicht stillsitzen?“ sagte Peter Jens Grethen unzufrieden. Dann krabbelte er nach der Luke, riß die schwere Falltür hoch und warf seinerseits die Beine dort hinein, um den Rest der Hohlebbe unter Deck zu verschlafen. Als er aber sah, daß Lorens sein Vorhaben nicht

aufgab, sondern schon im Wasser stand und nach den Stiefeln und seinem Bündel griff, hob er die Hand.

„Wer im Watt ertrinkt, findet keine Ruhe und muß treiben“, sagte er dumpf. Dann verschwand er in dem dunklen Loch und zog die Falltür über sich. Lorens stand betroffen. Dies war die (40) längste Rede, die er je von seinem Vater gehört hatte. War es Wahrheit, daß man im Watt keine Ruhe finden konnte nach dem Tode? Ein Schauer rann über ihn hin, aber wieder raunte und flüsterte das Wasser: „Komm mit, komm mit - bist unklug!“ Da warf er sich Bündel und Stiefel auf den Rücken und wanderte los.

Der Marsch war leichter, als er gedacht hatte. Ihm schien, als gäbe es kein schöneres Wandern als dies über den weichen Schlick, der sich so lebendig unter seine Sohlen schmiegte; dies Wandern durch das leise ziehende, herbstliche laue Wasser. Jeder Butt, der unter seinem Fuß davonschnellte, jeder klagende Ruf des Brachvogels rührte ihn an wie ein Gruß aus Kindertagen, und dabei fiel ihm die Mutter ein, der er so oft Fische und Eier in die Küche gebracht hatte. Freilich, die Mutter würde wohl noch leben, aber der Großvater -? Und wieder packte ihn die Angst, und er watete schneller durch das rinnende Wasser, so daß er noch vor fallender Dunkelheit bei Rantum Inge aufs feste Weideland kam. Er ließ sich nicht die Zeit, Strümpfe und Stiefel wieder anzuziehen, denn er sah von weitem im Hause seiner Mutter einen rötlichen Schein, als wäre das Herdfeuer dort noch lebendig. Das Herz schlug ihm im Halse, als er näher kam. Er strich außen am Hause entlang und versuchte, durch die grünen Scheiben in die Küche zu sehen. Er sah aber nur das Flackern der Flammen, alles andere lag in tiefem Dunkel. Da ging er ums Haus herum und drückte die Haustür auf. Unvermutet fühlte sein Fuß dabei an etwas weiches, wolliges, etwas, das sich bewegte und doch schwer war wie ein schlafendes Schaf. Er warf sein Bündel und die Stiefel hin und bückte sich danach. Seine Hände fühlten tastend ein wollenes Röckchen und ein nacktes Beinchen; es war ein Kind, das hier schlief. Lorens nahm es auf und trug es ins Haus. Mit dem Fuß stieß er die Küchentür auf. Da saß der Großvater am flackernden Herdfeuer; die offene Bibel lag ihm auf den Knien. Fragend blinzelte er durch die Flammen.

„Lorens?“ sagte er ruhig, als wäre der junge Bursche erst gestern von ihm gegangen. „Bist mit Cornelis Matzen gekommen? Das dachte ich schon, ich sah den Kutter.“

Verwirrt stand Lorens mit dem schlafenden Kind im Arm. Alle (41) Angst fiel von ihm ab, und auch er sprach, als wären nicht Jahre vergangen, seit er daheim gewesen.

„Ich fand es vor der Tür“, sagte er, als des Großvaters Blick auf das Kind fiel; „gehört es uns?“ „Nein“, antwortete Jens Grethen. „Es ist Inge Erk Andresen aus Tinnum. Die Mutter starb im Sommer. Da ist niemand sonst im Haus. Nun ist sie hier bei Mai Taken, bis Erk Andresen heimkommt; aber sie läuft mir immer nach. Lege sie hierher, sie kann hier schlafen.“

Mühsam stand der Alte auf. Nun sah Lorens doch, daß er krumm und zittrig geworden war. Aus einem Verschlage holte er ein dickes Schaffell. Das warf er auf den Boden, und Lorens bettete das Kind darauf; dann legte er ihm die eigene Jacke über. Das Kind schlief ruhig weiter; seine blonden Haare standen ihm kraus um den Kopf; es schlief mit roten Backen, und sein Atem ging tief und ruhig. Der Großvater holte den Schinken herbei; Grütze und Milch standen bereit. Lorens aß und trank wie im Traum. Der Alte sah ihm behaglich zu.

„Bist ein Mann geworden“, sagte er endlich; „hast du den Schein bekommen?“

Lorens nickte.

„Nun kann ich auf Part fahren; Jan Ulk bot es mir schon an.“

Jens Grethen verzog den Mund.

„Bist wohl ein ganzer Helgolander geworden?“

Darauf wußte Lorens nichts zu antworten. Schweigend aß er weiter.

„Weißt du vom glücklichen Matthis von Föhr?“ fragte er nach einer Weile.

Der Großvater stocherte das Feuer, daß es hoch aufflammte. Dabei sah Lorens, daß die alten Augen ihn aufmerksam beobachteten. Er kannte den Blick; der zog jeden Gedanken aus ihm heraus.

„Soll ich auf Grönland fahren?“ fragte er langsam. Nun spürte er plötzlich, daß die Frage ihm seit Jahren im Herzen gebrannt hatte. Und ehe der Großvater noch eine Antwort gab, hatte er sie schon selbst gefunden.

„Ja, ich will auf Grönland fahren“, sagte er laut, und Jens Grethen nickte. (42)

„Tu's!“ stieß er hervor; „wer nicht fährt, wenn Segelwind weht, muß warten, bis Segelwind wiederkommt - vielleicht muß er warten bis zum Nimmermehr.“ -

So war, noch ehe Vater und Brüder heimkehrten, zwischen Großvater und Enkel beschlossen, was Lorens zum Sommer beginnen wollte, und den Winter über verlor er das Ziel nicht aus den Augen. Es war nun so, daß der Alte den Winter über Schule hielt. Sie hockten nun alle um ihn herum, die Männer und Burschen des Dorfes, denn sie spürten auf See wohl, was es taugt, wenn einer mit Kompaß und Jakobsstab umgehen kann; wenn die Sonnenhöhe zum Schiffer spricht und die Sterne ihm den Weg weisen. Die Kunst des Rechnens aber, die Zahlen und Formeln, die lag ihnen allen in der Seele, wenn auch nicht jedem der Sinn dafür so gelöst war, wie dem jungen Lorens. Er half dem Großvater, den kleineren Buben das Lesen beizubringen, das Schreiben und Zahlenmalen. Mitten unter ihnen aber saß Inge Erk Andresen aus Tinnum und malte an jeden Buchstaben noch ein Schnörkelchen, hier eine Blume und da ein Engelchen; ohne das fand sie das Schreiben traurig. Lorens ließ sie gewähren, und wenn sie ihn, wie sie es von den Helgolandfahrern hörte, „du Hahn!“ schalt, weil er den Kopf so hoch warf und mit so heller scharfer Stimme die andern regierte, dann prügelte er sie nicht wie die Buben, sondern drohte ihr nur mit geballter Faust. Heimlich aber lachte er über das kecke Ding, und sie tat es auch immer wieder. -

Vor Weihnachten noch segelte Lorens einmal nach Föhr hinüber, um mit Matthis Peters, dem glücklichen Grönlandfahrer, zu sprechen. Er fand sein Haus bald. Wie es auf Föhr Sitte war, daß auch ein Reicher nicht höher bauen durfte als ein Armer, so war auch das Haus des reichen Matthis nicht höher, als daß Lorens das Strohdach leicht mit der Hand anrühren konnte. Freilich aber riß er die Augen auf, als er dann eintrat. Schon das hohe, aus Walfischrippen gebaute Tor vor dem schmucken Vorgärtchen, in dem noch jetzt ein paar bunte Blumen blühten, war ihm aufgefallen. An der Haustür aber fand er einen blinkenden Messingdrücker und innen im Flur die Kopfsteine zu zierlichem Muster gefügt. Die Stubentüren waren bunt ausgemalt und durch die blankgeputzten grünen Glasscheiben, die über der (43) Haustür eingefügt waren, fiel so viel Licht ins Haus, daß man noch jetzt am Nachmittage die Malerei erkennen konnte. Eine freundliche Frau trat Lorens entgegen, und als er ihr sein Begehrt vermeldet hatte, nahm sie ihn mit in die warme wohnliche Küche.

„Matthis wird bald kommen“, meinte sie und setzte ihm einen Topf heiße Milch vor, dazu ein großes Stück Brot, auf dem sie wahrhaftig noch einen Klump Butter glatt drückte; „es wird ihn freuen, daß du zu ihm kommst. Aber ihr habt auf Sylt doch genug Grönlandfahrer; weshalb fragst du die nicht?“

Lorens schüttelte nur den Kopf. Er wußte nichts zu antworten. Freilich, die Petersen aus Tinnum fuhren schon lange auf Grönland und Jens Schwennen von Keitum auch. Aber keiner von ihnen hatte es zum Kommandeur gebracht und keiner hieß „der Glückliche“. Das konnte er der Frau doch nicht sagen. Stumm folgte er ihr mit den Blicken, wie sie in ihrer weiten und reichen Tracht sich so würdig um ihn her bewegte. Nun die Dunkelheit einfiel, entzündete sie ein helles Öllämpchen, das über dem Tisch baumelte, und setzte sich selbst ans Spinnrad in die Ecke. Lorens dachte an seine Mutter, die nur sonntags schmuck aussah, wenn sie im weißen Pelz mit dem roten Rock und roten Mieder zur Kirche ging. Dann trug sie die hohe Hüf und den schwarzen Mantel mit den weißen Schwänzen ringsum, und jedermann konnte sehen, daß sie eine stattliche Frau war. Aber drinnen im Haus, da trug sie den alten Pelz, der schon mehr schwarz als grau war von Herdrauch und Torfstaub und den rußigen Töpfen, an denen sie immer herumputzte, ohne sie doch je so blank zu kriegen wie den großen Kessel, der hier neben der Feuerstelle hing. Freilich sah man im Hause daheim nicht viel von dem Schmutz. Wenn der Regen nicht von außen die Fenster abwusch, konnte man sie von innen kaum als Löcher in der Wand finden. Sie von innen abzuwaschen, darauf wäre Mutter Gondel nie verfallen. So hell wie diese Küche am späten Abend war die ihre nicht einmal über Mittag. Lorens kaute an seinem Brot, aber so recht schmeckte es ihm nicht bei diesem Gedanken, und plötzlich sprang ein Vorsatz in dem fünfzehnjährigen Burschen auf, hell und fest: so will ich es auch einmal haben wie der glückliche Matthis - (44) solch ein Haus will ich haben, eine Küche wie diese, und eine Frau darin, die am Herdfeuer sitzt und spinnst.

Als Matthis Peters heimkam, nahm er ihn in die Stube und zündete auch dort ein Öllämpchen an.

„Lorens Jens Grethen bist du, Lorens der Hahn - ja, ja“; er lachte behaglich vor sich hin. „Hättest damals mitkommen sollen, mein Junge, wir haben gute Jahre gehabt seitdem. Sieh, jetzt habe ich die Schiffslisten meist schon im Herbst voll; sie wollen alle mit mir

fahren. Aber geh in Hamburg zu Andrees Pieters; da findest du Heuer. Wie steht es denn mit der Wissenschaft?“ Er stellte ein paar Fragen an ihn und nickte zu des Jungen Antworten beifällig mit dem Kopf. „Mußt sehen, daß du noch mehr lernst, du Hahn. Glück ist nichts, Kenntnisse sind alles. Ich weiß, wie der Fisch läuft, und laufe ihm nach, das ist das ganze Geheimnis. Glück - bah -!“ Er zuckte die Achseln. Lorens brannte das Herz. Vergessen waren Haus, Küche und Frau - ein Mann wollte er werden, ein großer Grönlandkommandeur, ein glücklicher Lorens so gut wie ein glücklicher Matthis. Kenntnisse sagte der -?

„Sieh“, fuhr Matthis fort, „hier starb vor ein paar Jahren Richardus Petri, der Prediger war in St. Laurentii. Der lehrte mich und andere auch, was er nur irgend selbst wußte. Das war ein gut Teil, aber es war nicht mehr, als du auch schon weißt. Das andere, was Steuermannskunde und Grönlandfahrten betrifft, das habe ich mich selbst gelehrt, und das kannst du auch. Sperr Augen und Ohren auf. Merke dir, was andere wieder vergessen, so kommst du vorwärts. Glück -? Hoho, Kenntnisse sind Glück. Wenn du ein paar Jahre auf Grönland gefahren hast, dann komm wieder zu mir. Dann kann ich dich lehren, was ich fand. Was würde es dir jetzt nützen, wenn ich dir von Westeisjahren und Südeisjahren spräche? Vom eiländischen Fisch und dem Weißfisch? Du würdest mich doch nicht verstehen. Geh erst zu Andrees Pieters; der lehrt dich das Nächste.“

Lorens brannte das Herz, als er sich in dunkler Nacht zu seinem Schiff zurücktastete. Er konnte nicht schlafen, obgleich er unter Deck kroch, und kaum spürte er den ersten Druck der steigenden Flut, so stakte er das Schiff flott und segelte heimwärts. Bei Tagesgrauen war er wieder in Rantum. Da konnte er dem (45) Großvater sein Herz ausschütten. Der sagte nicht viel zu alledem, aber er nickte beistimmend mit dem Kopf, als der Enkel ihm von Andrees Pieters sprach. Doch als Lorens ihm dann das Haus schilderte, die helle Küche und die blanke Stube, in die Matthis ihn geführt hatte, die Stube mit blau-weißen Kacheln an den Wänden und mit bunten Tellern und Kopjes im Wandschrank, mit Messinggriffen an den Türen und an dem eisernen Beilegerofen, da seufzte Jens Grethen und sagte leise:

„Greth Skrabbel - Greth Skrabbel - als dein Moodje noch lebte, sah es hier auch anders aus, mein Junge. Denke daran, wenn du dir später eine Frau suchst.“

Das kam dem Jungen nun zu Steuerbord ein und schwamm zu Backbord wieder ab, ohne daß ihm im Augenblick etwas davon haken blieb. Denn wenn er sich auch in Matthis Küche solch Haus und solche Frau darin gewünscht hatte, waren seine Gedanken dabei doch mehr zu seiner Mutter als zu seiner zukünftigen Frau gegangen. -

Anfang April trieb sich Lorens der Hahn in Hamburg herum. Andrees Pieters hatte er bald ausfindig gemacht und rieb sich stundenlang den Rücken an den verräucherten Wänden, denn für Schiffsjungen und ähnliches Jungvolk gab es da keine Sitze. Er hätte schon auf manchem Grönlandfahrer als Junge ankommen können, aber das wollte er nicht; er wollte gleich als Leichtmatrose fahren. Wie? Hatte er nicht seinen Helgoländer Schein in der Tasche? Trotzig schüttelte er den Kopf, wenn ihn Andrees Pieters in die Rippen stieß: er sollte doch zugreifen! Alle andern Sylter hatten nach und nach ihren Platz gefunden; er war der einzige, der noch übrig geblieben war. Da kam an einem Nachmittage der glückliche Matthis selbst in die Schenke.

„Sieh, sieh -“ sagte er und spuckte aus; „ja, ja, ich brauche noch einen Kajütswächter.“

„Ich will nur als Matrose fahren“, gab Lorens zurück; „nehmt mich doch, Herr Kommandeur.“

„Brauche ich nicht mehr. Komm als Junge mit. Kann immer sein, daß ein Mann über Bord geht.“

Lorens biß die Zähne zusammen.

„Wofür einer an Bord kommt, dafür muß er auch fahren“, (46) antwortete er eigensinnig. „Bin ich Junge, bleibe ich Junge, und wenn der Kapitän selbst über Bord ginge.“

Matthis nickte beifällig.

„Hast recht, aber brauchen kann ich dich dann nicht.“

Damit ging er an die Toonbank und ließ sich einen Kümmel einschenken. Lorens stiegen die Tränen würgend in die Kehle. Verpaßte er wieder eine Gelegenheit? Aber diesmal hatte Matthis nicht gesagt: bist unklug. Im Gegenteil: hast recht! hatte er gesagt; also -! Im nächsten Augenblick warf er den Kopf hoch. Das Wort Leichtmatrose war an sein Ohr geschlagen.

„Jee - da ist wohl noch einer“, sagte Andrees Pieters in seiner nöhligen Art, und schnell trat Lorens vor. „Kannst nicht warten, bis du gerufen wirst, du Querkopf? Ja, das wäre er, Oom Siewert, erst fünfzehn, aber ein Helgoländer Mann.“



Oom Siewert wandte sich um, und schweigend maßen Steuermann und Junge sich mit den Blicken.

„Name?“ fragte der Ältere kurz.

„Lorens Petersen.“

„Mußt dich anders nennen; ich habe schon einen Lorens Petersen an Bord.“

Schon tat der Junge den Mund auf, um seinen Namen in das gewohnte Lorens Jens Grethen zu wandeln, da rief der glückliche Matthis von der Toonbank herüber:

„Schreibt Lorens Petersen der Hahn, Oom Siewert; so steht es auf seinem Helgoländer Schein. Es ist der, von dem ich Euch gestern sprach.“

Der Steuermann hob die Brauen. „Gekräht wird bei uns nicht; komm morgen früh sechs Uhr an Bord.“

„Wie heißt das Schiff?“

„De Prediger Salomon.“

Da sah Lorens der Hahn seinen alten Großvater vor sich, wie er mit dem Finger die Zeilen entlang rutschte und mit zittriger Stimme las: „Dies sind die Reden des Predigers, des Sohns Davids, des Königs von Jerusalem ...“, und er wußte, daß er recht fahren würde auf seiner ersten Grönlandfahrt mit dem „Prediger Salomon“. Oom Siewert aber, der aus Holland gebürtig war, trug den jungen Matrosen als Lorenz Pieterß Haan in seine Schiffsliste ein. – (47)

Am fünfzehnten Tage des Monats April segelten sie von Hamburg auf Helgoland. Stolz stand Lorens an Deck und schaute nach dem kleinen Eiland hinüber, das gerade von einer Hagelbö zugedeckt wurde. So schwand ihm auch die Erinnerung an seine Schiffsjungenzeit im Hagel-schlag neuer Erlebnisse. Er stand auf einem guten Schiff und hatte die besten Eichenbohlen unter den Füßen, die er sich nur irgend wünschen konnte. „De Prediger Salomon“ war David Worms in Hamburg zu eigen. Als Kommandeur fuhr ihn Hans Christian Jaspers schon zum drittenmal. Oom Siewert aber, der erste Steuermann, fuhr nun schon im dreiundzwanzigsten Sommer auf Grönland, und von ihm ging die Sage, daß er noch unter einem Kommandeur gefahren wäre, der seinerseits noch von der Smerenburger Fischerei hätte erzählen können - vorausgesetzt, daß er die Zähne überhaupt auseinandergebracht hätte.

Es war ein gutes Schiff, das Lorens der Hahn unter die Füße bekommen hatte. Sechs Schaluppen hatte es und 42 Mann Schiffsvolk noch außer dem Kommandeur und ersten Steuermann. Als Segler war er ein bißchen schwerfällig, der gute „Prediger Salomon“, aber stark gebaut mit eisernem Brustfleck vorn am Steven, verdoppeltem Außenbord und eisernen Nägeln und Klammern, damit er den Eisdruck desto besser überstehen könnte. Eis mitten im Sommer - Lorens spitzte die Ohren, wo er von den älteren Leuten nur irgend ein Wort erhaschen konnte über das, was vor ihm lag. Aber er fragte nicht. Er hatte sich Oom Siewerts Mahnung: „gekräht wird nicht bei uns“ dick hinter die Ohren geschrieben. Oom Siewert, das war ein Mann! So wollte er werden wie der! Er ging Lorens noch über den Kommandeur - wunderlich, daß er selbst nicht als Kommandeur fuhr.

Es war straffe Zucht auf dem „Prediger Salomon“; Lorens spürte es in allen Knochen. Aber es gab gutes Essen - dicke Erbsen an jedem Tag der Woche - und viel Schlaf, mehr als Lorens der Hahn vertragen konnte. Er war wacher als die andern und kroch an Deck, auch wenn er noch Freiwache hatte. Von Helgoland hielten sie zunächst nordwestlich zwischen Hitland und Norwegen durch den Trichter ins Nordmeer hinaus. Da trafen sie die Frostriesen. Die saßen auf Eisbergen, gegen die der (48) höchste Turm von Hamburg klein wurde wie eine Kalkpfeife, die man etwa neben den Turm gehalten hätte. Da fing das Schiffsvolk an zu fressen wie die Bären, wenn sie im Frühjahr aus ihrem Winterschlaf erwachen. Es wurden ganz andere Männer daraus; Knochen bekamen sie wie die Ochsen und eine Speckschicht unter die Haut, die warm hielt wie Grauweb. Freilich hielt der Eigenspeck nur so lange, bis sie an den Fisch kamen und die Arbeit begann; da aber waren sie die Kälte schon gewöhnt.

Auf der Höhe von 60 und einigen Graden begannen die Zurüstungen auf den Fang. Hans Christian Jaspers berief seine Offiziere, Steuerleute und Harpuniers in seine Kajüte. Lorens kuckte durch die Luke hinunter so lange, bis er entdeckt wurde, und eins mit dem Tauende ausgewischt kriegte wie ein Junge; das wurmte ihn mächtig. Aber, Mensch, war das auch fein da unten! An einem langen Tisch saßen sie, über den ein weißes Tuch gebreitet lag. Darauf standen Gläser, wunderliche Dinger, wie Tulpen anzusehen auf hohem Stil. Pit Kröger, der

zwölfjährige Kajütswächter, schenkte den Männern goldgelben Wein ein, so viel jeder nur trinken mochte, und dazu schmökten sie aus des Kommandeurs Tabakskasten, daß die Luft dick wurde. Oom Siewert hatte die lange Liste vor sich liegen und malte hinter jeden Namen ein Zeichen. Zwei lange Striche sagten: der Mann taugt zum Piekenier; ein langer und ein kurzer: zum Bartenspalter; ein Zickzackblitz bedeutete: Hinterbankschneider; hinter den Namen Lorenz Pieterß Haan aber setzte Oom Siewert noch außerdem ein Kreuz, und das hieß: der Mann kommt zuerst noch mit auf den Fisch. Dabei aber wurde der Hahn erwischt und mußte seine unrechtmäßig erworbenen Kenntnisse mit dem Tauende büßen.

Andern Tages wurde das Los geworfen und die Mannschaft auf die Schaluppen verteilt. Lorens kam in die, der Claas aus Altenesch als Harpunier vorstand. Das freute ihn. Claas war ein stiller, besinnlicher Mann, nur fluchen konnte er ganz abscheulich und tat es auch, wenn Oom Siewert nicht in Hörweite war. Oom Siewert konnte das Fluchen nicht leiden; er zog das Tauende vor, um sich verständlich zu machen. Danach wurden die Gerätschaften ausgegeben, die Harpunen und Leinen, (49) Kappmesser und Bankmesser, Hacken und Beile. Lorens bekam ein langes und scharfes Messer, daran putzte er herum, bis es wie Silber glänzte. Ein Fieber bemächtigte sich allmählich des ganzen Schiffsvolkes. Wer den ersten Fisch sieht, erhält einen Dukaten. Lorens sah sich fast die Augen aus dem Kopf, aber dann war es doch der Kommandeur selbst, der als erster vom Krähenest her den langersehnten Ruf schallen ließ: „Waal - Waal -!“

Sie kletterten in die Masten und rissen sich fast die Arme aus, um einander die Richtung zu weisen, in der fern, fern an der Kimmung ein feines silbernes Doppelstrahlchen aufleuchtete - einen Augenblick nur, dann war es wieder verschwunden, und obgleich sie billig handsamen Wind hatten und den Kurs gleich aufnahmen, konnten sie es doch nicht wieder in Sicht bekommen.

Aber nun war der Bann gebrochen, und da die Sonne nun nicht mehr unter den Horizont ging, sondern zwischen Tag und Nacht kaum mehr ein Unterschied in der Helligkeit zu merken war, hielt das Schiffsvolk doppelt gierig Ausschau. Der Jagdeifer hatte die Männer gepackt. Es war etwas Festliches und Erregendes in dieser fliegenden Fahrt nach Norden zu mit dem schmucken, sauberen Schiff voll blanker Waffen und Geräte. Erst als sie einen Holländer trafen, den „Karsseboom“, der schmierig von Tran mit blutigem Außenbord ihren Kurs kreuzte, kam ihnen ihre Sauberkeit fast ärmlich vor. Das Jungvolk, das zum erstenmal auf Grönland fuhr, wäre am liebsten dem „Karsseboom“ gefolgt. Aber Hans Christian Jaspers war taub für ihr Murren, und mit halben Segeln - denn es war gewaltig dick mit einer starken Schneejagd aus Südwest - lief „de Prediger Salomon“ stetig weiter nach Norden.

Endlich - sie hatten schon den 74. Grad erreicht - fand Lorens der Hahn Gelegenheit, den jauchzenden, hallenden Ruf: „Waal - Waal -!“ als erster erschallen zu lassen. Die andern schauten alle gerade voll Neid einem Engländer nach, der ihnen durch Winke zu verstehen geben wollte, daß er schon drei Fische in seinem Bauch hätte. Lorens stand allein an Steuerbord und spuckte verächtlich aus. Freilich war der Engländer beschmiert und dreckig wie nur einer, aber Lorens glaubte ihm seine drei (50) Fische doch nicht - nein, er wollte sie ihm nicht glauben! Wie? War Hans Christian Jaspers nicht ein feiner Kerl, einer mit der Nase voraus? Und Oom Siewert, der noch unter dem Kommandeur aus der Zeit der Smerenburger Fischerei gefahren hatte? Da - als seine Gedanken so weit waren - sah Lorens den doppelten Silberstrahl, und nicht einmal in besonders großer Entfernung. Einmal setzte er an und konnte doch keinen Ton aus der Kehle bringen. Dann aber riß sich der Ruf aus seinem Munde frei: „Waal - Waal! Waal - Waal!“

Mit einem Schlage änderte sich das Bild. Kurze, scharfe Kommandos ertönten, Segel flogen an den Bäumen hoch, und dann ging es mit voller Fahrt ins Eis hinein, denn es ist nicht anders; man muß die Schiffe ins Eis wagen wie ein Glas, das, ob es wohl auf die Erde fällt, doch zuweilen heil bleibt. Lorens sah sich nach dem Engländer um. Auch der hatte ihr Manöver bemerkt und den Fisch nun entdeckt, aber er würde mit dem Wenden viel Zeit verlieren, und inzwischen - spuckte Lorens der Hahn noch einmal aus. Dann griff er zu, wo das Kommando ihn hinschob. Sie hatten vorhin loses Eis um sich gehabt, nun kamen sie in Schotsen und Flarden; dazwischen schwamm noch Packeneis und Eisknollen. Aber nun zeigte „de Prediger Salomon“, was er wert war. Es krachte und splitterte um ihn her, wo er sich mit vollen Segeln den Eingang erzwang, und weithin gerieten die Schotsen in Bewegung. Die älteren Leute tauschten ihre Meinungen aus, ob der Fisch halten würde, bis

sie herankämen. Die Ansicht überwog, daß er sich in den Flarden, so nennt man die größten der Schollen, sicher fühlen würde.

„Da taucht er quer weg und niemand kann folgen“, sagte Claas aus Altenesch wütend, aber der Augenblick war zu ernst zum Fluchen. Da waren unter dem Schiffsvolk nicht wenige, die statt dessen zu ihrem Herrgott beteten.

Lorens der Hahn betete nicht und fluchte nicht. Er hing mit halbem Leib überm Vorderstevan, als könnte er dem Schiff noch vorausfliegen, aber er dachte nichts weiter als nur: mein Fisch - mein Fisch! Das ganze Volk war ein Wunsch, ein Wille: dem Fische nach, hinein in den warmen dampfenden Speck! Und als hätte der Wille der Menschen Macht über das Getier, sah Lorens endlich, daß sich der Fisch nicht weiter mehr entfernte, (51) sondern gleichsam unschlüssig einmal so und wieder entgegengesetzt seinen Kurs änderte. Er ist an ein Feld geraten, schloß Lorens; Oom Siewert sagt: wenn der Fisch an ein Feld kommt, das so groß ist, daß man es vom Krähenest aus nicht mehr übersehen kann, dann vermag der Fisch nicht mehr darunter durchzutauchen. Wenn er jetzt nur nicht in die Flarden zurückgeht! Denn nun bemerkte Lorens, daß zwischen dem Eisfelde und den Flarden sich ein breiter Streifen losen Eises befand, das günstigste Jagdgebiet, das Oom Siewert noch kannte. In früheren Jahrzehnten traf man den Fisch in der offenen See, davor gar in den Bayen von Spitzbergen, wo man ihn in Smerenburg und ähnlichen Niederlassungen gleich in den Trankessel stecken konnte. Oha - die Zeiten waren vorüber; jetzt ging kein Fisch mehr ganz aus dem Eise heraus. Soviel hatte Lorens der Hahn auch schon gelernt, ohne beim glücklichen Matthis in die Schule gegangen zu sein.

Atembeklemmende, bange Viertelstunden vergingen. Höher stiegen die silbernen Strahlen gen Himmel, deutlicher zeichnete sich der dunkle Leib des gewaltigen Tieres zwischen den grauweißen losen Eisschollen ab. Im Schauen vergaß Lorens fast sich selbst. Da riß ihn das scharfe Kommando hoch:

„Fall - fall - over all!“

Hei, wie das Schiffsvolk da über Deck rollte! Drei Schaluppen wurden gestrichen. Jeder Mann saß bei seinem Rudernagel und Riemen, ehe er nur wußte, wie er dahin kam. Claas aus Altenesch saß selbst am Ruder und steuerte das Boot durch das lose Eis. Immer wieder scholl sein Ruf:

„Eis backbord - Eis hart steuerbord -“ und doch schlug Lorens einmal so hart mit dem Riemen auf einen eben auftauchenden Knollen, daß er von der Bank flog und der Riemen splitterte. Dann gab der Harpunier dem Schiemann das Ruder, sprang über die Bänke nach vorn, prüfte noch einmal Harpune und Leinen - und Lorens, der dicht hinter ihm auf der vordersten Bank saß, konnte der Lust nicht widerstehen und wandte sich um. Freilich erschrak er da! Denn gar zu gewaltig erschien ihm nun in so arger Nähe der mächtige Leib des Fisches und gar zu winzig daneben die eigene Schaluppe und Claas mit seiner Harpune. (52)

Da - ein Ruck, der durch das ganze Boot ging - Claas hatte die Harpune mit solcher Kraft geworfen, daß sein eigener Körper dem Boot einen Stoß gab. Nun lief der Fisch davon und die Schaluppe ihm nach, so hart die Männer nur arbeiten konnten. Er tauchte unter das große Feld - hoho, darunter konnte er nicht atmen. Wäre er in die Flarden gelaufen, wäre das Spiel halb verloren gewesen. Es war wohl noch ein Junger, dem die Erfahrung fehlte. Ein Alter hätte sogleich quer vorm Boot fort durchs lose Eis getaucht, um Zeit zu gewinnen, während das Boot wenden mußte; dann hinein in die Flarden, wo die Männer nicht rudern konnten.

Hallo - die Leine reicht nicht weiter. Die zweite Schaluppe schießt herbei, im Handumdrehn ihre Leine an die des ersten Bootes spließend. Immer am Rande des Eisfeldes geht es entlang - langsam nun - vorsichtig tastend - Gott allein weiß, wo der Fisch wieder vorkommen wird. Da ein Strudel in einiger Entfernung.

„Fisch vorut - Fisch vorut - hohoi -“

Und weiter geht die wilde Jagd. Der Schiemann muß gewaltig aufpassen, daß der schlagende Schwanz des Ungeheuers nicht die Schaluppe trifft, und doch muß er sie nah genug herbringen, daß der Harpunier dem Fisch mit der Lanze den Todesstoß geben kann. Zwei-, dreimal sticht Claas zu - vergebens! Wieder taucht der Fisch fort. Aber er ist noch unerfahren, und die Harpune sitzt gut; er wird ihnen nicht entgehen. Gemächlich fast läßt Claas sich nieder und klopft mit seinem Hammer die Spitze der Lanze wieder gerade, die sich an einer Walfischrippe gestoßen hat. Dann schärft und feilt er, sorglich, bedachtsam, - Lorens schießt

die Ungeduld wie Feuer ins Blut.

Als der Fisch zum zweitenmal auftauchte, glückte es dem Harpunier der dritten Schaluppe, mit seiner Lanze eine Hauptader des Tieres zu treffen. Rötlich färbte sich der Strahl, der aus den Windlöchern stieg, dunkel das Meer ringsum. Noch ein paar gewaltige Schläge tat es - „das sind die Totschläge“, sagte Claas aus Altenesch -, dann lag es still. Doch nicht eher ruderten die Schaluppen heran, bis sich der mächtige Tierleib einmal um sich selbst gedreht hatte wie ein Klob in der Brühe. Dann brach ein Jubelgeschrei los, das die Luft erschütterte. (53) „Glück dem Kommandeur! Glück zum Fische!“ riefen die Männer und schwenkten ihre Mützen zum „Prediger Salomon“ hinüber, der langsamer den schnellen Bewegungen der Schaluppen gefolgt war. Und:

„Glück auch euch, so allzumal tapfere Männer!“ antwortete Hans Christian Jaspers erfreut. Dann gab er Befehl, daß „de Prediger Salomon“ am Rande des Eisfeldes festmachte.

Es wehte ein harter Nordost von Spitzbergen herüber, aber das Feuer der Jagd machte den Männern warm. Mit seinem Bankgenossen zusammen, der gleich ihm ein Sylter war, Gerson Cruppius, der Sohn des Pastors aus Keitum, wurde Lorens der Hahn auf den Fisch beordert, und auch aus den andern Schaluppen kletterten je zwei Mann auf das tote Ungetüm. Die See war hier im treibenden Eis so ruhig, daß sie sicher stehen konnten, ohne von den Wellen von dem glatten Tierleib hinuntergespült zu werden. Sie banden die Flossen rund um den Bauch herum fest, kappten den Schwanz und zogen ein Schlepptau durch den Stumpf. So schleppten sie den Fisch zum „Prediger Salomon“ hin, rückwärts, denn da das Maul im Tode offensteht, geht es nicht vorwärts. Beim Schiff angekommen, machten sie ihn an Steuerbord fest.

Als sie an Deck kamen, stand schon Pitt Kröger, der Kajütswächter, neben dem Kommandeur mit einer großen hölzernen Schale voll Branntwein. Dessen Geruch stieg den nassen Männern, denen der harte Nordost um die Ohren pffif, verlockend in die Nasen. Plötzlich aber entstand ein Geschrei unter denen, die an Bord geblieben waren.

„Gerson Cruppius ist Speckkönig - seht ihn - seht ihn -“ und Lorens, der nicht wußte, was das Geschrei bedeuten sollte, sah erstaunt auf den älteren Genossen, der durchaus nicht erfreut über die Ehre zu sein schien. Mit albernem Lachen sah Gerson Cruppius an sich herunter und dann im Kreise umher, aber er fand niemand, der ärger als er selbst von Tran und Blut tropfte. Oom Siewert, der Lorens Verbiestertheit bemerkte, schlug ihm derb auf den Rücken.

„Hättest dich besser einferkeln müssen, du Hahn, dann wärest du Speckkönig geworden. Das ist doch was Feines - hee, ihr Leute?“ (54)

Wieder lachte das Schiffsvolk lärmend auf, am meisten die von Sylt stammten, denn Pastor Cruppius in Keitum war also fein säuberlich, daß er dadurch zum Verschwender geworden war und sich recht gegen Gott versündigte, indem er eine Gabel aus Eisen zum Essen nahm statt der fünf Finger, die Gott dem Menschen dafür gegeben hat. Und nun sah der Sohn so aus, daß die Vögel auf ihn stießen. Aber als nun jeder drei große Löffel Branntwein von Pitt Kröger bekam, Mann bei Mann, da erhielt wahrhaftig der Speckkönig die doppelte Ration und überdies noch den Rest aus der Schüssel, den er sich in ein Fläschchen tat und sorgfältig aufbehielt.

Dann ging's ans Flenssen - von Bord wieder in die Schaluppen, aus den Schaluppen auf den Fisch. Lorens war Claas von Altenesch beigeordnet, der mit den andern Harpuniers zusammen die ersten tiefen Schnitte in die dicke Speckschicht des Fisches tat. Lorens aber war mit langem Stock bewaffnet und mußte Claas die Mallemucken vom Leibe halten, feine graue Sturmvögel mit weißer Brust, denen der steife Nordost nicht das geringste anhaben konnte. Seit der Fisch tot war, waren die Schaluppen und nun auch „de Prediger Salomon“ eingehüllt in eine Wolke von Mallemucken und Möwen, wie in ein Schneegestöber. Lorens wurde ganz wirbelig zumute bei dem Auf und Ab der Vögel, dem Gegacker und Geflatter und dem Gezappel der Füße, die die Mallemucken bewegten, als liefen sie auf dem Wasser. Er schlug tot, so viele er erreichen konnte, und warf sie in die Schaluppen, wie die andern auch taten, denn die riefen ihm zu, der Koch machte den schönsten Poespas daraus.

Das war ein Lärm, daß kaum einer den andern verstand. Indem die Speckschneider bei der Arbeit waren und der Branntwein und die Lust an der Arbeit sie alle voller Leben machte, riefen sie einander durch das Gegacker der Mallemucken und das Gekreisch der gierigen Möwen hindurch jauchzend zu:

„Hinten dreh um - vorn dreh um! Das vordere Beinlein erst – das hintere Beinlein danach - vorn dreh um -“, dann sprangen sie in die Schaluppen zurück, und wieder klang es: „Dreh um – dreh um! Lustig, Leute, es geht auf den Branntwein - dreh um, dreh um!“

Hei, das war ein Leben! Ein Teil der Piekeniers warf die (55) Speckstücke, die die Speckschneider lösten, an Deck. Andere Piekeniers schoben sie durch den Flensluken in den Raum hinunter. Dort unten aber, im dunklen Bauch des Schiffes, abgeschnitten vom Licht und der lebendigen Lust der gemeinsamen Arbeit, wirtschaftete der Speckkönig, um die Stücke zu verstauen. So schnell er auch werkte, schneller noch kam Klumpen auf Klumpen zu ihm heruntergepoltert. Als Gerson Cruppius für diesen Tag mit seiner Arbeit fertig war, meinte Claas aus Altenesch, man sollte ihn zur Heimfahrt an den Großmast hängen wie einen Walfischkinnbacken; wenn sie erst wieder auf der Höhe von Hitland wären, würde er wohl anfangen zu schwitzen, und sie könnten gut noch ein Tönnchen Tran von ihm gewinnen. Es lachte aber niemand mehr über den Schnack, denn der Koch hatte den Poespas fertig, dick mit Reis und allerlei Kräutern gekocht. Die Mallemucken aber waren so fett gewesen, daß der gelbe Rand wohl drei Finger hoch noch über dem Reis stand. Da bekamen die Mäuler Besseres zu tun, als hinter dem Speckkönig her zu grienen.

Es wurde aber so gehalten, daß es auf See bei der Ausreise und wieder bei der Heimreise acht Stunden Wachtdienst gab bei sechzehn Stunden Schlafzeit, während im Eis mit acht zu acht Stunden gerechnet wurde; beim Fischen dann sechzehn Stunden Wachzeit gegen acht Stunden Schlaf, dafür aber drei große Mahlzeiten. Angesehen man in diesen kalten Gegenden den Leib mit einer tüchtigen Essenszeit frisch erhalten muß, so waren die Grönlandfahrer im allgemeinen darin ordentlicher als im Schlafen. Nachdem die Mannschaft also gespeiset, acht Stunden geschlafen und wieder gespeiset hatte, der Kommandeur auch wie üblich ein Stück aus dem Psalmenbuch gelesen und ein Gebet vor der Arbeit des Tages gesprochen hatte, ließ er abermal von Pitt Kröger die Branntweinschüssel holen. Der stellte sich breitbeinig damit auf und schrie mit Macht:

„Bezaans, schot an – Bezaans, schot an.“

Da kamen sie alle herbei, die vor dem Besansmast ihr Quartier hatten, das ganze Volk, und wieder gab es eine gute Ranzion. Der Kommandeur aber und die Offiziere nahmen unten in der Kajüte jeder ein Schälchen gezuckerten Branntwein als Morgentrank, und danach ging das lustige Treiben vom Tage vorher (56) wieder an. Heute aber gab es wohl die gewohnten Mahlzeiten zur rechten Stunde - Walfischzunge, dick mit Erbsen eingekocht - aber nicht eher kam die Mannschaft zum Schlafen, als bis der ganze Fisch abgespeckt und der Speck im Raum verstaut war. Zuletzt wurden dem Fisch noch die Barten aus dem Maul gehauen, zu Bündeln gespalten und von Fleischresten befreit. Die Flossen aber wurden außenbords am Schilf festgebunden; die schützten es besser vorm Scheuern des Eises als eiserne Klammern und Streichhölzer.

Zweimal wurde die Arbeit unterbrochen durch den Ruf: „Waal – Waal!“ und das darauf folgende Kommando: „Fall - fall - over all!“ Zweimal fiel daraufhin die Mannschaft in die Schaluppen, doch beide Male hatten sie keinen Erfolg. Der erste Fisch lief zu hart, so daß sie ihm nicht durch das lose Eis folgen konnten und gar nicht zum Wurf kamen. Der zweite aber war am Rande eines dünnen und löcherigen Eisfeldes gesichtet. Sie schossen auch eine Harpune in ihm fest. Doch da er unter dies Feld lief und als ein alter erfahrener Kämpe geschickt die Löcher zum Atemholen zu nutzen verstand, so konnten sie ihn nicht halten, mußten endlich die Leine kappen und die Harpune drangeben. Das war verdrießlich, und die Leute von dem vergeblichen Bemühen und daneben der harten Arbeit des Flenssens so müde geworden, daß nicht wenige von ihnen überm Essen einschlieften. Oom Siewert zuckte die Achseln:

„Sie sind es noch nicht gewöhnt, Kommandeur, gebt ihnen einen Ruhetag.“

Hans Christian Jaspers überlegte. Der Steuermann hatte recht. Man kann nicht mehr Fische aus dem Meer ziehen, als drin stecken, und nicht mehr Kraft aus dem Menschen. So ließ er einen Tag vorübergehen, ohne ihn zu nutzen, aber länger durfte das Flenßwerk auch nicht liegen bleiben, sonst würde der Tran austreten und nutzlos in den Schiffsraum fließen. Alle Geräte wurden an diesem Ruhetag bereitet, alle Leute bekamen noch einmal ihren vollen Schlaf. Dann, am dritten Tage begann das Abmachen.

Frisch und lebendig setzte der Tag an, ein kalter Tag, an dem der Branntwein wie das liebe Leben selbst ins Blut rann. Hans Christian Jaspers war lustig wie selten: (57) „Ihr

Männer, rangiert - rangiert – ein jeder auf seinen Posten!“ sang er hallend über Deck. „Lustig, Bootsmann, streich ab den Karnaat und setze Speck an!“

Da öffneten die Harpuniere wieder die Flenßluken. Piekeniere sprangen hinunter und reichten mit ihren Pieken die großen Speckklumpen herauf. Von Hand zu Hand gingen die. Jeder tat seine bestimmte Arbeit daran – hackend, schneidend, stampfend. Jeder warf dem nächsten sein abgefertigtes Stück zu, der es weiter bearbeitete, bis endlich wieder die Piekeniere die faulen Reste über Bord schoben, wo sich Möwen und Mallemucken, Rochen und Haie darum balgten. Lorens saß unter den Speckschneidern auf der Hinterbank und schnitt die längeren Stücke in handliche Würfel, die andere Leute unter Oom Siewerts Aufsicht in Fässer füllten und darin feststampften, daß der gelbe Tran schon jetzt oben hinaus quoll. Um die Hinterbank aber sammelten sich die gierigen Möwen in besonders dichtem Schwarm – Speckbrocken, handsam geschnitten, von Schwarten frei, weich und zart - ja, die mochten sie wohl. Mehr als ein Brocken wurde Lorens aus den Fingern gerissen, wenn er auch wütend mit dem Messer nach den kreischenden Vögeln stach. Als er aber einen wirklich erwischte, ihm den Kopf umdrehte und ihn Pit Kröger zuwarf, da sah der Kommandeur mit scharfem Blick zu ihm hinüber, sang sein:

„Rangiert - rangiert, ihr Männer!“ Und im nächsten Augenblick lagen sechs Speckseiten vor Lorens auf der Bank statt der zwei, die ihm zustanden, und er mußte die kleine Versäumnis in dreifacher Arbeit einbringen.

Es war ein tüchtiger Fisch von fünfzig und einigen Quartelen Speck, dabei junger und weicher Speck, der vorzüglich trante. Sie arbeiteten mehr als zwanzig Stunden daran, ehe der letzte Brocken im Faß verschwunden war. Dazwischen bekamen sie freilich ihre Mahlzeiten zu rechter Stunde, fett und reichlich, so viel sie nur schlingen konnten, und der Kommandeur löste den Fisch noch einmal durch eine gute Ranzion Branntwein von den arbeitenden Männern, aber zum Schlafen kamen sie erst nach Beendigung ihrer Arbeit, und andern Tages ging die Reise weiter.

Hans Christian Jaspers beabsichtigte, bis zum 77. Grade hinauf (58) zu gehen, im Notfall noch höher. Zwischen dem 77. und 79. Grade war das beste Jagdgebiet, darin war er sich mit Oom Siewert einig. Es war ein milder Winter gewesen, so lag das Eis nicht breit nach Süden hinunter. Wenn es so liegt, daß zwischen der Bäreninsel und Spitzbergen das Osteis sich mit dem Grönländischen Eis verbunden hat, dann sagt der Fischer: „Das Eis liegt breit, es ist ein Südeisjahr.“ Dann kommt der Südeisfisch von Nowaja Semlja herunter, der kürzer, dicker und heller von Farbe ist als der Eiländische Fisch und leichter zu fangen als dieser, denn er ist noch zahmer und harmloser, weniger gejagt und daher weniger mißtrauisch.

So war das aber in diesem Jahr, in dem Lorens der Hahn seine erste Grönlandfahrt tat, keineswegs. Nachdem sie den ersten Fisch binnen hatten, kreuzten sie tagelang gegen einen steifen Nordwest an, ohne auch nur das geringste zu spüren. Sie kamen in dicken Mist, so daß sie kaum eine Schiffslänge voraus sehen konnten, und als endlich der Wind nach Nordwest herum ging, so daß der Nebel gefror und als feine Eisnadeln aufs Wasser fiel, bis dieses ganz wie mit einem weißen Fell überzogen war, und danach die Luft wieder aufklarte, sahen sie wohl viele Schiffe, die gleich ihnen lässig in der labbrigen See kreuzten: Holländer, Bremer, Dänen, Engländer und Spanier, aber sie sahen keinen einzigen Fisch. Jedes Schiff preiten sie an, und wenn ihnen der harte Wind das Wort vom Maul riß, dann gaben sie sich gegenseitig durch Schwenken der Mützen zu verstehen, wieviel Fische sie schon binnen hatten. Lorens der Hahn aber machte es wie die Engländer: er wartete ab, bis der andere seine Mütze geschwenkt hatte, und schwenkte die eigene dann immer einmal mehr. Auf die Art brachte es „de Prediger Salomon“ bald bis auf elf Fische und hatte doch nur den einen einzigen im Bauch. Sie trafen aber bis zum 79. Grade nicht ein einziges Schilf, das schon volle Fahrt gehabt und mit Flaggen und Wimpeln über die Toppen die Heimreise hätte antreten können.

Sie fanden viel offene See mit Eisbergen, deren einer wie eine Kirche gestaltet war mit hohen Portalen und Pfeilern und das Innere in bläulichem Lichte schimmernd, wenn die Sonne durch das Eis spielte; Lorens hörte das Schiffsvolk sagen, daß sie im (59) vorigen Jahr mehrere Tage an ihm hinterm Winde gelegen hatten. Ein anderer war, den Oom Siewert schon seit fünf Jahren kannte. Der ragte so hoch über den „Prediger Salomon“ hinaus, daß Lorens den Kopf in den Nacken legen mußte, um seine Höhe zu messen, als sie hart unter ihm durchhielten; wie tief er aber noch unter Wasser ging, das konnte auch Oom Siewert

nicht schätzen. Wo aber das Treibeis anfang, hörten die Eisberge auf.

Dann bekamen sie Spitzbergen in Sicht, wie eine finstere Wolke voll weißer Striche, und hielten darauf zu. Am 15. Julius wurden viele Schiffe im Bärengatt und der Muschelbai vom Eise besetzt. Am 18. des gleichen Monats riefen sie mit einer Schaluppe in den dänischen Hafen, sammelten Kräuter in den Klippen, Moose, Löffelkraut und Sauerampfer. Oom Siewert schoß einen Fuchs, dem der Koch den Balg abzog und ihn drei Nächte frieren und drei Nächte schwitzen ließ. Danach gab er in Rosinen abgedämpft einen guten Braten für den Kajütstisch, für das Schiffsvolk aber einen Gesprächsstoff für die ganze Woche. Denn wovon sollte man noch reden? Bei dem einen Fisch würde es wohl sein Bewenden haben.

„Lange Reise gibt knurriges Schiffsvolk“, sagte Hans Christian Jaspers, da hatten sich Hund und Katze verzürnt, Pitt Kröger aber, der Frieden stiften wollte, war zwischen Kai und Bordwand gefallen und ging einen Tag lang mit verbundener Hand und ernstem Gesicht unter den Männern umher, die froh waren, doch wenigstens eine Krabbe gefischt zu haben, über die sie lachen konnten.

So schlichen die Tage vorüber in Warten, Wachen und Ausguckhalten ohne Ziel und Zweck. Dann kamen sie an ein großes Eisfeld, an dem schon mehr Schiffe festgemacht hatten, alle an der Westseite. Rein aus Mißmut legte Hans Christian Jaspers sich an die Ostseite, aber nun ging es wie mit allem im Leben: die Unglücklichen legen gerade wieder an der verkehrten, die Glücklichen an der rechten Seite an. Auf der Westseite ließ sich auch fernerhin kein Fisch blicken. Hans Christian Jaspers aber saß nur drei Tage später strahlenden Angesichts in seiner Kajüte und trug mit schiefgeneigtem Kopf und der Brille auf der Nase folgendes in sein Schiffsjournal ein:

(60) „Heute als am achtundzwanzigsten Julius hatten wir durch Gottes Gnade endlich wieder eine schöne Verthierung von Walfischen. Des Morgens der Wind von Südwesten, machten los und segelten um ein Pönt hin, wo wir auch gleich ziemlich viel Walfische verspürten, sahen auch gleich ein quettjen Fisch in Ly vor uns, waren so glücklich, daß wir da fest anrakten und ihn auch binnen ein Glas, Gott sei gedanket! tot hatten, machten uns Schiff da ans Feld fest, und als wir an der Arbeit waren, uns Flensgat klar zu machen, schoß uns Schalup wieder fest, welcher Fisch sich aber tot in die erste Harpon lief, mußten ihn also von Grund aufwinden und hatten, Gott sei gedanket! ihn gegen Abend tot auf der Seite; als wir aber damit völlig klar, rakten wieder fest; sobald die Schlupen nur von Bord, schoß noch einer von unsern Harpuniers in einen losen Fisch mehr, welche beide wir auch mit der Geschwindigkeit tot hatten. Gott sei von Herzen gedanket für den reichen Segen, so Er uns heute verliehen, und lasse es uns zu unserm Nutzen anwenden.“

Danach gab es nichts mehr als Flenssen und Abmachen für das Schiffsvolk, tagaus, tagein, bis sie von Tran und Blut treffen, daß man keinen Speckkönig mehr unter ihnen ausmachen konnte. Es fand sich aber immer noch ein Mann, der gegen die doppelte Ranzion Branntwein unten im Raum arbeiten mochte. Nur war es schlimm, daß der lose Fisch, d.h. einer, der schon eine Harpune im Leibe hatte, ehe Claas aus Altenesch ihn festschoß, schon lebendig stank, und die Vögel fraßen von seinem lebendigen Leibe. Er blies ganz hohl und war entzündet, und als sie ihn nun tot beim Schiffe hatten, gärte er so stark, daß sich vom Rauch die Augen der Leute entzündeten. Es hätte aber viel Zeit gekostet, den ersten Fisch, den sie vor diesem schon am Schiff befestigt hatten, beiseite zu setzen. Mit aller Schnelligkeit flenßten sie ihn, ehe der Stänker an die Reihe kam. Da war er so aufgeblasen, daß die Leute sich kaum auf ihm halten konnten, und trotz aller Anstrengungen vermochten sie nicht, ihn umzudrehen. Er war unhandlich wie eine riesenhafte Schweinsblase, die mit Luft angefüllt im Wasser kaum zu regieren ist. Wenn sie ihn eben halb umgedreht hatten, kam er plötzlich verkehrt wieder hoch und machte dabei einen, Strudel, daß die Schaluppen rund und rund fuhren. (61) „Das ist wahrhaftig ein Teufelsvieh“, meinte Claas aus Altenesch endlich, und auch die andern Leute wurden bedenklich, ob da nicht etwas Übernatürliches drin steckte. Nachdem sie sich Stunden und Stunden abgequält hatten, ohne noch überhaupt vom Fleck gekommen zu sein, rief Hans Christian Jaspers von Deck herunter Lorens zu, er sollte dem Fisch ein paar tüchtige Löcher zwischen die Rippen schneiden; Lorens aber verstand ihn nicht.

„Was soll das, Kommandeur? So, daß wir ein Schlepptau durchziehen können? Da kommt man aber auf der andern Seite nicht wieder heraus.“

„Dummkopf! Nur, daß die Hitze ausschlägt, sonst bringt ihr ihn nie zum Kentern. Versuch's

mit der Lanze, sonst mit dem Kappmesser.“

Der ist schon was wunderlich im Kopf geworden von dem Teufelsvieh, dachte Lorens der Hahn, aber an weiteren Widerspruch war nicht zu denken. Er stach mit aller Macht in den Fisch hinein, war auch so glücklich, eine Lücke zwischen zwei Rippen zu treffen, bohrte und riß, und plötzlich kam ein tiefes Sausen durch das Loch, dann ein Knall wie ein Kanonenschlag, der Fisch barst auseinander, und im gleichen Augenblick fühlte sich Lorens von einem warmen Strom überschüttet, so stark, daß er rücklings ins Boot fiel über die Ruderbank fort und die Beine in die Luft streckte. Als er wieder hoch kam, mit Mühe die zähe Feuchtigkeit sich aus den Augen wischend, sah er, daß das ganze Schiffsvolk ringsum sich vor Lachen bog. Sogar Oom Siewert verzog den Mund, und der Kommandeur selbst hielt sich mit beiden Händen an der Reling und schüttelte sich in dem Bestreben, ein unwürdiges Gelächter zu unterdrücken. Pitt Kröger aber sprang wie ein Böckchen an Deck herum und schrie vor Lachen:

„Speckkönig - Speckkönig! Kriech unter Deck, Lorens du Hahn, sonst fressen dich die Möwen und Mallemucken auf!“ Und wahrhaftig, wenn Lorens sich vor den schreienden und flügelschlagenden Vögeln überhaupt bergen wollte, mußte er unter Deck, so sehr war er von Blut und Tran, Fleisch- und Speckfetzen überschüttet. Der Fisch aber war auf die natürliche Weite seines Leibesumfanges bescheidenlich zurückgegangen. (62) Sie konnten in Eile nur noch mit Flenssen und Abmachen wieder klar kommen, denn als die Sonne erst wieder unter den Horizont ging, wurden die Nächte bitterkalt, und der Kommandeur war sehr in Sorge, daß „de Prediger Salomon“ zu guter Letzt noch vom Eise besetzt werden könnte. Mit genauer Not kamen sie noch davon, und da gegen Ende des Sommers der Fisch viel fetter ist als im Frühjahr, so brachten sie doch mehr Quartalen Speck als manche, die sechs oder sieben Frühjahrsfische im Schiffsraum hatten. Schön war es, so heimzukehren, noch schöner, mit dem blanken Geld im Sack auf Sylt anzukommen. Bis zum Jölfest hin aber tat Lorens kaum etwas anderes als schlafen. Essen brauchte er fast gar nicht, aber wenn er auch nicht im Stroh lag, war er doch nie recht wach. Erst im neuen Jahr wachte er wieder auf, und als ihn der Vater am Petritage<sup>3</sup> fragte, ob er nicht doch lieber wieder mit ihm auf Helgoland fahren wollte, Jan Ulk ließ ihm noch einmal Part bieten, schüttelte Lorens nur stumm den Kopf. Wer erst einen Walfisch gefangen hat, den lockt kein Hering mehr. -

Drei Sommer nacheinander fuhr Lorens mit dem „Prediger Salomon“. Im zweiten Jahr kam Aaners als Kajütswächter mit, im dritten Manne als Leichtmatrose. Danach packte es auch die andern Rantumer Burschen, daß sie alle auf Grönland fahren wollten. Aber Greth Skrabbels Enkel, die daheim Manne Jens Grethen und Aaners Jens Grethen hießen, wurden in die Schiffslisten als Meinert und Andres Petersen Hahn eingetragen. Auch die jüngeren Brüder, Niggels genannt Cornelis und Jan, nahmen später das Petersen Hahn an, denn Lorens hatte ihnen allen damit einen guten Namen gemacht. -

Es war am Schluß des dritten Sommers, als sie schon auf der Heimreise waren, daß sie bald hinter Helgoland in einen schweren Gewittersturm kamen. Bis dahin hatten sie billig gut Wetter gehabt, so daß Hans Christian Jaspers es nicht für nötig befunden hatte, einen Lotsen von Helgoland einzunehmen. Der Wind scheuerte eben zum Westen, und wenn im Osten auch Donnerköpfe hochkamen, so meinte Hans Christian Jaspers doch, da wäre keine Gefahr dabei, denn die gleichen Donnerköpfe waren tags zuvor friedlich nach dem Festland wieder abgeschwommen, nachdem sie nur einmal nach See ausgekuckt hatten. Kaum (63) aber hatten sie Helgoland aus Sicht verloren, so krump der Wind ganz nach Nordnordwesten um, und es wurde mistiges, dunkelhaftiges Wetter. Gegen diesen Wind reckten sich die Donnerköpfe beängstigend schnell hoch; da verkroch der sich hinter Helgoland. Als sie aber auf dem „Prediger Salomon“ die Segel barge, so schnell sie nur konnten, heulte es ihnen auch schon durchs Elbloch entgegen, und dann brach aus Südosten der Sturm los, daß sie das Schilf kaum noch unter Sturmsegel halten konnten. Die See ging nicht hoch, aber der Wind schralte, und die plötzliche Dunkelheit und dazwischen die grellen Blitze verbiesterten Oom Siewert so, daß er mit eins nicht mehr wußte, ob er Scharhörn um den Ost oder den West suchen sollte. Sie lagen hart am Winde, und jeder Augenblick vergrößerte die Gefahr. Da griff Hans Christian Jaspers zu einem letzten Mittel.

„Wer weiß, muß sagen!“ rief er durch das Heulen des Sturmes hindurch über Deck.

<sup>3</sup>F\*: 22. Februar



Niemand antwortete. Niemand wagte in diesem Augenblick die Verantwortung zu übernehmen. Da trat Lorens zum Kommandeur.

„Herr, ich sah Wangeroog vorhin.“

„Bist du nicht ein Helgolander Mann?“

„Wohl, Kommandeur.“

„So hilf, wenn du kannst.“

Mit einem Sprunge war Lorens neben Oom Siewert. Er sprach kein Wort. Er packte nur zu. Er biß sich die Lippen blutig. Wenn er das Schilf nun doch noch auf Strand setzte -! Vergebens strengte er bei jedem Blitz die Augen bis zum äußersten an, um noch einmal irgend eine Landmarke zu Enden. Vergebens - nichts als schwarzfunkelndes Wasser ringsum. Da schrammte steuerbord eine Seetonne das Schiff entlang. War es die rote vor Trieschen? Dann mußten sie jetzt die Schläge kürzer nehmen. „Ree!“ sagte er halb fragend mit heiserer Stimme. Oom Siewert nahm den Rat als Befehl und gab ihn weiter. Schweigend gehorchte das Schiffsvolk. Wenn nicht ihr Leben, so doch Schiff und Ladung hingen daran, daß sie glatt durch die Platen kamen. Noch hatten die Sturmsegel nicht wieder Wind gefaßt, da brach ein krachender Donnerschlag die Macht des Gewitters, und ein schwerer Regen rauschte nieder. Gleichzeitig (64) aber glaubte Lorens durch das Ruder in seiner Hand hindurch den Flutstrom zu spüren, der sie die Elbe hinauftragen sollte. „Herrgott - ein paar Sterne!“ Das Gebet brach wie ein Schrei aus der jungen Brust, und gleich darauf rührte Oom Siewert ihn an und deutete hinter ihn. Lorens wandte sich. Wahrhaftig, dort brach der Himmel auseinander, und zwei Sterne blinkten auf wie die guten Augen eines treuen Freundes.

„Der Karlsruagen“, flüsterte der alte Mann ehrfürchtig. Lorens schlug das Herz im Halse. Lag der Karlsruagen wirklich in dieser Richtung zum Schiff und war das vorhin auch wirklich die rote Tonne von Trieschen gewesen, dann hatte er den Kurs haargenau gehalten - keinen Strich breit hätte er anders halten dürfen. Das wäre ja ein Gotteswunder - in solcher Nacht - er wagte kaum, daran zu glauben.

„Ich weiß doch nicht“, antwortete er beklemmt; „so wie die Wolken stehen, müßten wir dann auch schon den Nordstern in Sicht haben.“

„Er kommt, er kommt gleich“, gab Oom Siewert zuversichtlich zurück. „Du hast mehr Fisch als Leine, mein Junge, du wirst es bald zum Kommandeur bringen. Siehst du, mir springt der Fisch immer im letzten Augenblick aus dem Garn -“

Er seufzte, hockte nieder und stützte den Kopf zwischen die Fäuste. Schweigend stand Lorens der Hahn an seinem Posten. Nun wußte er, weshalb der Alte seit fast dreißig Jahren als Steuermann fuhr, ohne je ein eigenes Schiff unter die Füße zu bekommen. Es fehlte ihm irgendwie am letzten. Ein Gefühl - halb Mitleid, halb Verachtung - stieg Lorens in die Kehle, daneben aber ein unbändiger Stolz: er selbst, der junge Matrose, hatte geschafft, wo der altbefahrene Steuermann versagte. Übrigens behielt Oom Siewert recht: wenige Minuten später leuchtete wirklich der Polarstern auf, und ehe die Flut zum Stehen kam, lagen sie in Sicherheit vor Cuxhaven.

Als „de Prediger Salomon“ im Hamburger Hafen für den Winter aufgelegt hatte und das Schiffsvolk schon seinen Kram zusammenpackte, ließ der Kommandeur noch Lorens zu sich in die Kajüte rufen. Er saß da bei einem Glase Wein mit Oom Siewert, Claas aus Altenesch und einem behäbigen älteren Herrn in reicher Kleidung und großmächtiger Perücke. (65)

„Seht, David Worms, dies ist der junge Mensch, der Euch mit Gottes Beistand Schiff und Ladung gerettet hat“, sagte Hans Christian Jaspers zu dem Herrn, und Lorens horchte hoch auf, als ihm der Name des Schiffseigners ins Ohr fiel.

„Hm, hm“, machte der Reeder und trank bedachtsam einen Schluck Wein. „Bist wohl ein Helgolander Mann und deshalb oft nach Hamburg zu Markte gekommen?“

„Wohl, Herr, und ich hatte gerade vorher noch Wangeroog gesehen; es war Zufallssache“, antwortete Lorens ehrlich. Oom Siewert tat ihm leid; er saß so benaut in der Ecke.

„Der Junge hat mehr Fisch als Leine; das ist's, Herr“, stimmte Oom Siewert erleichtert zu.

„Mehr Fisch als Leine?“ wiederholte der Hamburger Herr und sah fragend zu Hans Christian Jaspers hinüber.

„Mehr Glück als Verstand“, erläuterte der; „wohl, wohl - aber gerade Leute, die Glück haben, die können wir brauchen, David Worms.“

Wieder sah der Reeder zu dem Jüngling hinüber, dem langsam das Blut in das schmale, ha-

gere Gesicht stieg; dann fragte er wohlwollend:

„Nun? Wie denkst du selbst denn über dein Weiterkommen?“ Lorens biß die Zähne zusammen. Wer nicht fährt, wenn Segelwind weht, muß warten, bis Segelwind wiederkommt. So guten Wind wie heute würde er vielleicht im ganzen Leben nicht wieder bekommen; er hatte keine Lust, bis zum Nimmermehrstage zu warten.

„Laßt mich -“ bat er mit stockendem Atem; „laßt mich im nächsten Sommer als Harpunier fahren.“

Er wandte sich dabei mehr an Hans Christian Jaspers als an David Worms, denn er wußte, daß der Kommandeur in dieser Frage doch das letzte Wort sprechen mußte. Aber Hans Christian Jaspers schob die Perücke hoch und kratzte sich darunter bedenklich den kahlen Schädel.

„Zu jung - noch nicht durchgeholt, nicht durchgewachsen“, antwortete er dem Blick des Reeders. „Als zweiter Steuermann - ja, das gewöhnt sich von Tag zu Tage. Zäh mag er sein. Aber um die Harpune zu werfen, muß man schon wissen, was man an Kraft hat.“ Er überflog die lang aufgeschossene sehnige (66) Gestalt des jungen Menschen noch einmal mit prüfendem Blick. „In zwei Jahren vielleicht - seht, David Worms, der Wurf, der muß sitzen.“ Der Reeder nickte.

„Als zweiter Steuermann -“ warf er so hin.

Hans Christian Jaspers nahm einen guten Schluck. Dann drehte er das Glas am Stiele um und um. Als er wieder aufsah, war sein Blick hart.

„Nicht, solange Oom Siewert mit mir fährt“, antwortete er mit einer Stimme, der man wohl anhörte, daß die Worte sorgfältig gewogen wurden; „und das soll -“ fügte er betont hinzu - „wohl noch manches Jahr so gehen; he, Oom Siewert?“

Der alte Steuermann nickte nur, aber an der Art, wie er sein Glas auf einen Zug leerte und wieder auf den Tisch stieß, fühlte Lorens doch, wie er sich freute. Claas aus Altenesch zuckte die Achseln. Natürlich, das ging nicht, daß Lorens neben Oom Siewert gestellt wurde, dem er schon einmal das Ruder aus der Hand genommen hatte. Das würde das Schiffsvolk nicht vergessen und Oom Siewerts Wort würde nicht mehr gelten. David Worms aber tat, als wäre es nur selbstverständlich, daß Kommandeur und Steuermann zusammenhielten, und als wäre die Angelegenheit damit erledigt.

„Habt Ihr schon meinen neuen Grönlandfahrer gesehen?“ fragte er so nebenbei, und Hans Christian Jaspers, der aus der Frage schloß, daß des Reeders Anteilnahme an Lorens schon wieder verflogen wäre, verneinte mürrisch.

„Müßt es Euch ansehen, Kommandeur“, fuhr David Worms aufgeräumt fort. „Eine feine Dirn, sage ich Euch, schmuck vom Topp zum Kiel. Denke, daß sie in nächster Woche vom Stapel laufen soll. Engelbert Jans wird sie bekommen. Er hat den ‚Neptunus‘ im Eise verloren - war nur ein Appelkahn - und weshalb soll ein tüchtiger Hamburger auch unter holländischer Flagge fahren?“

„Jee - das sagt Ihr wohl“, gab Hans Christian Jaspers zurück, wider Willen interessiert an dem Schicksal des neuen Grönlandfahrers, der ein Schwesterschiff zum „Prediger Salomon“ werden sollte; David Worms hatte ihm schon im Frühjahr davon erzählt.

„Kommt zur Taufe“, schloß der Reeder, indem er sich nun (67) erhob; „Ihr müßt sie sehen, die feine Dirn.“ Dann trat er zu Lorens und reichte auch ihm die Hand. „Kommt auch Ihr zur Taufe“, sagte er, scheinbar unabsichtlich die förmlichere Anrede wählend; „Ihr sollt selbst sehen, ob das neue Schiff wohl ebensogut geworden ist, wie ‚de Prediger Salomon‘.“ -

Acht Tage später lief das neue Schiff vom Stapel und erhielt in der Taufe den Namen „de Koning Salomon“. Es war in allen Ausmaßen dem „Prediger“ gleich, aber so neu und schmuck, daß Lorens das Herz im Leibe lachte. Und als Engelbert Jans, der Kommandeur, ihm anbot, ihn als zweiten Steuermann zu nehmen, besann er sich keinen Augenblick, einzuschlagen.

„Da seht Ihr, daß ich Euch nicht vergessen habe“, meinte David Worms lächelnd und schenkte ihm eigenhändig einen silbernen Becher voll Wein. „Trinkt aus, Mann, auf den ‚Koning Salomon‘, und den Becher nehmt als Handgeld.“

Als aber Lorens mit dem silbernen Becher nach Sylt kam, war der Großvater inzwischen gestorben, und niemand war da, der sich recht mit ihm freuen konnte.

## 8 Der Steuermann

Viermal fuhr Lorens der Hahn als zweiter Steuermann auf dem „Koning Salomon“, zweimal als Harpunier. Dann bedankte sich Engelbert Jans für die See, kaufte sich bei Blankenese ein kleines Haus und sah sich von nun an den „Koning Salomon“ nur noch vom Sülberg aus mit dem Kieker an, wenn er im Frühjahr schmuck die Elbe hinabfuhr und im Herbst schmierig heimkam. Mit seinem Nachfolger aber konnte Lorens sich nicht recht stellen. Der war raffig aufs Geld, schonte nicht Schiff noch Volk, nur um eine Pinte Robbentran mehr heimzubringen, und hielt den Kajütswächter an, den flacheren Löffel zu nehmen, wenn es galt, die Ranzion auszuteilen; er sparte und knauserte, daß es schon nicht mehr schön war. Im Herbst ging Lorens von Bord mit der festen Absicht, nicht wieder mit dem alten Filz zu fahren, obgleich es ihm leid war, David Worms zu verlassen. Als er dann zur Peritage - „ganz zufällig“ - nach Föhr kam und dem glücklichen Matthis vor die Füße lief, fragte er ihn bautz vor den Kopf, ob er ihn wohl als ersten Steuermann nehmen möchte. Matthis Peters kniff ein Auge zu:

„Willst wohl bei mir in die Lehre gehen? He - he - bist mir lang schon zu klug geworden, mein Jüngelchen.“

Das „Jüngelchen“ stand ruhig vor ihm - ein hochgewachsener Mann, mager, sehnig, wie die meisten Grönlandfahrer, mit einem Paar heller, scharfer Augen, die tief unterm breiten Stirndach lagen, mit starker gerader Nase und schmalen, festgeschlossenen Lippen. Allerdings sah der ganze Mann mehr nach Befehlen als Gehorchen aus, aber als Bestmann brauchte er das Gehorchen ja auch nicht mehr zu üben.

„Hm - hm -“ machte der glückliche Matthis und faßte die große Nase des andern schärfer ins Auge. „Eine gute Gallion ziert das Schiff; sagt man nicht so auf Sylt?“

„Ich meine“, gab Lorens ruhig zurück; „eine ehrliche Frage ist wohl eine ehrliche Antwort wert. Ich hörte, daß Euer erster (69) Steuermann krank wurde und wohl nicht mehr zugange kommen wird. Wenn Ihr aber lieber einen Eurer Söhne -“

Matthis Peters winkte hastig ab.

„Min Jongs sin Straetfahrer<sup>4</sup> worden“, sagte er mit leiser Bitterkeit, ins Niederdeutsche fallend, das zu dieser Zeit schon auf Föhr neben dem Friesischen hochkam. „Grönland ist ihnen zu kalt und der Fisch zu schmutzig. Na - laß sie, jeder muß seinen eigenen Kurs wählen.“ Er schnob heftig durch die Finger, dann schloß er plötzlich: „Als erster Steuermann wollt Ihr fahren, Hahn? Kommt am achten April zu Andrees Pieters; hier mustere ich mein Schiffsvolk nicht an.“ -

Zwei Sommer hindurch fuhr Lorens glücklich mit dem glücklichen Matthis, und indem er Augen und Ohren aufsperrte, lernte er mehr bei ihm, als Matthis selbst zu lehren hatte. Denn vieles von dem, was Matthis Kenntnisse nannte, war einfach Erfahrung und Instinkt, das beides Matthis nicht einem andern hätte übermitteln können. Lorens aber, in dem sich Greth Skrabbels allezeit reger Verstand mit Jens Grethens bedachtsamer Überlegung paarte, suchte nach Ursachen, wenn er Wirkungen sah; fand er aber die Ursachen, so verknüpfte er sie untereinander und strickte sich endlich ein Netz daraus, in dem er wirklich vollwertige Kenntnisse fischte. Zufälligkeiten warf er über Bord. Ereignisse aber, die regelmäßig wiederkehrten, wurden ihm zu Kennungen wie die Landmarken und Seetonnen. Weshalb hatte Matthis Peters Glück, wenn er im Frühjahr gegen Alt-Grönland und Jan Mayen Kurs nahm und im Sommer auf Spitzbergen fuhr? Einfach, weil der Fisch so lief. Und weshalb lief der Fisch so? Weil seine Aasgründe um diese Zeit an diesen Orten am besten waren. Das Wasser muß dunkelgrün sein, dann enthält es das beste Walfischfutter. Lorens der Steuermann fischte sich einen Eimer voll von diesem Wasser und griff hinein und fühlte, daß er voll war von glibberigen, glamserigen, qualligen runden Dingern, die er in der Hand zerdrücken konnte. War aber das Wasser bläulich, dann lief es ihm klar durch die Finger, und niemals hielt sich der Eiländische Fisch ohne Not darin auf. (70)

Lorens lernte, daß der Eiländische oder Westeifisch niemals nach Island ging noch nach dem Nordkap, der Nordkaper hingegen nie nach Grönland; der folgte nicht dem dunkelgrünen Wasser, sondern den Heringen, wie auch der Finfisch tat. Wo sich Finfische in Mengen fanden, wurden keine Walfische mehr gespürt. Deshalb und wegen des festen und trockenem

<sup>4</sup>Anmerkung: fahren um Gibraltar ins Mittelmeer.

Speckes jagte Matthis Peters nur in ganz mageren Jahren dem Finfisch nach.

Alles hat seine Gründe, dachte Lorens oft, man muß sie nur finden, und seine Baken versetzen, wenn die Tiefen sich ändern. Denn die Tiefen änderten sich oft. Behauptete Matthis Peters doch sogar, daß in meist allen fahrbaren Seen von Europa die Ströme von heute doppelt so schnell liefen als vor fünfzig Jahren. Das gab natürlich auch stark veränderte Bedingungen für den Fisch. -

Im dritten Sommer, als Lorens mit Matthis Peters fuhr, hatten sie einen an Bord, der hieß Gottfried Köhler. Er stammte irgendwoher tief aus dem Binnenlande, war wochenlang gewandert, um nach Hamburg zu kommen, und hatte sich bei Andrees Pieters gemeldet, um als Schiffsbarbier auf einem Grönlandfahrer Heuer zu nehmen. Lorens hatte ihn selbst angemustert, obgleich ihm der Mann auf Anhieb nicht angenehm gewesen war. Aber im letzten Augenblick vor der Ausreise hatte der Schiffsbarbier vom „Jonas im Walfisch“ - so hieß Matthis Peters Schiff - Fieber bekommen, und zwar so stark, daß er unklug redete und sie ihn schleunigst von Bord schaffen mußten. In aller Eile war Lorens zu Andrees Pieters gelaufen. Da war niemand mehr als dieser Mann, dieser Gottfried Köhler mit den schwarzen Augenbrauen über der Nase.

„Gotts du Dunner, wat'n swartes Beest“, rief der Kommandeur, als Lorens ihn anschleppte, „wenn sich da das Schiffsvolk man nicht vor vergrault, Steuermann.“

„Lassen Sie sich durch mein dunkles Haar nicht abschrecken, Herr Kapitän“, sagte Gottfried Köhler. „Ich weiß wohl, daß die Nordländer im allgemeinen von blonderer Komplexion sind als wir daheim. Aber mein Lebtage hat meine Sehnsucht nach der See gestanden -“

„Halt's Maul!“ sagte Matthis Peters langsam und (71) nachdrücklich; er war ganz erschüttert von dem Wortschwall des neuen Ankömmlings. „Papiere?“

„Oh, meine Papiere sind in schönster Ordnung“, antwortete Gottfried Köhler empfindlich. „Ich bitte zu bemerken, daß ich nicht bin, was man so gemeinhin unter Schiffsbarbier versteht. Ich habe in Breslau die Arzneikunde studiert, nur die Sehnsucht nach der See -“

„Halt's Maul!“ sagte nun auch Lorens der Steuermann, und da er dem „swarten Beest“ dabei gleichzeitig den entsprechenden Puff in die Rippen verabfolgte, fühlte sich dieses mehr als zuvor bewogen, der Aufforderung nachzukommen. „Jee, Kommandeur, da war sonst keiner.“ Einen Augenblick zögerte Matthis Peters noch, dann zuckte er unmutig die Achseln.

„'n Aap fürs Schiffsvolk“, brummte er; „aber wir müssen ja froh sein, daß wir die Listen abschließen können.“

Lorens nahm die Papiere und ging in die Kajüte hinunter, um den Schiffsbarbier ordnungsgemäß in die Listen einzutragen. Gottfried Köhler aber suchte sich ein stilles Fleckchen, holte aus seinem Bündel ein dickes Buch mit gelblichen Blättern hervor und schrieb darin auf, daß er nun mit dem „Jonas im Walfisch“ ausreisen würde - in die See stechen, nannte er das - und dann kam noch irgend etwas danach, das beinahe aussah wie „ungehobeltes Seevolk“.

Von Anfang an ahnte Lorens, daß er mit diesem Gottfried Köhler nichts als Ärger und Schereerei haben würde. So kam es auch. Sie waren noch kaum hinter Neuwerk, da fütterte der Schiffsbarbier schon die Fische, und als sie hinter Helgoland lagen, in Lee, an einem Ostertage, der die See mit Butter schmierte, daß sie glatt war wie die Binnenalster, da kam dieser verdeubelte Studiosus - denn so nannte sich der Schiffsbarbier - wahrhaftig zu ihm, Lorens Petersen Hahn, dem ersten Steuermann, um ihm mitzuteilen, daß er seine schwere Seekrankheit glücklich überstanden hätte und sich von nun an wohl als seefest betrachten dürfte.

Lorens sagte nichts darauf, nicht einmal: Halt's Maul! Er sah den Unglücksmenschen nur an, aber mit einem Blick, der diesen veranlaßte, sich mit höflicher Entschuldigung zurückzuziehen. (72) „Wat's denn dat für'n dwatsches Dirt?“ fragte Jan Ulk, der soeben als Lotse an Bord gekommen war und sich in dieser nobligten Gesellschaft doch auch hochdeutsch ausdrücken wollte. Aber Lorens antwortete auch ihm nicht; zu mächtig fraß der Ärger in ihm.

Danach aber ging fürs erste alles besser, als Lorens gefürchtet hatte. Gottfried Köhler gewöhnte sich wirklich so halbwegs ein. Die Spuckerei hörte auf, und er tat ordentlich seinen Dienst wie die andern Leute. An schönen Tagen saß er sogar mehr als nötig an Deck und kuckte auf die See hinaus, so daß Lorens mehr als einmal der Richtung seines Blickes folgte, um festzustellen, ob etwa ein Fisch Gottfried Köhler zu Ehren auf den 56. Grad heruntergekommen wäre. Es zeigte sich aber nichts als ein paar Robben, die im Rübentanz sprangen. Einmal stolperte Lorens sogar über ein Paar Beine an ungehöriger Stelle, und als er sich zornig nach dem Eigentümer umsah, stand Gottfried Köhler neben ihm auf und sagte höflich:

„Verzeihung, Herr Steuermann, ich hatte mich vergessen, es ist so schön -“

„Schön?“ Wiederholte Lorens verblüfft.

Gottfried Köhler lächelte überlegen.

„Das Farbenspiel von Meer und Himmel, Herr Steuermann. Sie sind es gewöhnt, dies himmlische Blau, dies Gold der untergehenden Sonne -“ und da Lorens ihn nur verbiestert anstarrte, fuhr er verschämt fort: „Ich vergaß mich, Herr Steuermann - ich träumte - ich dachte an mein weißgewaschenes Seelchen -“

Da machte der Herr Steuermann, daß er weiterkam.

Bisher aber war doch alles noch so einigermaßen gegangen. Dann jedoch kamen sie ins Eis, und da erklärte Gottfried Köhler dem Kommandeur, daß er mit diesem geringen Quantum Schlaf nicht auskommen könnte - „denn ich bin ein studierter Mann!“

Matthis Peters betrachtete den Schiffsbearbeiter in Ruhe von oben bis unten.

„Hättest auf Vorrat schlafen sollen, mein Jüngelchen“, antwortete er gelassen. „Gewöhne dich nur daran; kommen wir an den Fisch, gibt es noch weniger Schlaf.“ (73)

Es war aber ein leises Grollen in seiner Stimme, so daß selbst Gottfried Köhler nichts weiter zu sagen wagte.

Und sie kamen an den Fisch. Der Ruf: „Waal - Waal!“ der alle andern mit Leben erfüllte, der dem ganzen schläfrigen Schiffsvolk das Jagdfieber durch die Adern trieb, der wurde dem Binnenländer bald zur Qual. Er schlief mit dem Hackmesser in der Hand ein, er schlief in der Schaluppe am Riemen. Er war glücklich, wenn der Fisch fortlief, ehe sie ihn festmachen konnten, und freute sich wie unklug, wenn irgend etwas den Kommandeur veranlaßte, die Schaluppen erst gar nicht streichen zu lassen; noch unkluger aber war es von ihm, diese Freude ganz unverhohlen zu zeigen. Das Schiffsvolk murrte.

„Der schwarze Teufel verhext uns noch den Fisch“, brummte einer, und niemand widersprach. Es kam nun so, daß sie einen schönen Fisch binnen hatten und nach guter Mahlzeit eben unter Deck kriechen wollten, als vom Krähenest her wieder der jauchzende Ruf flog:

„Waal - Waal -“ und gleich danach das scharfe Kommando: „Fall - fall - over all!“

Die Leiber der todmüden Leute strafften sich, die Fäuste griffen nach den gewohnten Geräten, nur Gottfried Köhler blieb sitzen, tief im Schlaf versunken. Lorens stieß ihn hart mit dem Fuß.

„Fall - fall - over all!“

Der Schläfer fuhr hoch.

„Laßt mich weiter schlafen!“

„Bist wohl unklug, Mann“, antwortete Lorens ruhig. „Deine Schaluppe wird gestrichen. Mach fort, daß du an deinen Platz kommst.“

Da sprang Gottfried Köhler auf und schlug nach ihm. Matthis Peters legte ihm schwer die Hand auf die Schulter.

„Wahr den Steuermann!“ „Steuermann hin - Steuermann her -“ schrie Gottfried Köhler außer sich. „Schinder seid ihr, Menschenschinder! Ja, du auch, du Hund, du gemeiner -“ und er griff nach einem Beil, das ihm in Reichweite lag.

Er wollte auf den Kommandeur eindringen, aber ehe er nur die Hand heben konnte, war er schon gefesselt und lag im Roof.

Über ihm scholl noch einmal der Schrei: (74)

„Fall - fall - over all!“ Dann setzte das gewohnte Getriebe ein, und in doppelter Eile folgten die Schaluppen dem Fisch.

Sie bekamen ihn ein, und in den nächsten Tagen fließten sie ihn und machten ihn ab. Gottfried Köhler wieder mitten unter ihnen, denn sie konnten das Paar Hände nicht entbehren. Aber es war kein Leben, keine Freude am Werk diesmal zu spüren. Es lag wie ein Druck über dem ganzen Volk vom Kommandeur bis zum Hund hinunter. Wenn die Strafe auch aufgeschoben war - aufgehoben konnte sie doch nicht werden, einfach um der Disziplin willen nicht. Das Schlimme aber war, daß Gottfried Köhler nicht einmal Reue zeigte, sondern im Gegenteil tat, als wäre er im Recht. Wenn ihn der Schlaf ankam, legte er sein Hackmesser einfach beiseite, ging unter Deck und schlief einen Stremel. Einmal hatte ihn der Kommandeur noch gewarnt:

„Wahr dich, Gottfried Köhler!“

Aber der Aufsässige hatte nur den Kopf zurückgeworfen und tat nach wie vor. Das Schiffsvolk spielte blind und taub. Viele von ihnen waren schon öfters mit Matthis Peters gefahren und wußten, daß er manches durchgehen ließ, wenn er gerade im Glück war. Und er war au-

genblicklich stark im Glück: sechs Fische hatten sie schon binnen, und die beste Zeit stand noch bevor. Trotzdem war ihnen allen ganz klar, daß er Gottfried Köhler schwer bestrafen mußte, sobald nur erst die dringendste Arbeit getan war; ein Waschweib war der glückliche Matthis denn doch nicht. So kümmerte sich niemand mehr darum, ob der Barbier so oder so tat; sie mieden ihn alle wie einen Gezeichneten. Er aber verstand sie nicht und glaubte, dem ungehobelten Seevolk durch sein männliches Auftreten, wie er es bei sich nannte, gewaltig heldenhaft zu erscheinen.

Als der Fisch in den Fässern steckte und das Deck einigermaßen klar war, ließ der Kommandeur den Barbier in die Kajüte rufen. Da saß er mit allen Offizieren zusammen in dem schmucken Raum, der Lorens einst so lockend erschienen war; nun war er ihm längst vertraut, aber er saß immer noch gern am weißgedeckten Tisch. Die Männer hatten gleichgültige Gesichter, ruhig, kalt, so daß Gottfried Köhler den Eindruck gewann, daß man sein Vergehen wohl nicht schwer nehme. Matthis Peters selbst eröffnete sofort das Verhör. (75)

„Bekennst du dich schuldig des Aufruhrs und der Meuterei?“

„Durchaus nicht, Herr Kommandeur“, entgegnete der Studiosus zungenfertig. „Ich vertrat nur mein Menschenrecht. Denn der Schlaf ist von Gott dem Menschen gegeben, damit er sich darin Stärke für seine Arbeit. Ihr aber mordet den Schlaf und mordet damit auch den Menschen –“

Matthis Peters hob gelassen die Hand.

„Sprecht, Lorens Petersen Hahn, was hat der Mann nach unserm Recht und Gesetz verwirkt?“ Lorens sah mit Unbehagen auf den jungen Menschen. Er konnte die Erinnerung daran nicht los werden, daß er selbst es gewesen war, der ihn an Bord gebracht hatte.

„Ein Wort zuvor, Herr Kommandeur“, sagte er aus dieser Erinnerung heraus gegen allen Brauch. „Es war meine Schuld, daß ich einen unbefahrenen Mann an Bord brachte. Er wird Abbitte tun, wenn er sein Unrecht einsieht. - Du sagst, du willst Arzt werden und kranke Menschen heilen“, wandte er sich an den Studiosus. „Dann wird es auch bei deiner Arbeit Nächte geben, in denen es heißt: Fall - fall - over all! Denn die Krankheit fällt den Menschen wohl auch unversehens an und fragt nicht danach, ob der Arzt müde ist.“

Lorens sprach langsam - bedachtsam - er wunderte sich selbst, daß die andern ihn ruhig ausreden ließen. Als er aber merkte, daß Gottfried Köhler den Kopf sinken ließ, als machte ihn der Vergleich mit dem eigenen Beruf betroffen, nützte er den Augenblick, indem er gegen ihn schloß:

„So wirst du Abbitte leisten und Reue tun nach dem Brauch.“ Der Studiosus hob schnell den Kopf.

„Gehe ich dann straffrei aus?“

„Das nicht um des Beispiels willen für die andern, aber der Herr Kommandeur wird dann Gnade vor Recht gehen lassen.“

Matthis Peters nickte bestätigend.

„Drei Tage an den Mast und jeden Tag fünfzig –“

„- Prügel?“ schrie Gottfried Köhler auf. „Prügel? Nie - niemals! Dann lieber kielholen, wie das Schiffsvolk sagt, daß meine Strafe sein wird.“

Matthis Peters schwoll die Zornader an der Schläfe, aber er blieb äußerlich kalt. (76)

„Wie du willst“, sagte er hart. Dann legte er die Hand auf die große Bibel und tat den Spruch: „Kielholen, bis er Abbitte leistet; dann drei Tage an den Mast und fünfzig Stück täglich.“

Der Spruch wurde am gleichen Abend noch ausgeführt. Aber als Gottfried Köhler zum erstenmal unterm Kiel durch wieder an Deck geholt wurde, war sein Gesicht blutüberströmt, und ein tiefes Loch am Hinterkopf zeigte, daß die Gewichte an seinen Füßen nicht schwer genug gewesen waren; so hatte er sich am Schiffskiel die Gehirnschale eingestoßen. Als er vor den Kommandeur gebracht wurde, um Abbitte zu leisten, riß er noch einmal die Augen auf.

„Wahr dich, glücklicher Matthis! Mein weißgewaschenes Seelchen wird mit deinem Glück davonfliegen.“

Dann fiel er um und war tot.

Sie lagen damals so nahe der Südbay von Spitzbergen, daß sie zur Linken den Berg sahen, den man Bienenkorb nennt, daran ein anderer, Teufelshuck. Der war mit Nebel bedeckt und der Wind ging darüber hin, daß es aussah, als rauchte er. In der Mitte des Hafens, recht vor diesen beiden Bergen, liegt eine Insel, das Tote-Mannes-Eiland. Dorthin rietten sie am andern Morgen den toten Mann, und da der Boden harter Fels ist, in den man nicht eindringen

kann, ist es Sitte, daß man den Toten nur mit Steinen bedeckt, damit ihn die Vögel nicht fressen. Die Luft ist aber so, daß dortzulande nichts verwest, und es würden von Sommer zu Sommer zu viel Tote dort angesammelt werden, wenn nicht im Winter Füchse und Bären vom Lande herüber kämen und die Toten des Sommers fräßen.

Als sie Gottfried Köhler so beigesetzt hatten zu den andern toten Männern, die schon hier und da unter Steinhaufen lagen, sprach Lorens ein Vaterunser, und die Männer nahmen einen Augenblick die Kappen ab. Bei den Worten: „Und vergib uns unsere Schuld –“ wurde seine Stimme schwer von einer unklaren Empfindung, und als die Männer sich wieder bedeckten, brummte einer: „Er hat uns auch alle belämmert mit seinem weißgewaschenen Seelchen.“

„Wohl, wohl –“ antwortete Lorens unwillkürlich; „nur wenn wir alle eine Natur hätten, könnten wir alle in einem Hause wohnen.“ (77)

„Hast recht, Steuermann“, gab der Mann zurück; „wer im Binnenlande geboren ist, soll nicht auf den Walfisch fahren.“

Das war Gottfried Köhlers Nachruf. Danach wäre er wohl schnell vergessen worden, wenn nicht - ja, wenn nicht -

Es waren zuerst nur Kleinigkeiten, die Lorens stutzig machten. Von einem Fisch, den sie an Steuerbord festgemacht hatten, fraßen die Haifische wohl an die fünfzehn Quartelen Speck fort, während sie einem andern nachjagten. Der andere war eben in dem Augenblick, da sie die Schaluppen wieder an Bord hatten, nahe beim Schiff aufgetaucht. Sie hatten sofort wieder vier Schaluppen gestrichen, um ihm nachzusetzen. Zwei Holländer lagen wohl eine gute Meile entfernt am gleichen Feld. Davon kam auch eine Schaluppe angeriimt. Das Schiffsvolk vom „Jonas im Walfisch“ wendete große Mühe auf den Fisch, aber er tauchte fort und kam dann recht vor des Holländers Boot wieder auf, so daß der Holländer die Harpune werfen und an ihm festranken konnte. Das war so recht das Brot vorm Munde weggerissen und schmerzte sie nicht wenig, und als sie dann zum Schiff zurückkamen, merkten sie, was die Haifische inzwischen getan hatten.

Danach empfand Lorens bald mit Schrecken, daß der glückliche Matthis anfing unsicher zu werden. Er vertraute seinem guten Glück nicht mehr so fest wie bisher, wagte nicht recht etwas, sondern segelte nur so zwischen Wasser und Wind hin. Dann wieder wollte er durch doppeltes Zupacken gutmachen, was er etwa versäumt hatte und kam endlich gerade dadurch von der Brandung in den Malstrom.

Wann das Eis hart zu treiben ankommt und man ist in der Gegend von Spitzbergen, so segeln die Schiffe gern in die Hafengebiete oder Reviere. Die sichersten sind der Behaltene Hafen, die Süd- und die Nordbay. Der Wind empfängt einen etwas unfreundlich, wenn man darein segelt und braust über die dürren Berge mit vielen kleinen Wirbeln, aber vor dem Druck des Eises ist man hierinnen ziemlich sicher; so liegen manchmal bis zu dreißig Schiffen in den Revieren beieinander.

Nun begab sich, daß das Eis zu treiben begann, als sie eben den siebenten Fisch in den Fässern hatten. In andern Jahren wäre da Matthis Peters als erster in die Nordbai gelaufen, von der er (78) nicht eben weit entfernt war. Sein Glück hatte er nicht zum wenigsten dem Umstand zu danken gehabt, daß er es immer in Ruhe genossen hatte nach dem alten Wort: Einer zur Zeit ist guter Fang. In diesem Jahr aber sah er nicht die Fische an, die er binnen hatte, sondern nur die, die ihm entlaufen waren. So schmerzte ihn immer noch das Stück Brot, das ihm der Holländer vorm Munde weggerissen hatte, und er meinte, er dürfte nicht in Ruhe und Sicherheit ein paar Tage aufliegen.

So ließ er alle Segel setzen, um aus dem treibenden Eis hinauszukommen. Am ersten Tage ging es auch noch gut; am zweiten aber schlossen sich die Flarden und Schotsen schon enger um den „Jonas im Walfisch“, und dann kamen sie an ein großes Feld, das fest zu liegen schien und an dem sich das treibende Eis staute. Da war es drei Glas, und als der Wachthabende fünf Glas meldete, war das Schilf schon so vom Eise besetzt, daß Matthis Peters Befehl geben mußte, Schaluppen und Lebensmittel aufs Feld zu schaffen. Sie hatten sich aber kaum mit drei von den Schaluppen aufs Eis gerettet, da kam von neuem ein drängendes Schieben in die Massen. So sahen sie ihr reichgeladenes Schiff mit vollen Segeln und zwei Schaluppen bis über die Spitzen der Mastbäume und Flügel auf einmal unter das Eis geschoben.

Der glückliche Matthis biß die Zähne zusammen, daß sein Gesicht schrecklich anzusehen war. Aber er jammerte und klagte nicht, sondern beriet mit Steuerleuten und Harpunieren die nächsten Maßnahmen, um wenigstens das Schiffsvolk zu retten. Ach, da war wenig zu

tun. Sie konnten nur, was sie an Schiffsvolk und Lebensmitteln hatten, möglichst gerecht auf die drei Schaluppen verteilen. Dann mußte die Besatzung einer jeden sehen, wie sie irgendwo an offenes Wasser käme. Matthis Peters übernahm das Kommando der ersten Schaluppe; die zweite befehligte Lorens der Hahn; die dritte der älteste Harpunier. Da aber nach dem Aussehen des Himmels das ganze Schiffsvolk einig war, daß sie im Südost noch am ehesten offenes Wasser erwarten dürften, blieben sie alle fürs erste beisammen. Mit großer Anstrengung schleppten sie die schweren Boote über das holperige Eis und erreichten so am zweiten Tage gegen Abend den Rand des Feldes. Vor ihnen lag ein breiter Streifen offenen (79) Wassers, in dem hier und da emporspritzende Strahlen die Anwesenheit von Walfischen verrieten. Bei diesem Anblick sank Matthis Peters ganz in sich zusammen; er setzte sich auf den Rand seiner Schaluppe und stützte den Kopf in die Hände. „Was wäre es für eine Schwierigkeit –“ sagte er seufzend; „hätten wir nur ein anderes Schiff, wir fänden Gelegenheit genug, all diesen Schaden zu ersetzen.“

„Wohl, wohl, Kommandeur“, antwortete Lorens gelassen, bei sich aber dachte er: Hätte-gefangen und fangen-können sind nicht gut an den Tisch zu setzen. Nach einer Weile, da er sah, daß Kommandeur und Schiffsvolk immer nur nach den blasenden Fischen starrten, sagte er laut: „Es helfen keine schönen Worte gegen einen Walfisch, Kommandeur; wir müssen wohl sehen, an ein Schiff zu kommen. Am besten halten wir wohl hier unterm Felde weiter auf den West.“

„West?“ Matthis schüttelte den Kopf. „Um den Ost meint Ihr wohl, Steuermann?“

Sie konnten sich nicht einigen. Der Führer der dritten Schaluppe schloß sich der Meinung des Kommandeurs an, aber Lorens blieb hartnäckig auf der seinen bestehen und merkte auch bald, daß seine Leute fast alle auf seine Seite traten.

„Tut, was Ihr wollt“, sagte Matthis Peters endlich trübe. „Wenn einer von Eurer Schaluppe zu uns kommen will und einer von den unsern zu Euch, soll es mir recht sein. Aber wie wir dann einmal geteilt haben, muß es auch bleiben, und wenn wir noch einmal Zusammentreffen sollten, dürft Ihr keinen Proviant nachfordern.“

Zwei von Lorens Leuten wollten lieber mit um den Ost fahren, dafür aber traten drei von den andern zu ihm über, und da die Bemannung sowieso nicht gleich geteilt werden konnte, mußte Lorens sie auch nehmen. Dann teilten sie noch einmal den Proviant und trennten sich unter Schluchzen und gegenseitigen Segenswünschen. Matthis drückte Lorens noch einmal die Hand.

„Du hast kein Vertrauen mehr zu meinem Glück“, sagte er leise. „Kräh nicht zu stolz, du Hahn, wenn du erst hoch auf dem Mist stehst. Auch der Kapitän kann einmal über Bord fallen.“

So trennten sie sich. Lorens ließ seine Schaluppe zu Wasser (80) springen, und sie nahmen Kurs unterm Feld auf den West. Das Wetter war still, aber diesig, und am folgenden Tage nahm ein starker Nebel ihnen alle Sicht. Sie ruderten aber stetig weiter, nach Möglichkeit Kurs haltend, und trafen am Abend des dritten Tages richtig auf einen Grönlandfahrer, auf den sie strack zuhielten. Es war „de Eendracht“ von Bremen. Der Kommandeur wollte sie aber keineswegs aufnehmen, und als sie ihre Schaluppe an seinem Schiff festmachten, um sich mitschleppen zu lassen, wurden sie mit brennenden Hölzern begrüßt, so daß sie genötigt waren, wieder loszuwerfen.

Danach wurde das Schiffsvolk sehr verzagt. Sie hatten, als sie „de Eendracht“ in Sicht bekamen, ein gut Teil Proviant verzehrt, um recht Kraft zum Rudern zu bekommen. Nun mußten sie fürchten, bald zu verhungern. Glücklicherweise machte Lorens noch ein Feld mit Walrossen aus, und als sie eins dieser Tiere erlegt hatten, es ihnen auch gelungen war, ein Feuer von Treibhölzern anzuzünden, sie also abkochen und eine tüchtige Mahlzeit halten konnten, faßten sie wieder Mut. Einen Tag lang lagen sie noch in diesem Felde fest, dann wagten sie sich wieder auf die offene See und fanden nach mehreren ängstlichen Tagen und Nächten endlich ein kleines Schiff, „die vier Brüder“ genannt, das schon volle Fahrt hatte und sie in aller Schleunigkeit auf die Heimreise mitnahm.

Mehrere von den Leuten fühlten nun, da sie in Ruhe kamen, starke Schmerzen in den Beinen. Als der Barbier die Füße besah, urteilte er, sie möchten wohl erfroren sein. Er machte von Stund an Salzwasser von Pökelfleisch warm, goß es in eine Balje und hieß sie sich mit den Füßen da hineinsetzen. Als sie eine Weile lang also darinnen gedünstet hatten, fühlten sie noch mehr Schmerzen, welches dem Wundarzt noch mehr Hoffnung auf Genesung gab. Her-



nach, da er das tote Fleisch fortgeschnitten, verband er ihre Füße mit dienstlichen Arzneien, wodurch sie in wenig Tagen sofern gesund wurden, daß sie wiederum Dienst tun konnten. Lorens aber, der nicht gleich den andern die Riemen geführt, sondern still am Ruder gesessen hatte, waren die Beine noch ärger erfroren als den andern. Auch ihm schnitt der Barbier alles tote Fleisch fort und brauchte kräftige Arzneimittel, so daß nach achtzehn Stunden eine Scheidung (81) erfolgte und das faule Fleisch wegfiel, und indem er damit fortfuhr, war der Mann in zehn bis zwölf Tagen außer Gefahr.

So fanden die Schiffbrüchigen auf den „vier Brüdern“ nicht nur christliche Aufnahme, sondern auch menschenfreundliche Pflege, und da es nun täglich wärmer wurde, erholten sie sich schnell.

Am zwanzigsten Julius, als es begann zu tagen, sahen sie Helgoland Süden zum Osten vor sich. Dort nahmen sie einen Lotsen ein. In den nächsten Tagen war es schön Wetter, warm Sonnenschein den ganzen Tag. Sie segelten vor der Elbe, machten dann bei der roten Tonne fest, um die Tide abzuwarten. In der Nacht gab es Donner und Blitz, regnicktes Wetter dabei, aber andern Tages machten sie schon im Hamburger Hafen fest, und die Schiffbrüchigen verabschiedeten sich mit Tränen des Dankes von ihren Rettern.

Lorens ging zunächst zu dem Reeder, um Verklarung abzulegen und einen Brief zu überbringen, den Matthis Peters ihm mitgegeben hatte für den Fall, daß Lorens eher als er selbst nach Hamburg kommen sollte. Der Herr war unfreundlich und hielt augenscheinlich nur mit Mühe ganz ungerechtfertigte Vorwürfe zurück. Zuletzt sagte er noch, daß Frau Peters von Föhr schon in Hamburg wäre, um hier ihren Mann zu erwarten.

„Es handelt sich um Lösegeld für einen Sohn, der den Malouins in die Hände gefallen ist“, erklärte er; „Matthis Peters hat wohl mehrere Söhne, die Straetfahrer geworden sind?“

Lorens nickte nur und ließ sich die Leute nennen, bei denen Antje Peters in Hamburg wohnte. Wo blieb das Glück des glücklichen Matthis?

Es suchte Antje Peters auf, um ihr zu berichten, wo und wie er sich von ihrem Mann getrennt hatte. Sie war gefaßt und würdig, obgleich ihr Unglück viel größer war, als der Reeder erfahren hatte. Wohl war der vierte ihrer zwölf Söhne von den Malouins gekapert worden, die ein hohes Lösegeld für ihn forderten und sein Schiff als gute Prise betrachteten. Aber er hatte doch sein Leben gerettet und hatte selbst aus St. Malo geschrieben, daß die Gefangenschaft nicht hart wäre. Das Schiff jedoch, auf dem zwei andere ihrer Söhne fuhren, war unter Gibraltar von Marokkanern überfallen und geplündert worden und beide (82) Söhne dabei getötet. Ein überlebender Matrose hatte ihr Nachricht gebracht.

Lorens war wie vor den Kopf geschlagen. „Wahr dich, glücklicher Matthis!“ klang es in ihm nach, und ein Grausen befahl ihm, das ihn auch dann nicht verließ, als er einige Wochen später erfuhr, daß Matthis Peters selbst gesund heimgekehrt wäre. (83)

## 9 Der Freier

Früher als in andern Jahren kam Lorens Jens Grethen in diesem heim - länger als in andern Jahren weilte in diesem der Sommer auf Sylt. Es war solch warmer stiller Spätsommer, grau der Himmel, meist grummelte leise ein fernes Gewitter weither über See. Es nieselte fast täglich ein wenig, und die Weiber hatten Not mit der Ernte, doch war es mehr ein drippender Nebel als rechter Regen. Das zweite Heu, das eben geschnitten war, duftete stark nach dem grauen Kraut des bitteren Wermut. Lau und schwer war die Luft. Lorens wurde müde davon, und gleichzeitig fühlte er eine steigende Erregung, als klopfte eine lebendige Freude an seine Tür und begehrte Einlaß. Er wartete, und wußte nicht, worauf? Er horchte, und wußte nicht, wonach? Unruhig streifte er nachts über Dünen und Heide, weil das Haus ihn drückte. Tagsüber aber verschlief er die Stunden, weil ihn eine schlaffe Müdigkeit überwältigte. Wären andere Burschen gleich ihm schon daheim gewesen, dann würden sie sich gegenseitig gereizt haben, tollen Unfug anzugeben. Aber „die vier Brüder“ hatten vor der Zeit ihre Fahrt voll gehabt; die andern Walfischfänger waren noch alle auf hoher See. Lorens war schon tagelang daheim, ehe er von einer Düne aus den ersten Grönlandfahrer ausmachen konnte. Danach würde es noch zwei oder drei Wochen dauern, ehe die Sylter ihre Insel erreichten.

Unmutig strich Lorens über das Land, müde, schlaff und doch heimlich erregt, als könnte die laue Luft um ihn her seine Müdigkeit unvermutet in heiße Lust verwandeln. Er wußte

nicht, was er mit sich anfangen sollte, nur im Hause mochte er nicht sein, wo der Mutter scheltende Stimme klang, und die Fenster kaum eine schwache Helligkeit durchließen. Seit er an Bord Tag für Tag am weißgedeckten Tisch saß, ärgerte ihn der Schmutz im Hause. Die andern Häuser im Dorf waren eben auch nicht reinlicher gehalten, bis auf das der alten Mai Taken. Das fiel ihm auf, so blinkten die dunklen Fensterchen, und die (84) Außenwände waren zum Frühjahr weiß gekalkt gewesen, das sah er wohl.

„Mai Taken hat's sauber“, sagte er, als er am Sonntag mit seiner Mutter an dem alten Häuschen vorüber zur Kirche ging. „Das Haus fällt bald ein, es ist nichts mehr wert“, antwortete Gondel mürrisch; „es ist nur, daß Inge Erk Andresen immer daran herumputzt.“

Inge Erk Andresen? Indem Lorens sich von der Mutter trennte und auf der Männerseite seinen Platz suchte, klang der Name in ihm nach. Er klang, als spräche Jens Grethen ihn aus - richtig, da war ein Kind gewesen, das so hieß, ein Kind mit nackten Beinchen und warmen Ärmchen, mit blondem Kraushaar - es schlief - ja, so war es gewesen - merkwürdig, daß das Kind an dem Hause herumputzen mochte. Ihm wurde ganz traumselig zumute, während er mit halbem Ohr auf die Donnerworte des Predigers hörte, aber plötzlich zuckte er auf, denn deutlich vernahm er daneben eine leise Stimme:

„Du weißgewaschenes Seelchen.“

Scheu sah Lorens sich um. Nein, die Männer neben ihm drusselten wie er; von ihnen hatte niemand die Worte gesprochen. Wie sollte das auch möglich sein? Solche Worte kannte man nicht auf Sylt.

„Du weißgewaschenes Seelchen“, sprach er selbst nun leise vor sich hin, und wieder sah er das Kind mit dem fliegenden blonden Kraushaar über der blonden Stirn. Galt dies zärtliche Wort diesem Kinde?

Nach der Kirche betrachtete er sich Mai Takens Haus wie eine Merkwürdigkeit, aber er wagte nicht hineinzugehen und nach Inge Erk Andresen zu fragen. Es war doch ein keckes kleines Ding gewesen, und - ach nein, er mochte eben nicht. Gegen Abend aber Strich er noch einmal um das alte Haus, und als er langsam an der Hintertür vorüberging, tat sie sich auf und eine hochgewachsene junge Frau trat heraus. Sie nickte ihm freundlich zu. Da konnte er nicht widerstehen und machte eine Bemerkung über das Wetter. Sie lächelte.

„Willst nicht hereinkommen, Lorens? Ich dachte längst, ob du mich nicht besuchen würdest? Ich sah dich in der Kirche.“

Lorens blickte sie an - da war ja das blonde Kraushaar über (85) der weißen Stirn, da waren die blitzenden blauen Augen, der rote Mund, der sich so lieblich krauste, wenn das Kind spottete: du Hahn! Aber es war kein Kind mehr, das hier vor ihm stand, es war ein großes, voll ausgewachsenes Mädchen - ein Mädchen, das wohl gar schon Weib und Mutter sein konnte. Eine heiße Angst schoß ihm bei diesem Gedanken durchs Herz. „Inge?“ fragte er leise.

„Ja, du - ein Kind bin ich auch nicht mehr“, lachte sie. „In der Kirche hast du mich nicht erkannt; ich merkte es wohl.“

Er schwieg und schaute sie nur an. Seine Hände zuckten wie im Fieber. Endlich hob er die Rechte und Strich ihr über den Arm. „Wie schmuck du geworden bist, Inge“, sagte er schüchtern.

Sie sah ihn erstaunt an. Dann stieg eine helle Röte in ihr Gesicht, und langsam schlug sie den Blick zu Boden.

„Mußt nicht, Lorens, hast wohl schon eine Liebste?“

„Ich - nein, ich nicht, aber du - du -?“ Die Glut in ihm benahm ihm den Atem, erstickte ihn fast. Da gab sie ihm plötzlich einen leichten Schlag, lachte noch einmal hell auf und war gleich darauf im Hause verschwunden.

Lorens lehnte die Stirn an den Türpfosten. Ihn schwindelte vor Glück? - vor Leid? Er wußte es selbst nicht. Sein Herz schlug wie ein Lämmerschwänzchen, so schnell und lebendig. Jetzt brannten ihm die Füße, so kochte das Blut darin, und gleich darauf brauste es ihm im Kopf. Ihn kam ein jubelndes Lachen an, aber ein Weinen schnürte ihm die Kehle zu und ließ das Lachen nicht hinaus. Endlich raffte er sich auf und stieg über die Dünen nach dem Strande. Mit tiefem Rauschen schlugen die Wellen auf - wie kühl das klang. Langsam, wie im Traum, legte er Stück für Stück seine Kleider ab, dann ging er hinein in die Flut, die ihn als gütige Mutter an ihr Herz nahm und seine so plötzlich und heiß erwachte Liebeskraft kühlte - stählte.

Ehe der Morgen graute, stand er schon wieder vor Inges Tür, und als sie mit einem Eimer voll Spülwasser aus dem Hause kam, trat er ihr entgegen.

„Inge – liebe Inge, sage mir nur das eine: hast du schon einen, mit dem du abends unter der Tür stehst?“

Sie hielt nicht inne, sondern goß ihren Eimer mit Schwung in den Kohlgarten hinaus. (86)

„Nein“, entgegnete sie herb; „ich habe keinen. Aber wenn du etwas von mir willst, Lorens du Hahn, dann laß mir meine Ruhe. Mai Taken kommt zu Sterben, deshalb bin ich hier.“

Sie maßen sich mit den Blicken wie zwei Kämpfer; dann aber sprang in seinen Augen ein Lachen auf.

„Bist böß?“ fragte er, legte die Hand auf ihre Schulter, und ehe sie es hindern konnte, hatte er einen schnellen Kuß auf ihren Mund gedrückt. „Heute abend komme ich zu dir, im Dunkeln kannst du doch nicht mehr schaffen, Inge.“

Damit empfahl er sich. Mit langen Schritten sauste er um die Hausecke und piffte dazu, so falsch und grimmig, wie nur ein Friese pfeifen kann, aber es genügte, um ihre abwehrenden Worte zu übertönen.

An diesem Tage half Lorens seiner Mutter im Heu. Er schaffte für drei, der lange Steuermann mit den gewaltigen Fäusten, und es war auch Notsache, denn wieder standen Donnerköpfe rings um den Horizont, und als der Abend einfiel, spielte ein Wetterleuchten von Hamburg nach Helgoland hinauf. Endlich kam es doch nicht auf, sie hatten sich umsonst geeilt. Es fielen nur ein paar schwere Tropfen; dann verzog es sich wieder. Aber Lorens war doch sehr befriedigt, daß sie das Heu einhatten, und fiel beim Abendbrot so über den Schinken her, daß Mutter Gondel große Augen machte.

Als Lorens satt war, satt vom Essen, stellte sich doppelter Hunger nach anderem bei ihm ein, und er drückte sich zur Haustür hinaus. Dreimal schlich er um Mai Takens Haus herum, ohne doch ein Geräusch oder einen Lichtschein von innen erhaschen zu können. Als er zum vierten Male an der hinteren Tür vorüberkam, stand Inge davor und sah ihm mit schreckhaft weit geöffneten Augen entgegen.

„Ich hörte dich“, sagte sie wie beklemmt. „Drinne kann man kaum atmen. Was meinst du, wird das Wetter noch kommen?“

„Bist bange?“ fragte er zärtlich. „Nein, das Wetter kommt nicht, es ist nach Hitland abgezogen. Mußt nicht Angst haben, wenn ich bei dir bin -“ denn sie zuckte zusammen, da wieder ein heller Schein über den Himmel flog.

Er faßte ihre Hand, und sie nahm die seine und legte sie auf ihr Herz. (87)

„Fühlst du, wie hart es schlägt? Ja, ich bin bange, wenn das Wetter kommt. Aber hier draußen ist es besser.“

Sie atmete tief und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, als müßte das so sein. Lorens wußte nicht, wie ihm geschah. Wie war sie heute morgen noch so herb gewesen, und nun lag seine Hand an ihrem Herzen; er fühlte ihre weiche Brust, ihr warmes junges Leben. Und sie war ihm so nah – schüchtern tastend legte er seine Linke um ihre Hüfte und zog sie noch enger an sich. Sie wehrte sich nicht, sie seufzte nur einmal tief auf und ließ es geschehen.

„Ich bin so müde“, klagte sie. „Mai Taken kann nicht sterben und quält sich die Nächte durch. Ich muß sie halten, wenn der Husten kommt, sonst erstickt sie - eine Nacht wie die andere. Jetzt eben hatte sie einen Anfall, nun schläft sie. Aber ich kann nicht schlafen, ich hatte Angst vor dem Wetter – dann hörte ich dich -“

Inge sprach so leise, er konnte sie kaum verstehen. Es klang, wie ein Kind im Schlaf spricht, und dabei lag sie in seinem Arm, so schwer, so warm, als schlief sie wirklich.

„Schlafe hier bei mir“, antwortete er ebenso leise. „Weißt? ich habe dich schon einmal im Arm gehabt, als du schliefst. Du warst Jens Grethen nachgelaufen und lagest vor unserer Tür -“

„Weiß ich nicht mehr -“ sie lachte ein wenig, und darüber wachte sie auf. Sie löste sich aus seinen Armen und reckte sich hoch. „Dank, daß du kamst! Du meinst sicher, daß das Wetter fort ist? Dann will ich auch schlafen gehen.“

„Bekomm ich keinen Kuß zum Dank?“

„Den hast du heute früh schon vorweg genommen - aber ich bin nicht geizig -“

Unbefangen bot sie ihm ihre frischen Lippen. Da kam es über ihn, daß er sie kaum zu berühren wagte.

„Das schmeckt wie gezuckerter Branntwein“, sagte er ernsthaft. „Herb und süß zugleich, kalt und heiß -“ aber nur die zuklappende Haustür gab ihm noch Antwort.

Langsam ging Lorens dem elterlichen Hause zu. Das Süße und das Heiße war ihm ins Blut geströmt wie ein Rausch. Nun wollte er auch schlafen gehen - seinen Rausch ausschlafen.

„Inge –“ sagte er halblaut vor sich hin, und noch einmal: (88)

„Inge-!“ Er hatte gar nicht gewußt, daß ein einfacher Name so schön klingen kann. Und dann wieder - ohne daß er wußte, wie es ihm kam: „Du weißgewaschenes Seelchen!“

Erschreckt blieb er stehen. Woher kam ihm das Wort immer wieder? Hatte er selbst es gedacht? Hatte ein anderer es gesprochen? Er sah Gottfried Köhler vor sich, den Studiosus, wie er mit gebrochenen Augen tot auf Deck gelegen hatte. Vielleicht hatte der auch eine Liebste daheim gehabt, nach der er sich sehnte?

„Ich wünschte, ich hätte ihn nie an Bord gebracht“, dachte er verzagt. „Wer weiß, vielleicht verfolgt er mich und will an Inge rächen, was ich ihm angetan habe.“

Er setzte sich an den Fuß der Warf, auf der sein Elternhaus stand, und stützte den Kopf in die Hände.

„Jens Grethen, wenn du noch bei mir bist, dann sage ihm, daß ich nicht in böser Absicht an ihm handelte“, murmelte er vor sich hin. „Hilf, daß er Inge nicht schaden darf.“

Lange saß er so mit brennendem Herzen, verstört und verwirrt. Der Schlaf drückte ihm auf die Augenlider, aber er wollte hier draußen nicht einschlafen. Ach nein, der Großvater war ja bei ihm und Strich ihm über den Kopf, als wäre er noch ein kleiner Pummel.

„Sei nur ruhig, Lorens, du hast nicht unrecht an ihm gehandelt, so hat er auch keine Macht über dich.“

Die Stunden der Nacht drehten sich gelassen um den Schläfer. Gegen Morgen weckte ihn ein scharfer Wind. Er fuhr hoch. Seine Kleider waren naß, als wäre ein Regenschauer dem Winde vorangegangen. Schauernd schüttelte er sich, dann ging er ins Haus, kroch ins Stroh und schlief weit in den hellen Tag hinein. Als er aber am Abend wieder zu Inge ging, traf er an ihrer Tür nur den lustigen Wind, der spöttisch piff, als wollte er sagen: „Dreimal gingst du gestern rund, heute tat ich es wohl hundertmal, aber sie kommt immer noch nicht.“

Da jedoch Lorens einen Feuerschein in der Küche gewahrte, klopfte er kühn dort an. Er fand Inge auch drinnen, aber heute bekam er nur das Kalte und das Herbe des gezuckerten Branntweins zu schmecken. Es war, als schämte sie sich, daß sie sich ihm gestern so hingegeben hatte. (89)

Drei Tage später starb Mai Taken, und nach der Beerdigung machte Inge das Haus dicht, denn Take Jensen, dem das Haus nun gehörte, war auch Straetfahrer, d.h. er fuhr um Gibraltar ins Mittelmeer, und kam in diesem Winter nicht heim. Dann ging Inge zu ihrem Vater nach Tinnum zurück. -

Bald danach kamen die Helgolander und Grönlandfahrer zurück, unter ihnen auch Peter Jens Grethen und die vier jüngeren Brüder des Lorens. Manne und Aaners fuhren nun auch schon als Steuerleute. Es waren wackere Burschen alle vier, aber Peter konnte sich immer noch nicht recht mit der Grönlandfahrerei befreunden, obgleich die Söhne Mann bei Mann mehr Geld heimbrachten, als sie im Hosensack bergen konnten. Ein kleiner Herr ist besser als ein großer Knecht, dachte Peter bei sich; was wollen die Jungen denn mit dem Geld? Sie warfen es in eine alte Truhe, da wurde es dann allmählich schwarz. Die Jungen wußten nichts damit anzufangen, und die Alten erst recht nicht. Peter kaute immer noch lieber geräucherten Dorsch als Tabak, und Gondel wäre lieber nackend gegangen, als daß sie ein Geldstück für Leinenzeug ausgegeben hätte. Wie? gab es nicht Schafe und Wolle genug auf der Insel? Weshalb sollte man darunter noch Leinenzeug auf den Leib ziehen? Nein, so dumm war Mutter Gondel noch längst nicht.

Bisher hatte Lorens immer getan, wie seine Brüder auch, und den Hosensack in die Truhe geleert. In diesem Jahr wurde er plötzlich bedenklich, als er so die blanken Taler mit den schwarzen sich mischen sah.

„Wie sollen wir einmal unsern Part auseinander finden?“

Die Brüder sahen ihn erstaunt an.

„Laß es doch beieinander bleiben, dann ist es mehr“, meinte Niggels und wühlte mit der Hand in der Truhe; „ist es nicht schon eine tüchtige Tonne voll Hering?“

„Ich denke“, entgegnete Lorens bedächtig; „einmal brauchen wir Älteren doch jeder ein eigenes Haus. Jan bleibt hier nach dem Brauch, aber wenn wir andern uns eine Frau nehmen -“

„Mein -!“ sagte Aaners erschüttert, und die andern sagten gar nichts; so weit hatte noch nicht

einer von ihnen gedacht.

„Aber wenn wieder Krieg kommt und Schatzungen - warf Mutter Gondel ein.

(90) „Dann ist immer noch genug Geld im Hause, so oder so“, gab Lorens ruhig zurück. „Es wird doch nicht weniger dadurch, daß wir es unter uns teilen. Ich meine aber, es ist an der Zeit, daß jeder weiß, wieviel er hat und ob er sich ein Haus bauen kann, wenn ihm daran liegt.“

„Dir scheint da mächtig viel an zu liegen“, spottete Manne;

„Jan Ajen aus Tinnum meint schon, du kämest bald oft genug an seinem Hof vorüber.“

Lorens schoß das Blut ins Gesicht.

„Halt's Maul!“ fuhr er ihn herrisch an. „Ich sage es heute einmal, aber wenn ihr nicht wollt, dann nicht wieder: wir wollen teilen, als hätten wir alle gleich verdient. Dabei verliere ich am meisten, das wißt ihr wohl. Also wollt ihr oder wollt ihr nicht?“

„Sei doch nicht so -“ antwortete Manne friedfertig. „Ich für mein Teil habe nie etwas dagegen, wenn mir einer etwas schenken will.“

So teilten sie, was in der Truhe war, in fünf gleiche Teile; Niggels aber sorgte dafür, daß die blanksten Silberlinge immer auf seinen Haufen kamen. Als Lorens dann seinen Part überzählte und den Hausbau überschlug, reichte es nicht hin, nicht her.

„In ein Erdreich krieche ich nicht“, sagte er zu sich selbst; „denso muß ich von nun an als Kommandeur fahren.“ -

Jan Ajen aus Tinnum hatte nicht ganz unrecht: Lorens Jens Grethen kam bald oft genug an seinem Hof vorüber. Aber Lorens hatte nicht gedacht, daß Jan Ajen das gleich ausschreien würde. Nun suchte er einen andern Weg, aber das Ziel seiner abendlichen Gänge gab er darum doch nicht auf, und dies Ziel war Erk Andresens Haus, das noch ein Ende weiter östlich als Jan Ajens Hof lag, weiter östlich und weiter südlich, denn es war das süderste Haus von ganz Tinnum. Auf niedriger Warf lag es weit draußen im Weideland und schaute mit blitzenden grünen Augen über das Watt nach Föhr, Amrum und Hörnum hinüber. Auch Rantum streifte es noch mit halbem Blick, aber dann schien es fast schon, als blinzelte es ein wenig.

In diesem Hause, rot mit tiefhängendem braunem Rohrdach, wohnte Erk Andresen mit vier Söhnen und Inge, seiner einzigen Tochter. Erk Andresen war ein altbefahrener Helgolander, (91) die Söhne aber fuhren allemann auf Grönland, zwei für holländische Reeder, einer für Bremen und der jüngste für Hamburg, aber auch der war noch sechs Jahre älter als Inge. Es war eine wilde Gesellschaft, aber Inge hatte sie alle am Bändel, den Vater nicht zum wenigsten. Sie schleppten Wasser für sie und holten Tuul aus dem Watt; sie fischten bis spät in den Winter hinein und als erste im Frühjahr, nur weil Inge gern Fische aß; aber niemals nahmen sie Inge mit ins Boot. Inge war ihr Spielkind, ihr Lamm, ihr Kälbchen, ihr Pummelke. Es machte ihnen Spaß, daß ihr Haus schmucken war als irgend ein anderes im Dorf, und daß Inge selbst als das schönste Mädchen auf der Insel galt. Kein Wunder - alle schmutzige Arbeit taten die Brüder für sie; sie brauchte nur zu kochen und zu waschen und das Haus und sich selbst zu putzen. Und das tat sie nach der Schwierigkeit; in jedem Frühjahr hatte sie tausend Wünsche aufgesammelt, was die Brüder ihr zum Herbst alles aus den großen Städten mitbringen sollten.

Es verschlug Lorens Jens Grethen fast den Atem, als er zum erstenmal zu Erk Andresen ins Haus kam. Es war ein Sonntagnachmittag und ein sturmheller Tag. Die Sonne lag noch glitzernd und blinkernd in den grünen Fensterchen und gab Licht genug, um die bleiweißen holländischen Kacheln rings um die Stube zu zeigen. Darauf waren Schiffe zu sehen und Windmühlen; Adam und Eva unterm Apfelbaum; Jakob mit der Himmelsleiter und ein Kasten auf blauen Wellen, der wohl entweder den „Mannigfuald“, das Riesenschiff der ältesten Friesen, oder gar die Arche Noah darstellen sollte. In der Tiefe der Stube blinkte es von blankem Messinggerät; auf dem schweren Eichentisch lag aufgeschlagen eine mächtige Bibel. In der Ecke aber - wahrhaftig, in der Ecke saß Inge und spann, saß da in ihrem weißen Schafpelz mit rotem Wams und schwarzem Rock, als ob sie selbst der Sonntag in Person wäre, und spann, wie einst die Frau des glücklichen Matthis getan hatte. Als der Vater mit dem Gast in die Stube trat, hielt sie das Rad an, stand auf und reichte Lorens die Hand.

„Guten Tag auch.“

„Inge -!“

„Kennst mein Inge?“ fragte Erk Andresen, und in seiner (92) Stimme klang ein eifersüchtiges

Grollen, das Lorens warnte; „rück in die Bank.“

„Dank auch, Erk“, antwortete Lorens, indem er tat, wie ihm der Alte gebot, und dabei klüglich die erste Frage überhörte.

„Mein Vater schickt mich zu fragen, ob ihr wißt, daß Pay Payens von Helgoland gestern bei Rantum angetrieben ist?“

„Gotts du Dunner! Nee, da weiß ich nichts von“, rief der Alte aus, dem über dieser Nachricht das Mißtrauen verging; „mit seiner Schaluppe?“

Lorens konnte nicht gleich antworten. Er hatte die Pfeife hingenommen, die Inge ihm reichte, und suchte sie in Brand zu stecken, aber es wollte nicht gleich gelingen.

„Sieh so, du priemst auch lieber“, meinte Erk Andresen befriedigt, und Lorens hütete sich, ihm zu widersprechen. Er redete dem Alten zum Munde, daß Inge einmal über das andere eine helle Röte über das Gesicht schlug. Er lobte Pay Payens über den grünen Klee, obgleich er kaum etwas anderes von ihm wußte, als daß er ein dreimal gesiebter Helgolander gewesen war, einer von den ganz feinen, die auf Geld zu fahren wissen, und die da sprechen: Mann über Bord - ein Fresser weniger! Aber Lorens war Pay Payens ja so dankbar, so innig dankbar, daß er mit Erk Andresen auf Part gefahren und nun selbst über Bord gegangen und bei Rantum angetrieben war. Das hätte für Lorens alles gar nicht besser passen können, um sich bei Erk Andresen einzukneifen, und niemand konnte ihm verargen, daß er die Gelegenheit nutzte.

Als die Söhne um Abendbrotzeit nach Hause kamen, stand Lorens schon fest am Ruder, und ob sie ihn gleich mit finsternen Augen ansahen und versuchten, ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen, konnten sie ihn doch nicht mehr aus dem Kurs bringen.

„Halt mit!“ sagte der Vater, als aus der Küche das Zischen des bratenden Fettes klang; und:

„Halt mit!“ nickte Inge und brach steifgekochte Grütze und geweichten Splintfisch in die Pfanne; dazu setzte sie Bier auf den Tisch.

Und Lorens hielt mit - mochte Haulk, der Jüngste nächst Inge, auch sein Messer noch so hart auf den Tisch setzen. Ihm (93) deuchte, er hätte noch nie ein solches Mahl eingenommen wie diesen Plokefink, den Inges Hände gepflückt hatten. Aber als er endlich aufbrach, geleitete ihn nicht Inge, sondern Haulk zur Tür, und als sie draußen waren, sagte Haulk kurz:

„Willst was von Inge, dann kannst lieber fortbleiben.“

Lorens antwortete nicht gleich. Der Alte hatte ihm noch einen Priem auf den Weg mitgegeben. Nun mußte er - sehr langsam und bedächtig - erst einmal ausspucken; dabei überlegte er. Einer zur Zeit ist guter Fang, hatte der glückliche Matthis früher oft gesagt und war gut dabei gefahren. Inges Vater hatte er heute gefangen, das war klar. Sollte er sich daran genügen lassen? Einer ist gut, zwei sind besser, dachte Lorens, und was ins Netz kommt, ist immer Fisch. - So stellte er mit Bedacht sein Netz; er war ein guter Rechner, klar, vorsichtig, dabei zäh im Wollen.

„Unnötige Sorgen machen Fischgräten“, antwortete er, und seine Augen lagen halb unter schweren Lidern, wie schläfrig. „Ich freie nicht, ehe ich meiner Frau nicht ein Haus bauen kann, wie dieses. Dafür aber muß ich noch manches Jahr als Kommandeur fahren.“

„Kommandeur - ah wohl, ein Fischer und ein Freier müssen Geduld haben“, spottete Haulk.

„Na - gute Nacht! Komm auch einmal wieder.“

Lorens nickte gleichmütig und zog ab. Er war mit sich zufrieden. Haulk würde den Brüdern seine Rede wiederholen; dann würden sie spotten wie er: Noch manches Jahr als Kommandeur -? Bah, noch fährt er als Steuermann, der Hahn, da läuft noch viel Wasser zur See, ehe er an den Hausbau denken kann, und inzwischen kann er uns andere Freier scheuchen helfen; abschütteln können wir ihn immer noch. - Lorens sah klar, daß die Andresens Inge behalten wollten. Aber nun würden sie ihm erstmals freie Fahrt gönnen, da kam es darauf an, mit Inge selbst klar zu kommen. Inge - ach, Inge -! Er hatte sich so ehrbar mit dem Alten betan. Nun brannten seine Lippen von den Küssen, die er nicht bekommen hatte; nun zuckten seine Hände nach ihrem süßen Leib. Er warf sich auf die Erde und griff ins Heidekraut - Inge - ach, Inge -!

Das war das erstemal gewesen, daß Lorens zu den Andresens (94) ins Haus kam. Danach fand er so oft den Weg dorthin, daß Jan Ajen darüber das Maul aufriß. Nun suchte Lorens einen andern Weg, aber sein Ziel gab er darum doch nicht auf. Ein goldgesponnenes Haar von Inges blondem Krauskopf zog ihn sicherer als das Schlepptau, das er an der „Eendracht“ befestigt gehabt hatte. Unmerklich schlang sich der Knoten; dann zog er zu, und beide waren

im Netz gefangen. Ehestand ist wie ein Hummerkorb: die draußen sind, wollen hinein, die drinnen sind, wieder hinaus. Peter und Gondel schüttelten die Köpfe über Lorens. Peter hatte noch eine unklare Erinnerung daran, daß das Leben vor der Ehe freier, das Haus räumiger gewesen war. Für Gondel aber war der Ehestand wirklich zum Hummerkorb als Gefängnis geworden. Die Sinne spielen wie Fische im Wasser, heißt es wohl, aber im Hummerkorb ist kein Raum zum Spiel. Dumpf und stumpf zwar, aber doch unbeschwert, hatte Gondel Matzen vor ihrer Ehe gelebt. Dumpf und stumpf, doch nun eingeschnürt in enge Pflichten und schwere Arbeit lebte sie in der Ehe, ein Triebleben führend, das kein Spiel, sondern ein Geknechtetsein bedeutete - geknechtet von dem tierischen Willen des Mannes, geknechtet auch von den eigenen unverstandenen Begierden.

Lorens sah jetzt manches im Elternhause, bei dem es ihm in den Fäusten zuckte, einzugreifen; aber er konnte nicht helfen. Er fing an, seiner Mutter Wasser zu holen und Holz zu spalten, aber sie schalt nur: was ihm denn einfiel, sich um ihren Kram zu kümmern! - Einmal traf er sie in den Dünen, wo sie unter einer überschweren Last Wrackholz zusammengebrochen war. Er nahm die Last auf sich, da fing sie an zu greinen: „Bin ich denn gar nichts mehr nütze?“

Danach merkte er, daß sie doppelt und dreifach schuftete und absichtlich gerade die schwerste und schmutzigste Arbeit vor seinen Augen tat, nur um ihm zu beweisen, daß sie noch zu etwas nütze und kein überständiges Stück Vieh im Stall wäre. Er sah ein, daß sie ihn nicht verstand und nicht verstehen konnte. In ihr war nur noch ein Gefühl ganz lebendig: die Angst, einmal überflüssig zu werden und das Gnadenbrot essen zu müssen, das sie selbst ihrer eigenen Mutter nur mit Vorwürfen ob ihrer Nutzlosigkeit zu essen gab. Lorens sah sich um und sah, (95) daß es Haus bei Haus nirgend anders war auf der Insel - nirgend als bei Inge Erk Andresen.

„Weshalb bist du anders als alle andern Frauen?“ fragte er sie, als er abends bei ihr unter der Tür stand.

„Anders? Wie denn?“ fragte sie erstaunt dagegen.

Er mußte sich stark besinnen, ehe er es ihr erklären konnte.

„Die andern dienen, du läßt dir dienen“, sagte er endlich.

„Wir haben keine Herren über uns, keine Hörigen unter uns“, antwortete sie mit dem alten friesischen Wort.

„In den andern Häusern spielt das Mannsvolk den Herren, und die Weiber dienen als Hörige“, beharrte er. „Wie kommt es, daß du so verschieden von ihnen bist, Inge? Sieh, ich küsse dich und nehme es doch als Geschenk.“

Er ließ die Tat den Worten folgen, und sie schlang die Arme um seinen Hals und lehnte ihr blondes Kraushaar an seine Wange.

„Das kommt, weil du anders bist als die andern Männer, Lorens. Ja, das bist du, und dein Großvater war es auch.“

„Googe? Was hat Jens Grethen damit zu tun?“

„Er sprach zu mir von Greth Skrabbel: sie flocht ihr Haar in Zöpfe bei der Arbeit; sie rieb ihren Pelz mit Kreide ein; sie putzte das Haus; sie hatte das Vieh lieb und die Kinder. Sieh, ich hatte keine Mutter, so dachte ich: ich will werden wie Greth Skrabbel. Mai Taken hatte sie auch noch gut gekannt.“ -

Es waren aber nicht viele Abende, an denen Lorens mit Inge so friedlich unter der Haustür stehen konnte, denn es waren nicht viele Burschen auf Sylt, die es ihm gönnen mochten. Bis dahin hatten Inges Brüder noch jeden Piraten gewarschaut, der sich der schmucken Brigg etwa nähern wollte. Ein Wink, wie Haulk ihn Lorens gegeben, hätte jedem andern genügt, denn niemand gelüstete, den Brüdern Andresen das Fahrwasser zu kreuzen. Wer es versucht hätte, wäre unbarmherzig übersegelt worden. Lorens war der erste, der einen Gegenschlag gewagt hatte. Der Alte begünstigte ihn. Die Brüder sahen gleichgültig auf seinen Verkehr mit Inge. „Noch manches Jahr als Kommandeur -“ das Wort hatte sie sicher gemacht. Aber die andern Burschen sahen seine Sonderstellung mit Neid. Sie lauerten ihm auf, wenn er zu ihr ging oder von ihr kam. Der Weg war weit und (96) führte hart am Dünenrande hin, durch die dunkle Heide und über zerrissenes Weideland, in dessen Prielen und Gräben sich gut ein Neidling bergen konnte.

Lorens ging seinen Weg - unbekümmert und sorglos. Mit dem einzelnen wurde er leicht fertig; taten sich mehrere zusammen ging er ihnen aus dem Wege. Er war geistig und körperlich

beweglicher als die andern, das gab ihm einen Vorsprung. Heute schlug er einen Bogen an den Dünen entlang bis nördlich Süderende, und wenn sie ihm morgen dort auflauerten, lief er bei Ebbe weit südlich durchs Watt und piffte sich eins dazu. An einem Tage schloß er sich selbst einer Bande Dunkelläufer an um mit ihnen einen Zug nach Keitum zu unternehmen - verkrümelte sich aber in der Tinnumergegend, ohne daß die andern es merkten. Am nächsten Abend hüllte er sich in den weiten Mantel seiner Mutter und stülpte sich ihre Sonntagshüte auf sein borstiges Haar, um im nächtlichen Dunkel so unerkannt zur Geliebten schleichen zu können. Selten ließ er Inge vergebens warten, aber nie ließ sie ihn ohne Herzklopfen wieder ziehen.

Unter dem jungen Mannsvolk war einer, den Inge besonders fürchtete. Es war jener Gerson Cruppius, der Sohn des Keitumer Pastoren, mit dem zusammen Lorens seine erste Reise auf dem „Prediger Salomon“ gemacht hatte. Der stellte Inge heftig nach, und da die Brüder ihn nicht heranließen - denn er machte kein Hehl daraus, daß er sie heiraten wollte, sobald er nur ein Ja von ihr erpressen könnte - sammelte sich allmählich eine gefährliche Wut bei ihm an. Er fuhr schon im dritten Jahr als Kommandeur, hatte im letzten Sommer mächtig Glück gehabt und einen guten Sack Geld heimgebracht. Wenn Inge nur sagen möchte, wo und wie sie ihr Haus haben wollte, dann würde er auf der Stelle mit dem Bau anfangen. Aber Inge wollte nichts derart sagen. Sie hatte Angst vor ihm wie vor einem Gewitter; er war ein gewalttätiger Mensch. Wenn Inge ihn sah, schlug ihr das Herz hart in der Brust, doch nicht vor Freude.

Als dieser Gerson Cruppius erfuhr, daß Lorens abends bei Inge unter der Tür stehen durfte, warf er seinen ganzen Haß auf ihn und hätte ihn gern kaltgemacht, wenn Lorens ihm nur die Gelegenheit dazu gegeben hätte. -

Der dunkle Nebelmonat zog vorüber, dann kam die Woche (97) vorm ersten Advent, die Hochzeitswoche, die meist eine stattliche Reihe von Brautpaaren vor den Altaren der Inselkirchen fand. Niß Bohn, der Strandvogt von Rantum, freite Anna, die dritte Tochter des Pastors Cruppius. Der Vater selbst gab das junge Paar in Keitum zusammen. Danach zog die Hochzeitsgesellschaft zu Wagen und zu Pferde nach Rantum, wo in dem väterlichen Hause des Niß Bohn, in dem die Neuvermählten auch wohnen sollten, das Festmahl gerichtet war. Rantum empfing sie mit wehenden Fahnen und Schüssen aus allen Feuerwaffen, die sich nur irgend auftreiben und instand setzen ließen. Die Kinder schrien vor Vergnügen, liefen unter den Pferden durch, um nur ein paar blanke Münzen oder einen Kuchen zu erwischen, die ihnen die Frauen aus den Wagen zuwarfen, und die erwachsenen Rantumer schmückten sich nach der Schwierigkeit, um allemann zum Hochzeitsschmause zu ziehen. Lorens tat wie die übrigen, aber als er gerade seine Perücke frisch gepudert aufs Haupt stülpen wollte, fing Mutter Gondel an zu greinen:

„Heute könntest du besser zu Inge gehen.“

„Heute? Sie ist auf Hochzeit in Keitum, und ich muß doch zu Niß Bohn so gut wie Ihr.“

Peter Jens Grethen, der an einem verbrannten Schußfinger sog, denn seine alte Feuerbüchse hatte nach hinten ausgeschlagen, murmelte mit dem Finger im Maul:

„Gerson Cruppius wird auch da sein.“

„Jee - ja meint Ihr, ich sollte vor dem unter Deck kriechen?“

Darauf wußten die Eltern nichts zu antworten. Erst nach einer Weile fing Gondel wieder an:

„Solltest lieber den guten Rock zu Hause lassen. Was hast du davon, wenn der auch noch etwas abkriegt.“

Lorens schlug sich die Perücke auf den Kopf, daß eine Wolke aufstäubte.

„Eher wird wohl Gerson daran glauben müssen.“

„Ich habe auch das Messer im Sack“, stimmte der Vater beifällig zu, aber das war Gondel erst gar nicht recht.

„Misch du dich da man nicht auch noch ein“, keifte sie wütend; „da laß sich nur Manne und Aaners drum scheren.“

Dann gingen sie zum Hochzeitshause hinüber. Da war schon (98) alles im wüsten Taumel. Der alte Boh Nissen hatte mächtig Branntwein anfahren lassen. Den schenkte er gezuckert, soviel jeder nur mochte. Er war nicht knauserig wie sein Sohn. Er war für leben und leben lassen, und als er selbst noch Strandvogt gewesen war, hatte es ihm wenig ausgemacht, als er einmal mit sämtlichen Hausbesitzern von Rantum vor dem Gericht in Tondern wegen Stranddiebstahls hatte erscheinen müssen. Auch den Branntwein schenkte er mit freigebiger



Hand, ohne an die Folgen zu denken. Draußen wehte es hart; ein böser Südost brachte den Frost vom Festland herüber. Da tranken die Leute das süße und starke Getränk, das im Augenblick warm machte, wie Wasser; dazwischen Bier und Wattig. Das stieg ihnen in die Köpfe und sank schwer in die Beine. Die Leute wurden wild und taumelig zugleich und wußten nicht mehr, was sie taten; es war ein wüstes Gedränge.

Zunächst ging alles noch gut. Lorens konnte Gerson Cruppius in dem dunklen, von Menschen vollgepfropften Hause nicht finden, und nach dem ersten Glase süßen Brannteweins vergaß Gondel ihre mütterlichen Ängste und Peter seine Kampfeslust. Nach dem zweiten Glase fing Peter an, auf einem Bein herumzuspringen, daß den Leuten die Bäuche wackelten vor Lachen, denn sein mürrisches sauertöpfisches Gesicht veränderte sich dabei nicht im geringsten, und den verbrannten Schußfinger hielt er sorglich hoch, damit ihm die Hitze nicht hineinschläge. Je dunkler der frühe Abend einfiel, desto toller wurde der Wirbel im engen Hause. Ein paar Kienfackeln und ein mehr sprühendes als leuchtendes Öllämpchen ließen nur hier und da rotglühende Gesichter, blutunterlaufene Augen, schreiend aufgerissene Mäuler erkennen. Die blanken Schmuckknöpfe an Frauenhauben und Männerwämsern waren längst von Staub und Rauch überzogen, alle Farben erstickt, kaum, daß man noch schwarz und weiß unterscheiden konnte. Zunächst aber ging noch alles gut.

Zum Abend gab es Fische und Schinken - gut im Salz, daß der Durst neu geweckt wurde - Grütze in Bier gekocht, Kohl mit fettem Speck, und für die Weiber ganze Berge von Kuchen. Da stieg die Lust noch höher. Kai, die alte Großmutter des Bräutigams, wurde über die Maßen ausgelassen, und plötzlich (99) stimmte sie das Lied an, das einzige, das sie singen konnte: „Die blaue Flagge weht -“ Es paßte nicht so recht, denn wenn der blaue Peter erst weht, müssen die Männer an Bord, und es gibt Abschied und Tränen. Aber es zündete doch. Brausend fiel der Chor ein, als sollten die Wände bersten, und Kai mußte mächtig mit schriller Stimme gegenan arbeiten, um sich selber noch hören zu können. Sie hatte aber zu hoch angestimmt und konnte dann das höchste „Hei - hei -“ nicht mehr herausbringen. Blaurot schwoll ihr Gesicht an, noch einmal spannte sie ihre Kraft aufs äußerste an: „Hei - hei -“ ein gellender Schrei, und tot fiel sie in das Wandbett zurück, auf dessen vorderer Kante sie mit baumelnden Beinen gesessen hatte.

Die Leute fielen fast um vor Lachen.

„Kai Nissen hat sich totgeschrien - totgeschrien - sie wollten es Boh Nissen begreiflich machen, aber der war längst über jede Verständigungsmöglichkeit hinaus. Niß Bohn aber, der lange vergeblich um Anna Cruppius geworben hatte, sah heute von jedem Ding nur die lustige Seite.

„Mann über Bord - ein Fresser weniger“, schrie er schallend. Dann packte er mit an, und unter Geschrei und Gelächter schleppten sie die Alte hinaus und legten sie vorläufig auf den Kirchhof, als den einzigen Ort in und um Rantum, an dem selbst heute nacht wohl kein Betrunkener über sie stolpern würde.

Von nun an gesellte sich zur Lust noch die Spannung; wer wird der nächste sein? Denn eine ordentliche Hochzeit mußte Tote bringen, so gut wie junge Brut zum nächsten Herbst. Manch einer sah Lorens mit spöttisch neugierigen Blicken an, denn Gerson Cruppius, der bis dahin nur trinkend und finster brütend in einer Ecke gehockt hatte, fing nun an zu spektakeln und zu prahlen: er wollte dem Hahn schon noch den Hals abdrehen! Lorens hatte mit Vorsicht getrunken. Ganz nüchtern hatte er am Morgen berechnet, wie er sich halten wollte. Er wollte einen Streit eher vermeiden als suchen; später würde ihm sonst doch angehängt werden, wenn es zum Schlimmen kam. Im Branntweintaumel würde er als Held gelten, in der Nüchternheit dagegen als Mörder. Nein, Gerson Cruppius war ihm nicht wert, daß Inge vor ihm zurückschaudern mußte. So hielt er sich im (100) Trinken zurück, goß im Dunkeln manches Glas über seine Schulter, lachte und prahlte aber wie jedermann, obgleich er völlig Herr seiner Sinne blieb.

Plötzlich aber stand er doch Gerson Cruppius gegenüber. Als der auf ihn eindrang, taumelnd, geifernd, trat Lorens einen Schritt zurück, als Wiche er vor ihm aus. Nun hatte er die Wand im Rücken; nun konnte ihm nichts mehr geschehen. Mit raschem Blick rief er Aaners und Niggels heran, die in dem Gewühl der Köpfe vor ihm auftauchten. Im übrigen aber stand er reglos, scheinbar lässig an die Wand gelehnt und sah Gerson Cruppius ruhig entgegen. Gerade seine Ruhe aber reizte den Trunkenen.

„W-W-Was stehst du da, du Hahn?“ schrie er, gegen ihn antorkelnd. „Ich w-w-will dir den

Hals abdrehen -“

Lorens entgegnete kein Wort. Er schob den Angreifer nur zurück, aber so nachdrücklich, daß der seinen Freunden, die sich schnell um ihn sammelten, in die Arme flog. Der Mann kochte vor Wut. Er fühlte, daß Lorens ihm überlegen war, und stachelte sich selbst auf:

„Du Hahn - du Hahn -!“

„Hand vom Messer!“ schrie in diesem Augenblick eine Stimme, die sich noch knabenhaft überschlug. Es war Niggels, der zu Gerson durchzudringen versuchte. Johannes Cruppius - des Gerson Bruder - stieß ihn vor die Brust. Aanners schlug Johannes mit der Faust derb auf die Nase, und im nächsten Augenblick sah Lorens nichts mehr als ein wildes Getümmel. Um seine Brüder kümmerte er sich nicht; die konnten und würden sich selbst helfen. Aber sein Blut fing nun auch an zu singen. Nun suchte er Gerson Cruppius. Er wollte ihn nicht kaltmachen - bewahre! Nur wollte er ihn ein wenig seine Fäuste schmecken lassen und ihm einen kleinen Denkkettel mitgeben.

Gerade hatte er in dem Gewühl einen Kopf erwischt, einen Kopf ohne Perücke, derb, vierkantig, mit abstehenden Ohren und aufrechten Haarborsten, der ihm ganz gut zu dem Gesuchten zu passen schien. Gerade hatte er den Mann, der dazu gehörte, niedergezwungen und fing an, den gefundenen Kopf zur Eröffnung der Freundlichkeiten ein paarmal recht nachdrücklich auf den hartgestampften Fußboden zu stoßen - da flog ein gellender Schrei über das Getümmel hin, ein Schrei, der (101) selbst den hitzigsten Männern das Blut in den Adern erstarren machte, und durch die augenblickliche atemlose Stille, die diesem Schrei folgte, klang das Wimmern einer Frauenstimme:

„Niß Bohn -!“ und noch einmal: „Niß Bohn -“

Lorens sprang auf und sah sich um. Ja, da lag Niß Bohn am Boden - zuckend - stöhnend - und über ihn hatte sich eine Frau geworfen in reichem Hochzeitsstaat, und ihr weißer Schafpelz färbte sich rot in der trüben Lache, in der sie kniete. Lorens griff nach einem erloschenen Kienspan, der im Halter an der Wand steckte, zündete ihn an einem noch brennenden an und leuchtete damit über Mann und Weib hin - Blut - Blut -! Ein Schauer rann durch die Menge - der Bräutigam selbst - Das war hart. Da, indem Lorens sich wieder aufrichtete, sah er dicht neben sich eine Hand, die ebenfalls mit Blut besudelt war; sie hielt ein Messer, von dem schwere Tropfen herabfielen. Die Hand des Totschlägers? Wer war es? Haulk - Haulk Erken?

Nicht möglich - aber das bleiche Gesicht mit den stier aufgerissenen Augen sprach sich selbst schuldig. Als Haulk dem entsetzten Blick begegnete, wachte er aus seiner Erstarrung auf.

„Flieh nicht“, raunte Lorens ihm hastig zu; „wir stehen alle für dich ein.“

Aber da war Haulk schon verschwunden, und als sie hernach den Totschläger zu suchen begannen, fanden sie nur noch das blutige Messer, dessen Griff sein Zeichen trug. Andern Tags suchten sie ihn dann auf der ganzen Insel, aber er hatte die erste Verwirrung zu nutzen gewußt und war nach dem Festlande geflohen.

„Das ging noch gut ab“, meinte Mutter Gondel befriedigt, als sie am zweiten Tage aus ihrem Rausch erwachte, aber ihr Mann knurrte. Seine Hand schmerzte ärger als zuvor, und er fand, daß Lorens sich nicht eben als Held gezeigt hatte.

Am Abend ging Lorens zu Inge. Er ging langsam, in Gedanken versunken, mit geneigtem Kopf und hatte jede Vorsicht vergessen. So traf er auf Gerson Cruppius. Der fuhr mit geballten Fäusten auf ihn los:

„Verfluchter Hund -!“

„Selbst!“ gab Lorens wütend zurück und schlug ihn mit der Faust in den Magen, daß der Angreifer stöhnend (102) zusammenbrach. Ein schallendes Gelächter kam aus dem nächsten Graben.

„Mußt dich schneller rühren, Kommandeur, der Steuermann läßt dir nie Zeit, Segel zu setzen.“

Das waren Gersons Freunde. Lorens wartete lieber nicht ab, daß ihr Gelächter sich legen würde, sondern ging ruhig mit langen Schritten weiter, und nach wenigen Augenblicken schon deckte ihn die Dunkelheit.

Bei Andresens fand er alles, wie er es gewohnt war. Vater und Brüder verhielten sich gleichmütig dem jüngsten Geschehen gegenüber.

„War dumm, daß er fortlief“, sagte der Alte nur.

Aber Inge hatte rote Augen, und als sie mit Lorens allein unter der Tür stand, klagte sie ihm

ihre Not.

„Haulk war mir der liebste; er hielt auch zu dir. Die andern werden nie zugeben, daß du mich freist, und Vater kommt nicht gegen sie auf.“

Lorens legte den Arm um sie, und Inge schmiegte sich hinein, wie sie nur einmal bisher - in jener ersten Gewitternacht - getan hatte. Es ging Lorens warm ins Blut. Er zog sie ganz eng an sich, streichelte sie und küßte sie, fühlte ihre weichen jungen Glieder, drückte die Lippen durstig auf ihren kühlen Hals und wühlte sich immer mehr in sie hinein. Sie aber war wie aufgelöst.

„Hilf mir - hilf mir doch, Lorens! Ach, wenn ich doch immer bei dir sein könnte -!“

Doch Lorens achtete nicht ihrer Not; er lachte selig:

„Weine nicht, weine doch nicht, Liebchen“, bat er zwischen den Küssen. „Nein, jetzt will ich dich noch nicht haben, erst muß ich ein Haus für dich bauen. Aber wenn die Brüder dich nicht hergeben wollen - was hilft's, Inge? Dann müssen wir sie eben zuerst verheiraten!“

Sie hob das liebe Gesicht, noch von Tränen überströmt, und doch lachte der rote Mund schon wieder; nie war es Lorens je so süß erschienen.

„Bist du aber klug!“ sagte sie zwischen Lachen und Weinen. „Wenn wir das fertig brächten - dann - ja dann vielleicht -“

Am folgenden Tag ging der Thingwall von Haus zu Haus, und am Abend sammelten sich alle, die der unglücklichen Hochzeit (103) beigewohnt hatten, vor dem Hause des Rantumer Strandvogtes. Da standen die beiden Särge von Großmutter und Enkel auf hölzernen Bänken vor der Tür. Als die Kirchenglocken zu läuten begannen, trat Boh Nissen aus dem Hause, ein riesiges altes Schwert in der Hand. Er hob es und schlug damit dreimal auf den Sarg des ermordeten Sohnes: „Rache! Rache! Rache!“

Bei diesem Ruf griffen alle, die in Waffen erschienen waren, nach ihren Schwertern, Messern, Feuerbüchsen und Äxten, schlugen daran, schüttelten sie und wiederholten gedämpft:

„Rache! Rache! Rache!“

Dem jungen Prediger, der noch nicht lange auf der Insel war, blieb das segnende Wort im Halse stecken bei diesem wilden Gebaren. Ratlos sah er sich um. Dabei fiel sein Blick auf Lorens, der kein Gewaffnen trug und wie ein Unbeteiligter in einiger Entfernung stand; er trat auf ihn zu.

„Was soll das heidnische Rachegeschrei?“ fragte er zürnend. Lorens maß ihn prüfend.

„Ist man halb so schlimm, Pastor“, gab er gleichmütig zurück; „es wird nicht zur Rache kommen. Die Andresens werden wohl Mannbuße zahlen.“

„Weshalb dann noch das Geschrei?“ wiederholte der geistliche Herr entrüstet.

„Niß Bohn fände sonst keine Ruhe im Grabe.“

„Wenn er christlich bestattet wird?“

Auf diese Frage hin hob Lorens nur halb abwehrend die Achseln, und sein Gesicht verschloß sich so, daß der Prediger keine weitere Frage zu stellen wagte.

Noch zweimal, vor der Kirchhofspforte und am offenen Grabe, wiederholte sich das heidnische Rachegeschrei. Dann aber hörten die Leute auch geduldig an, wie der Prediger viele und schöne Worte fand, um die Trefflichkeit des armen Ermordeten zu loben, der nun im dunklen Grabe vom kalten Tod umfangen wurde, statt im warmen Hochzeitsbett von seinem liebenden Weibe; viele harte Worte aber fand er, um die Verruchtheit des Mörders recht schwarz zu malen. Da Niß Bohn jedoch ein geiziger und ungerechter Mann gewesen war, der eher dem Reichen als dem Armen ein Spierchen Wrackholz gegönnt hatte; und da andererseits Haulk Andresen allgemein beliebt war, so (104) trieben diese Reden den Leuten steuerbord ein und backbord wieder aus, und blieb in ihren Köpfen nicht mehr haften als Wasser, das man auf eine Gans gießt.

Ehe der Sarg eingesenkt wurde, trat Erk Andresen vor und erklärte sich in kurzen Worten bereit, die Mannbuße für seinen entflohenen Sohn zu zahlen.

„Bist du alsdann willig, die Rache aufzuheben, so sprich, Boh Nissen.“

Der Alte neigte bestätigend den Kopf und wollte gerade erwidern, als Anna, die Braut - Witwe geworden, ehe ihr Mann sie berührt hatte - dazwischen trat.

„Schweige, Boh Nissen!“ herrschte sie ihren Schwiegervater an. „Nimm meinewegen, was Erk Andresen dir für deinen Sohn geben will. Mir aber gibt er damit noch nichts für meinen Mann - ich klage - klage weiter -“

Ein wütendes Schluchzen erstickte ihre ferneren Worte. Sie rang damit, warf die Arme hoch -

alle starrten sie an. Es war ungewöhnlich, was sie tat, aber sie war schön in ihrer Wildheit, in dem flackernden Licht der lodernnden Fackeln. Selbst Lorens schlug das Herz, als er sie so sah, obgleich Inge im Dunkel neben ihm stand und seine Hand hielt; sie war mitgekommen, um des Bruders Schicksal zu erfahren.

Jetzt trat Gerson Cruppius neben seine Schwester, das große Schwert des Boh Nissen in der Hand und rührte noch einmal mit der Spitze den schon geweihten Sarg:

„Rache - Rache - Rache!“

Achselzuckend trat Erk Andresen zurück.

„Mehr als Mannbuße zahle ich nicht.“

„Es geschah binnen der Herren Friede.“

„Und wenn schon!“

Wieder wandte sich der Pastor an Lorens.

„Was heißt das: binnen der Herren Friede?“

„Es sind noch nicht sechs Wochen seit dem Herbstthing verflossen“, antwortete Lorens zerstreut, denn er fühlte, wie Inges Hand sich um die seine krampfte.

„Bitte deine Brüder“, flüsterte er ihr zu.

Sie glitt durch die Menge, aber ehe sie Andrees Erken, den ältesten, erreicht hatte, trat er von selbst schon vor: (105)

„Ich biete dir, Anna Niß Bohn, für deinen erschlagenen Mann noch einmal die volle Mannbuße, obgleich du kein Recht hast, sie zu fordern. Ich will sie dir zahlen, ehe das neue Jahr beginnt, oder ich will, wenn ein Jahr um ist und es dir sonst recht ist, dich für mich zum Weibe nehmen.“

Eine mächtige Bewegung ging durch die Menge; dies Anerbieten hatte niemand erwartet.

„Wie kann er das tun?“ sagte Mutter Gondel leise zu Lorens; „man nimmt doch keine, die schon einen Mann hatte.“

„Sie ist heute noch, was sie vor vier Tagen war“, gab Lorens mit halbem Gedanken zurück. Er achtete nicht viel auf seine Mutter. Seine ganze Aufmerksamkeit war bei Andrees Erken.

Wenn er wirklich Anna freien wollte - mit den andern würde Inge dann schon fertig werden.

So hörte Lorens gar nicht mehr hin, als Gondel noch einmal murrte:

„Was sind das für Reden! Das war doch noch nie, daß jemand eine Witwe freite. Ich mag lieber, wenn alles bleibt, wie es immer gewesen ist - Anna kann wohl lachen -“

Aber Anna Niß Bohn zögerte zuzugreifen.

„Du kannst sterben, Andrees Erken, oder auf See bleiben“, sagte sie ohne jede schamhafte Scheu. „Gib mir die Mannbuße erst. Wenn du dann übers Jahr noch gleichen Sinnes bist und mich freien willst, werde ich nicht nein sagen. So wird das Geld wieder dein.“

Welch ein Schacher! dachte der Pastor entsetzt, aber die Leute ringsum fanden Annas Rede nur recht und verständig, und niemand außer dem geistlichen Herrn wunderte sich, daß Andrees Erken gelassen zustimmte: „So soll das wohl gehen, Anna.“ -

Zwischen den Heiligen kam Nachricht nach Tinum, daß Haulk sich in Hoyer bei Verwandten aufhielt. Auf Inges Bitten fuhr Lorens hinüber, um ihn heimzuholen. Er fand Haulk krank an einem bösen Fieber.

„Das Helligding packte mich am ersten Abend, als ich hier ankam“, sagte er zu Lorens; „sonst wäre ich hier nicht geblieben. Es ist schrecklich, wenn man einen erschlagen hat; Niß Bohn ist bei mir Tag und Nacht.“

Seine Stimme klang heiser, und seine hager gewordenen Backen brannten. Lorens legte ihm die Hand auf die Stirn. (106)

„Das macht die Krankheit. Komm heim, Inge wird dich pflegen.“

Aber Haulk wollte nicht.

„Wenn ich gesund bin, gehe ich gleich von hier nach Hamburg. Nach Sylt komme ich nicht wieder. Er hat mich gewürgt - Niß Bohn meine ich - als ob er noch am Leben wäre. Am dritten Tage habt ihr mich gebannt, dreimal drei Schläge. Ich dachte, nun würde er von mir ablassen. Aber dann fühlte ich die Spitze eines Schwertes an meinem Herzen; da starb ich.“

„Du lebst!“ sagte Lorens stark; „du bist nur krank. Es ist das Fieber, daß du meinst, Niß Bohn sei noch bei dir. Wenn der Totschläger gebannt ist, hat der Tote Ruhe im Grabe.“

„Nein“, antwortete Haulk mit scheuem Blick; „wenn es in der Hochzeitsnacht war, dann nicht. Jetzt tut mir Niß Bohn auch nichts mehr; er ist nur bei mir. Er lacht: Erk Andresen hat Mannbuße gezahlt, Andrees Erken zahlt mehr. Was meint er damit?“

Da erzählte Lorens ihm, daß Andrees übers Jahr Anna Niß Bohn freien wollte.

„Das ist gut“, sagte der Kranke erleichtert; „das ist gut. Übers Jahr also, dann werde ich gesund.“

Übers Jahr nahm Andrees Erken wirklich Anna Niß Bohn zum Weibe, und ihre Ehe wurde später nicht anders als die meisten Ehen sind. In der Hochzeitsnacht aber starb Haulk, der immer noch drüben in Hoyer bei den Verwandten krank lag, und er starb mit einem Schrei, der denen, die bei ihm waren, wie ein langes und scharfes Messer mitten ins Herz drang. –

Es war ein toller Winter, dieser zweite, in dem Lorens der Hahn zu Inge Erk Andresen ging. Im Frühjahr hatte er vergebens versucht, ein eigenes Schiff in die Hand zu bekommen; so mußte er wieder als Steuermann fahren. Aber vor der Ausreise hatte er Engelbert Jans aufgesucht, seinen alten Kommandeur vom „Koning Salomon“, und den so beschnackt, daß er versprochen hatte, über Sommer ein Auge für Lorens offen zu halten.

„Und im Notfall nehme ich noch den Kieker davor, mein Junge“, hatte er gutmütig hinzugesetzt. „Wenn du doch freien willst - jee, ja, habe ich auch mal getan. Aber meine Alte ging beizeiten auf dem Kirchhof zu wohnen, und nun muß ich mich (107) mit meiner Schwester was rumquälen; die ist über jeden Kommandeur. Und Kinder habe ich auch nicht mehr - niemand, der mich noch etwas angeht. Weshalb soll ich da nicht mal an dich denken?“

Der alte Kommandeur war so gut gewesen wie sein Wort. Er hatte Lorens Petersen Hahn genannt, als David Worms, wie er wohl im Sommer gelegentlich tat, an einem schönen Sonntagmorgen bei ihm auf der Bank vorm Haus gesessen und die alten Zeiten beschnackt hatte. David Worms war nun auch der Jüngste nicht mehr, und wenn er vor Wind und Wetter, Regen und Kälte auch sein Lebtage geschützt im warmen Stadthause gesessen hatte, und deshalb nicht so vom Leben mitgenommen war wie sein alter Kapitän, so war ihm schließlich doch auch der Schnee aufs Dach gefallen, und im Gemäuer spürte er ein leises Riesel und Knistern. Er hatte sich aufs Altenteil gesetzt, hatte die Reederei seinem Sohn und Schwiegersohn übergeben und spielte seinerseits mit den Enkelkindern. Die alte Firma war nun in „David Worms und Jan Jasper de Rüscher“ umgewandelt und fuhr nun außer den alten Schiffen noch „Salomons Gericht“; ferner „de Koning David“ und „de drie Helden Davids“. Es war ein großmächtiges Unternehmen geworden, in das die beiden Schwäger mit leichter Hand alles Geld hineinsteckten, das der alte David Worms im Laufe seines langen Lebens Taler bei Taler erworben hatte. Diese Leichtigkeit bereitete dem Alten heimlich manche böse Stunde, aber das ließ er sich Engelbert Jans gegenüber nicht merken.

„Will sehen - will sehen -“ brummte er vor sich hin und sog an seiner Pfeife; „wenn Dirk Eschels ausscheidet -“

Und im Herbst schied Dirk Eschels wirklich aus. Er war auf der letzten Reise ganz krumm geworden, so riß ihn der Nebel im Rücken, und er war falsch auf jeden Fisch, den er nicht bekommen hatte. Das war aber gar mancher gewesen, denn in diesem Sommer hatten sechszwanzig Hamburger Schiffe zusammen nur siebenundzwanzig und einen halben Fisch gefangen, und nur der halbe war auf Dirk Eschels gefallen, da ein Bremer zu gleicher Zeit von der andern Seite auch eine Harpune geworfen und den Fisch ebensogut festgekriegt hatte als er selbst; so mußten sie ihn miteinander teilen. (108)

Es kam also Lorens der Hahn in diesem Winter wie die meisten andern Grönlandfahrer nur mit einem mageren Geldbeutel heim, dafür aber mit der festen Zusage von Worms & Rüscher, daß er zum Frühjahr als Kommandeur „Salomons Gericht“ fahren sollte. Inge freute sich mit ihm. Auch sie war den Sommer über nicht müßig gewesen. Ihr Vater war zum erstenmal nicht auf Helgoland gefahren. Mit Pay Payens dem jüngeren, dem Sohn seines alten Partners, stand er sich nicht zum besten. So war er Schlickrutscher geworden, hatte im Watt ein wenig geschiffert und gefangen, was ihm eben in den Fischgarten kam. Daneben hatte er sich gutmütig von Inge beim Heuen anstellen lassen, hatte im Hause herumgepösel und war ihr so allmählich in die Hand gewachsen, ohne selbst etwas davon zu merken.

Inge aber zog sich den Alten mit Bedacht. Seit Lorens damals zu ihr gesagt hatte: „Wenn deine Brüder dich nicht hergeben wollen - was hilft's, Inge, dann müssen wir sie zuerst verheiraten -“ seitdem hatte sie dies Ziel nicht aus den Augen gelassen. Früher waren selten junge Mädchen zu ihr ins Haus gekommen. Inge konnte besser mit Männern umgehen, und ließ die Brüder lieber zur Nacht vor andere Türen gehen. Jetzt zog Inge ein und die andere Nachbarin an sich heran und brachte sie dem Vater ins Haus. Ehe die Brüder noch heimkamen,

war er schon ganz daran gewöhnt, daß die weißblonde Ose mit dem breiten Mund und dem lauten Lachen an Sonntagabenden bei Inge im Herdwinkel saß und strickte, und daß zum Wollkratzen eine halbe Stiege lustiger Frauen und Mädchen ins Haus fielen und ihm den Kopf wirbelig machten mit ihrem Geschnatter. Die lachende Ose hatte Inge in Gedanken für Moghels bestimmt, den zweiten ihrer Brüder; der konnte auch so laut lachen, daß das ganze Haus schütterte. Heik, der dritte, und Haulk, von dem sie immer noch hoffte, daß er gesund werden und heimkehren sollte, mußten eben selbst suchen; da wollte sie nur beizeiten für Auswahl sorgen.

Als Lorens heimkehrte, hatte Inge das Haus voll. Er lachte, aber Moghels und Heik machten große Augen. Anna Niß Bohn kam auch zum Schlachterpunsch, als Andrees Erken ein Schwein vors Messer forderte, um zur Hochzeitswoche schon einen frischen Schinken anschneiden zu können. Er hatte sein Vorhaben (109) durchaus nicht aufgegeben, und Anna Niß Bohn sprach ohne Ziererei ihr Ja zu seiner Werbung; so rüsteten sie zur Hochzeit.

Es sollte ein großes Fest werden, und je länger desto mehr fanden Moghels und Heik auch Geschmack an der Küsserei, wenn so Andrees mit Anna und Lorens mit Inge sich beraten, und sie nur zusehen und sich selbst die Lippen lecken konnten. Da lernten sie bald ihren Lex, nur das eine wurde Inge ärgerlich: daß Heik die lachende Ose küßte, und daß Moghels das in aller Ruhe mit ansah.

„Das geht nicht – das geht nicht gut“, sagte sie beklemmt zu Lorens. „Erst läßt Moghels sich das gefallen, denn gutmütig ist er nun einmal. Aber bald wird es ihm doch zu viel werden, und dann - dann - Heik ist so böse, so gewalttätig; ich habe Angst, Lorens.“

„Wenn ich bei dir bin –?“ Und er küßte sie, daß sie die Brüder vergaß und sich in heißer Liebe in seine Arme warf.

Von nun an ließ Lorens der Gedanke nicht los, daß um Oses willen eine Schlägerei zwischen den Brüdern entstehen könnte; die wollte er Inge ersparen. Der Wunsch war stark in ihm, noch stärker aber wurde er, als Andrees nun aus dem Hause freite und als bald danach aus Hoyer die Nachricht kam, daß Haulk drüben gestorben wäre. Nun galt es nur noch Moghels und Heik, Moghels aber sollte die lachende Ose freien und Heik mußte von ihr lassen - das stand Lorens so fest wie die Keitumer Kirche.

Lorens fing an, Heik aufzulauern und seinen Wegen nachzuspüren, denn er meinte bei sich, daß erst einmal Moghels freie Fahrt geschaffen werden mußte, ehe man von ihm verlangen konnte, daß er den Kurs nehme, den Inge für ihn gesetzt hatte.

Bald hatte Lorens denn auch ausgekundschaftet, daß Heik an all den Abenden zu Ose ging, an denen sie nicht gerade zu Inge kam. Da suchte er ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen. Er ließ Heik heimliche Botschaften zukommen, als wäre Ose bei Nacht in Burg Tinnum zu treffen oder draußen in der Heide. Wenn Heik dann aber an den bezeichneten Platz kam, überfiel Lorens ihn und verprügelte ihn weidlich. Dazu verkleidete er sich stets und schwärzte sorgfältig sein Gesicht, denn ihm lag gar nichts daran, mit Inges Bruder Streit zu bekommen. Er war (110) ihm ja auch nicht böse, er prügelte ihn nur, um ihn abzukühlen, aber Heik, der ihn für einen eifersüchtigen Nebenbuhler hielt, wurde dadurch nur immer hitziger. Zu Ose wollte er und zu Ose ging er, und als er nicht mehr allein zu ihr durchdringen konnte, brachte er seine Freunde zur Hilfeleistung auf. Unter diesen Freunden befand sich auch Gerson Cruppius, der, seit Inges Bruder seine Schwester gefreit hatte, von neuem Hoffnung für sich selbst schöpfte und sich leidenschaftlich an Heik anschloß.

Als Lorens das merkte, wurde er doppelt vorsichtig. Er wußte, daß Gerson ihn kraft seines eifersüchtigen Hasses erkennen würde, wenn er ihm einmal in die Hände geraten sollte. So vertraute er sich seinen Brüdern an, die waren zu jedem Streich bereit. Noch überwog die Rauflust bei ihnen jede zartere Regung; desto brauchbarer waren sie für Lorens. Er takelte sie als Weiber auf, daß die Bengels schier vor Lachen bersten wollten. Sie sprangen wie die Besessenen in den kurzen Schafpelzen; darüber trugen sie weite Mäntel und die Köpfe verummelten sie mit dicken Tüchern. Der eine nahm ein Ding, das sie wie ein Spinnrad zusammengestückt hatten. Die andern trugen ihre Waffen verborgen unter den Mänteln - sonderbar vielgestaltige Waffen, die scheinbar nicht leicht zu tragen waren. So schlichen sie sich in die Nähe von Oses Haus; das lag an dem nördlichen Wege von Tinnum. Heik pflegte einen Bogen bis halbwegs Keitum zu schlagen, seitdem sein vermeintlicher Nebenbuhler ihm mehrfach die Südostecke abgekniffen hatte.

Sie lagen noch nicht lange im Graben unterm Weg hinter einem vertrockneten Rosenstrauch,

da hörten sie einen Trupp Leute kommen. Unbekümmert schallte Heiks Stimme aus dem allgemeinen Gerede hervor, denn es waren so viele bei ihm, daß er sich völlig sicher fühlte. Dann aber vernahmen die Lauscher im Graben ein schweres Geräusch, wie wenn ein Mann stolpernd zu Boden fällt, gleich darauf einen wütenden Fluch und ein jämmerliches Mauzen.

„Alle guten Geister!“ rief eine heisere Stimme; „sind vonnacht die Hexen unterwegs?“

Das Mauzen nahm zu, das Stolpern und Fluchen.

„Du hast mir ein Bein gestellt -“ (111)

„Wenn du nicht das Kratzen nachläßt -!“

„Verfluchtes Biest -!“

Die fünf Brüder im Graben lachten. Vorsichtig lugten sie durch den Dornbusch über den Rand des Weges. In der Dunkelheit war aber nichts zu erkennen als ein Gewusel von schwarzen Gestalten, die sich in wirrem Knäul auf der Erde wälzten. Die Leute hatten sich in den Leinen verfangen, die von den Brüdern kreuz und quer über den Weg gespannt waren, ehe sie in den Graben krochen. Dazu ertönte immer kläglicher und jämmerlicher, immer wütender - schreiend, daß es den Menschen durch Mark und Bein ging, das Jaulen geängstigter Katzen. Bis dahin hatten die Tiere sich still verhalten, denn Manne, der sie als Waffen vorgeschlagen, hatte sie klüglich zwei Tage hungern lassen und dann - als er sie an den Punkten, wo die Leinen sich kreuzten, festband - jeder von ihnen einen guten Vorrat getrockneter Fische vor die Nase gelegt. Darüber waren sie hergefallen wie der glückliche Matthis über die Walfische und hatten kaum gespürt, daß sie gefesselt waren. Nun empörten sie sich desto grimmiger gegen die Störenfriede, die ihnen in die Mahlzeit fielen, über sie stolperten, sie traten und quetschten. Die Katzen jaulten und kreischten; die Burschen schrien und fluchten. Es war ein Höllenlärm, daß die Brüder keine Vorsicht mehr nötig hatten. Sie lagen mit halbem Leib auf dem Wege, wälzten sich und brüllten vor Lachen, daß sich den andern, die in den Leinen zappelten, vor Grausen die Haare sträubten. Plötzlich aber sprang Lorens völlig aus dem Graben, packte einen der Burschen am Bein, stopfte dem Schreienden die eigene Mütze ins Maul, fesselte ihn und zog ihn in aller Schnelligkeit in den Graben hinunter.

„Ich habe ihn“, flüsterte er den Brüdern zu, und sie tasteten des Gefangenen Gesicht ab und fühlten die tiefe Narbe quer über der Nase, die ihn als Heik Erken kennzeichnete. Dann kroch Manne auf dem Bauch über den Weg, schnitt die Leinen durch, befreite die Katzen und diese - in der Siedehitze grimmiger Wut - stürzten sich auf Heiks Freunde. Diese aber, die gleichzeitig sich von den Katzen erneut angegriffen und von den Fußangeln plötzlich befreit fühlten, entflohen schreiend nach allen Seiten. Aaners half gründlich nach mit dem Spinnrad, das (112) in tausend Trümmer barst und endlich nur noch als schwerer Knüppel den Feinden auf den Rücken fiel. Im Handumdrehen war der Weg wieder frei.

Als alles still geworden war, zog Lorens dem Gefangenen die Mütze aus dem Maul. Die Fesseln nahm er ihm vorderhand jedoch nicht ab, denn er war keineswegs sicher, wie Heik diesen kleinen Scherz auffassen würde; er war aber fest entschlossen heute mit ihm klar zu kommen.

„So, Heik“, sagte er deshalb ganz gemütlich; „wir wollen dir gar nichts antun; wir wollen dich nur auf den rechten Kurs setzen.“

„Wer - wer bist du?“ stotterte Heik verbiestert.

„Kennst mich nicht mehr? Ich bin Lorens Jens Grethen, und bei mir sind Manne und Aaners, Niggels und Jan.“

„Kannst ,Wahrhaftig; drauf sagen? Wahrhaftig, so wahr mir Gott helfe?“

„Wahrhaftig, so wahr mir Gott helfe!“ wiederholte Lorens feierlich, und der Gefangene ließ sich erschöpft ins Gras sinken.

„Das ist ein Mirakel, ein wahrhaftiges Himmelsmirakel“, seufzte er beklommen. „Vorhin warst du der Teufel, leibhaftig ich habe doch deinen Schwanz gesehen.“

„Das war das Tauende, mit dem ich dir die Hände auf den Rücken binden mußte, mein Junge“, erklärte Lorens lachend. „Willst du im Guten hören, was ich dir zu sagen habe, dann will ich es wohl wieder lösen.“

Ja, das war Lorens der Hahn, seine Stimme, sein Lachen. Heik konnte nicht mehr zweifeln, aber nun wachte sein Ärger auf.

„Das ist durchgesteckter Kram!“ schrie er wütend; „Gerson - Boy - Swen, - hierher - zu Hilfe!“

„Schrei du nur, die sind alle längst zu Hause und stecken ihre zerkratzen Gesichter ins Wasser; die hören nicht mehr. Aber wenn dir dein Maul juckt - drüben ist der Graben halb voll, und ich kann dich gut 'mal ein Weilchen drin Kopf stehen lassen.“

Es war Manne, der in aller Sanftmut dies freundschaftliche Anerbieten machte. Darauf hielt Heik es doch für angebracht, etwas einzulenken.

„Und was wollt ihr von mir?“ (113)

„Daß du Ose in Ruh läßt.“

Heik preßte die Lippen zusammen, ohne zu antworten, und Aaners puffte ihn in die Seite.

„Schwören mußt du - bei den Raben! Sonst sollst du deine eigenen Zähne schlucken, so wahr -“

„Hand vom Ruder, hier bin ich Kommandeur!“ fuhr Lorens ihn an, und Aaners fügte sich brummend. „Sieh, Heik, ich würde dir Ose von mir aus ja gern gönnen, aber Moghels soll sie doch freien.“

„Moghels -? Der geht doch zu Moy Ajen.“

„Zu - Moy -? Was will er da?“

„Jee - ja!“

Die Brüder sahen Heik an und sahen sich gegenseitig an, aber die Dunkelheit war zu schwer, als daß sie ihre Gesichtszüge lesen konnten.

„Moghels zu Moy - da soll doch -! Inge will, er soll Ose freien.“

Heik wälzte sich herum, und Lorens griff zu, seine Knoten zu lösen; diese Frage ging über Handgreiflichkeiten hinaus.

„Inge - was die schon weiß -!“ sagte Heik verächtlich.

„Moghels mag Ose gar nicht. Was soll ich mit Ose? sagt er; die lacht immer. Lachen kann ich selbst, aber Moy ist lieb, Moy ist sinnig. Nein, er mag Ose nicht, aber ich mag es gern, wenn Ose lacht. Was geht das Inge an? und was dich? Laßt uns doch freien, wen wir wollen.“

Lorens saß ganz benommen am Grabenrand und wußte nicht, was er sagen sollte. Niggels aber fing plötzlich an zu lachen, lachte wie toll und strampelte mit den Beinen, daß er Jan traf, der zusammengeknäult unten im Graben lag. Er hatte die Zeit benutzt, ein paar Augen voll Schlaf zu nehmen. Nun wußte er nicht mehr, wie der Kampf stand, packte zu, und im nächsten Augenblick rollten die beiden Brüder übereinander her auf dem Wege - Jans Faust an Niggels Kehle. Aber Niggels hatte Kräfte wie ein dreijähriger Bär; Jan war ihm keineswegs gewachsen. Er packte ihn am Rumpf, rüttelte und schüttelte ihn, daß ihm die Zähne im Maul wackelten. Dann stieß er ihn in den Graben zurück, mitten zwischen die andern hinein und - immer noch lachend - ging er seiner Wege. (114)

„Das war doch Niggels?“ sagte Jan und rieb sich die Augen. „Was ist denn? Ist hier nichts mehr los? Dann gehe ich auch nach Hause.“

Er tat es, und die Brüder taten wie er. Auch Heik verdrückte sich. Nur Lorens blieb am Grabenrande sitzen und wußte nicht ob er nun lachen sollte wie Niggels oder sich ärgern. Endlich stand er auch auf und ging mit langen Schritten nach Süden. Erk Andresens Haus war dunkel, kein Fünkchen mehr auf der Feuerstelle. Lorens taperte ums Haus herum und klopfte an Inges Fenster. Aber die schlief im Wandbett hinter zugeschobenen Türen und schlief hart nach des Tages Arbeit. Ob er die Fenster auch fast einschlug - sie hörte nicht. Da ging er an die hintere Tür, steckte das Messer durch, hob den Riegel hoch und kroch zu dem Vieh in den Stall. Er schlief ein paar Stunden im Heu, und als Inge des Morgens früh kam, erschreckte er sie, da er mit dürren Grashalmen verputzt, unvermutet vor ihr auftauchte.

„Du mein -! Was ist denn geschehen, Lorens? Du bist aber auch - man kann ja den Tod davon haben!“

Sie drückte die Hand aufs Herz, und er berichtete schwermütig von den Ereignissen der Nacht.

„Es tut mir so leid, Inge, aber die verfluchten Bengels werden nicht davon abzubringen sein und wenn wir sie totschlügen.“

Da lachte Inge hell auf.

„So laß sie doch! Wenn sie nur überhaupt freien!“

Lorens staunte.

„Jee - ja, ist auch wahr. Das hatte ich wahrhaftig nicht gedacht -“ und damit ging er nun endlich auch nach Hause. - Immer freier wurde die Fahrt von Lorens zu Inge. Andrees war verheiratet. Haulk lag mit dem Grassoden auf dem Kopf drüben in Hoyer auf dem Friedhof. Moghels ging zu Moy, Heik zu Ose. Tagelang konnte Lorens bei Inge sitzen und ihr zuschauen, wie sie so im Hause ihr Wesen trieb, ohne daß jemand anders ihn aufstörte als Inge selbst. Sie hatte immer etwas zu sagen und zu fragen und zerrte an ihm herum, während er doch nichts



anderes wollte als eben nur da sein. Aber er ließ alles gutmütig mit sich geschehen. Er tat manches für sie, was die Brüder sonst im Hause geschafft hatten. Es freute ihn, daß (115) sie so geschickt zugriff und leichtere Glieder hatte als die andern Frauen, die unter der schweren Arbeit wie die Lasttiere wurden. Eines Abends, als Lorens wie gewöhnlich zu Inge ging – auf dem kürzesten Wege durchs Watt, denn es war seit Tagen schon Ostwind und ungewöhnlich niedriger Wasserstand – da traf er, als er eben bei Wadens wieder festen Boden unter die Füße bekam, einen hochgewachsenen Mann. Er kannte ihn nicht gleich, sagte ruhig „Guten Abend“ und wollte an ihm vorübergehen. Da blieb der Mann stehen.

„Geh nicht zu Inge!“

Nur wie ein Hauch flogen die Worte an seinem Ohr vorüber. Waren sie wirklich gesprochen oder hatte er selbst sie nur gedacht? Lorens faßte den Mann schärfer ins Auge – der halbe Mond beschien ein bleiches Gesicht, und entsetzt fuhr Lorens zurück: „Hauk – so wahr mir Gott helfe –!“

Da war die Erscheinung verschwunden. Lorens rieb sich die Augen und drehte sich nach allen Seiten – vergebens! Niemand war um ihn als der Nachtwind, der mit leisem, frostkündenden Pfeifen vom Festland her übers Watt kam. Langsam ging Lorens weiter, aber während ihm sonst jeder Schritt, den er auf Inge zu tat, lieb war, wurde ihm heute jeder Schritt schwerer. „Geh nicht zu Inge – nicht zu Inge –“ raunte der Wind, und als Lorens zaudernd stehen blieb und endlich gar umkehrte und nach Rantum zurückging, tanzte der Wind lustig um ihn herum, drückte und schob ihn und ließ ihn nicht los, ehe er ihn wieder zu Hause hatte. – Als Lorens am folgenden Abend zu Inge kam, fand er sie verstört.

„Gut, daß du gestern nicht kamst. Anna war bei mir, und abends holte Gerson sie ab. Weil ich freundlicher zu Anna war als zu ihm, wurde er zornig und fragte nach dir. Glaube mir, er will dir nichts Gutes.“

Da erzählte Lorens ihr, was ihm begegnet war, und Inge erschrak noch mehr.

„Er will dir nichts Gutes“, wiederholte sie ängstlich. „Geh ihm aus dem Wege, Lorens.“

Doch Lorens warf den Kopf zurück, daß sie in aller Angst plötzlich lachen mußte. (116)

„Du Hahn!“ sagte sie zärtlich. „Kräh nicht so hell; weshalb willst du Gerson reizen?“

„Ich werde ihn nicht reizen, aber aus dem Wege gehe ich ihm doch nicht“, antwortete Lorens hochfahrend; „wenn er sich quer in mein Fahrwasser legt, werde ich ihn übersegeln.“

„Er kreuzt nur vorüber; die See ist frei“, beschwichtigte Inge lächelnd.

„Dich freut es wohl, wenn er dir nachstellt?“

„Lorens –!“

„Jee – ja“, knurrte er mit rotem Kopf; „kenne sich einer mit euch Weibern aus!“

Inge sagte nichts weiter. Sie spürte, wie der Ärger an ihm fraß, daß er vor Gerson Cruppius umgekehrt war. In den nächsten Tagen merkte sie immer deutlicher, daß der Gedanke in ihm weiterbohrte, und als er dann eines Abends ungewöhnlich spät zu ihr kam und auf ihre Frage antwortete, daß er noch ein Stück auf Keitum zugehalten hätte, da wußte sie, daß er nun seinerseits Gerson Cruppius nachstellte.

Inge überkam die Angst, aber sie wagte nichts zu sagen. Sie sann und grübelte, wie sie die beiden Kampfhähne auseinanderbringen könnte. Lange vergebens, und endlich rückte der Petritag heran, der mit seinen vielfachen Festlichkeiten, den Tanzereien und Gastereien zwei Männern, die sich treffen wollten, nur zu gute Gelegenheit dazu bieten würde. Da kam sie in ihrer Not auf den Gedanken, selbst zu Gerson zu gehen und ihn zu bitten, doch von ihr abzulassen; in ihrer stolzen Reinheit bedachte sie nicht die Gefahr, der sie sich dadurch aussetzen konnte.

Am nächsten Sonntag machte sie sich in der Dämmerung auf den Weg, und da ein kalter Regen niederschlug von stößigen Winden begleitet, nahm sie ihrer verstorbenen Mutter alten Mantel um und setzte ihre enganschließende alte Kappe auf statt der hohen Hüf, die sie vormittags zum Kirchgang getragen hatte.

„Sei bei mir, Mutter, auf diesem Gange!“ flüsterte sie scheu; doch dann schritt sie tapfer aus. Gerson Cruppius und seine Geschwister waren im Keitumer Pfarrhause aufgewachsen. Doch nachdem die Mutter gestorben (117) war, hatten sich verschiedene von den Geschwistern zusammengesetzt und sich ein eigenes kleines Haus in Archsum gekauft. Dort hausten sie nun ziemlich liederlich; sie tranken und prügeln sich, und in der Wirtschaft lag alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Inge hatte gar nicht überlegt, was seine Geschwister für Schandmäuler ziehen würden, wenn sie Gerson aufsuchte. Nun sie das Haus in Sicht bekam, zögerte

sie doch. Da sah sie ihn, den sie suchte, aus der Tür kommen und den Weg nach Süden einschlagen. Sie hastete ihm nach. Der Wind stand ihr entgegen. Der Regen überströmte eisig kalt ihr Gesicht. Endlich hatte sie ihn erreicht, und da er sie nicht gleich bemerkte, faßte sie - noch atemlos von dem Kampf gegen Regen und Wind - nur eilig nach seiner Hand. Mit einem Satz sprang er zur Seite:

„Huuh -!“ Dann suchte er in der Dunkelheit ihre Umrisse zu erkennen; „wer bist du?“

„Gerson -!“ Inges Stimme, der noch immer der Atem fehlte, war klanglos wie die einer alten Frau. Sie reckte die Hand gegen ihn aus und trat näher an ihn heran - da fiel er vor ihr auf die Knie.

„Mutter -!“ stöhnte er; „Mutter, was willst du von mir?“

Inge stand erstarrt. Ein Grausen überkam sie vor dem eigenen Selbst. Sah sie denn aus wie eine Tote? Da schrie Gerson noch einmal qualvoll auf und schlug mit der Stirn vor ihr auf den Weg: „Mutter -!“

Entsetzt wich Inge vor ihm zurück. Dann wandte sie sich und lief davon - lief und hielt nicht inne, bis sie daheim war. Gerson aber wurde erst am andern Morgen von seinem Bruder Jacobus gefunden und fiel in ein hitziges Fieber, das ihn für Wochen im Hause festhielt; kaum, daß er zur Zeit nach Hamburg kommen konnte, um sein Schiff wieder zu übernehmen. (118)

## 10 Der Kommandeur

Ein stolzes Gefühl, zum erstenmal als Kapitän an Bord seines Schiffes zu kommen! Lorens schlug das Herz bis zum Halse hinauf, als David Worms, der nunmehr „der Ältere“ hieß, ihn selbst an Bord von „Salomons Gericht“ brachte.

„Eine schmucke Dirn, he, Petersen? In allen Ausmaßen dem ‚Prediger‘ und dem ‚Koning‘ gleich. Die haben sich bewährt, nicht wahr? Ihr werdet Euch darauf zu Hause fühlen.“

Lorens barg seine Erregung hinter einer kalten Miene. Der Alte wird geschwätzig, dachte er; wenn er doch gehen und mich allein lassen möchte! Aber äußerlich fand er höfliche Worte.

„Tut mir leid, daß noch alles leer ist, David Worms, so kann ich Euch nicht einmal ein Glas Wein bieten.“

„Das könnt Ihr tun, wenn Ihr heimkehrt - mit einem guten Dutzend Fische im Bauch, versteht sich“, gab der Alte wohlgelaunt zurück - kroch in die Kajüte, setzte sich in die Bank, legte den Hut vor sich auf den Tisch - alles umständlich und behaglich - und schwatzte weiter.

Lorens hörte mit halbem Ohr zu; seine Gedanken wanderten. Die Brüder hatten allemann mit ihm fahren wollen, aber er hatte nur die beiden Jüngsten mitgenommen. Niggels als Harpunier, Jan als Matrose. Noch fühlte er sich nicht sicher genug in seiner jungen Würde, um sich Manne und Aaners gegenüber durchsetzen zu können, die beide schon als Steuerleute fuhren. Er war schon mit einem älteren Steuermann einig geworden, der mit ihm zusammen noch unter Engelbert Jans gefahren war, ein ruhiger, verständiger Mann, denn ein wenig bangte Lorens doch vor der Verantwortung, die er mit „Salomons Gericht“ auf sich nahm. Heute früh hatte er nun erstmal Zimmermann, Koch, zwei Matrosen und drei Leichtmatrosen angemustert. Mit denen wollte er die Ausstattung einnehmen, die Jan Jasper de Rüscher selbst besorgt hatte. Am Abend sollten die Leute an Bord kommen. Wenn David Worms das Getrappel an Deck hören würde, mußte er doch endlich gehen! - (119)

In den nächsten Tagen kam die Ladung an Bord, alles vom Besten! Lorens lachte das Herz im Leibe. Hell klang sein Kommando über Deck, indem er das Einnehmen selbst leitete. Das war sonst die Arbeit des zweiten Steuermanns und als solche ihm noch vom „Koning Salomon“ her gewöhnt. Aber diesmal wollte er sie selbst tun. Er mußte von jedem Stück auf seinem Schiff wissen, wo es sich befand; das gab ihm ein Gefühl größerer Sicherheit. Dem Schiffsvolk sagte er, daß die Steuerleute erst kurz vor das Ausreise an Bord kommen würden; das dachte nichts weiter. Außer den Brüdern wußte keiner, daß Lorens zum erstenmal als Kommandeur fuhr; er hatte mit Bedacht nur solche gewählt, die ihm fremd waren. Sie wußten nur, daß er „Salomons Gericht“ zum erstenmal fuhr, und so imponierte ihnen die Sicherheit, mit der Lorens nach seinen Erfahrungen vorn „Prediger“ und „Koning“ her disponierte, nicht wenig. Darob schwoll dem Hahn der Kamm, und er krächte nicht schlecht über Deck und Schiffsvolk hin.

Es kamen aber in den Raum: 450 neue Fässer oder Quartelen, die er zum Platzen gefüllt mit

Fischspeck wieder heimzubringen hoffte; 60 neue Walfischleinen; 3 Büschel zu Vorgängern, das ist die dünne Leine, an der die Harpune befestigt ist; 6 Schaluppen-Kompassse; 60 neue Riemen zum Rudern; 50 eichene Harpunstöcke; 40 neue Harpunen und 10 alte, denn nur mit einer alten, die schon einmal einen Fisch festgeschossen hat, darf man den ersten Wurf tun; 50 neue Lanzen; 6 Walroß-Harpunen und 6 Walroß-Lanzen, denn in den letzten Jahren war der Fisch so rar geworden, daß man die Fässer mit Walroß- und Robbenspeck hatte füllen müssen. Dann folgten die Geräte für andere Verrichtungen als den eigentlichen Fang. Für den Kampf mit dem Eis: Eisbeile, Eissägen, Eissporen. Für die Küche: Fleischkessel, Erbskessel, Grützkessel, Fischkessel und Doofpot, das ist ein irdener Topf, in dem ein glühendes Torfstück sorglich mit Asche bedeckt bis zum andern Morgen lebendig bleibt; eine Pfanne zum Dämpfen, eine Grützpflanne und eine zum Kuchenbacken. Endlich für die Kajüte: 2 Tischtücher, 12 Mundtücher, 12 Weinrömer, Eßbestecke, Lichtschneuze, Spiegel, Schreibzeug, ein Buch von der christlichen Seefahrt und 6 Psalmbücher. Als die Einrichtung fertig war, ging Lorens, sich (120) die Kajüte zu betrachten, und schloß die Tür hinter sich zu, stellte sich vor den Spiegel, beschaute sich, soviel der Spiegel von ihm wiedergab, lachte:

„Das ist nun der große Kommandeur, Lorens der Hahn -!“

Dann streckte er gegen sich selbst die Zunge heraus, lang und breit, und fügte ernsthaft hinzu: „Sieh, mein Junge, nun bist du der einzige an Bord, der das noch darf!“

Nun kam der Proviant: 18 Fässer hartes Brot, 18 Säcke weißes Brot, 1 Fäßchen Zwieback, ein Fäßchen Mehl, 15 Viertel Butter, 20 Säcke Grütze, 20 Säcke graue und 18 Säcke weiße Erbsen, 9 Tonnen Fleisch, 700 Pfund süße Milchkäse, 600 Pfund Edamer Käse, 600 Pfund Speck, 1000 Pfund Stockfisch, 30 Fässer Dünnbier, 7 halbe Fässer doppeltes Bier für Kommandeur und Offiziere, 3 Anker Wein, einhalb Anker Kornbranntwein, 2 Anker Wacholderbranntwein, 100 Pfund Sirup, 6 Pfund getrocknete Zwetschen, 4 Pfund Rosinen, 6 Pfund Feigen, 2 Pfund Stock- und 5 Pfund Hutzucker, 4 Pfund Kaffee, eine halbe Ohme Essig, eineinviertel Senf, 1 Flaschenkeller mit Rheinischem Emis, Lavas und Löffelkraut-Branntwein, Pfeifer, Nägelein, Muskatblüte und -nüsse, Zimmetrinden und gar das Salz in manchen Fässern; 26 Klafter Brennholz, zum Anzünden auch frische Sägespäne, und 9 Tonnen Torf, um die Hitze länger zu halten. Ferner Stopftuch, Schwämme, Binsen, Kreide und anderes Küfners Zubehör; Besen von Heide und Reisig, Schwefelstöcke, Schießpulver, Kugeln, Musketenkugeln und Hageln. –

Jedes Faß, das in den Raum hinunter wanderte und dessen Inhalt Lorens von seinen Listen ablas, begrüßte er wie einen alten Bekannten. Sachverständig prüfte er Branntwein, Brot, Grütze und Mehl. Ähnliche Riemen wie diese hatten seinerzeit an seinen Händen die ersten Blasen erzeugt. Er ließ Walfischleinen und Vorgänger durch seine Finger laufen - alles war ihm vertraut. Denn, hatte er nicht selbst als Matrose und Harpunier Riemen und Leinen gehandhabt? Wußte er nicht aus eigener Erfahrung, wie eine Harpune geschnitten sein muß, um mit dem rechten Schwung in den Walfisch zu stoßen? Mit jedem Stück, das eingenommen wurde, wuchs seine Sicherheit, und als er endlich die Ladung voll hatte und - behaglich an der Reling lehnd - zusah, wie von einem Frischwasserkahn noch gute (121) 30 Fässer voll auf „Salomons Gericht“ hinübergepumpt wurden, da hatte er das ganze Schiff vom Topp zum Kiel, vom Bug zum Heck so klar im Kopf, daß er es ohne Schwierigkeit hätte nachbilden können.

Danach ging er aus, die Hauptmasse seines Schiffsvolkes anzumustern: Daniel Puttfarken als ersten und Jakob Swien als zweiten Steuermann, die Harpuniere, Bootsmann, Schiemann, Matrosen und Leichtmatrosen, Böttcher, Barbier, Küchenjungen und Kajütswächter. Es war aber Sitte, daß der Kommandeur nur 200 Gulden, Steuerleute und Harpuniere 100-150 Gulden im voraus erhielten; sie alle aber hatten großen Anteil an jedem gefangenen Fisch. Das andere Schiffsvolk erhielt festen Monatslohn, solange die Reise währte, und auch noch eine geringe Prämie von jedem Fisch; der Vorleser oder Vorsänger aber erhielt für diesen geistlichen Dienst noch besonders 3 Gulden für jeden Fisch. Am 5. Aprilis vereidigte Lorens sein Volk darauf, das Schiff nicht zu verlassen, solange Kiel, Steng, Stag, Mast und Wand noch Stände. Drei Tage später ging die Reise los.

Es war aber in diesem Frühjahr, als dem Jahre des Heils 1696, immer noch Krieg zwischen Frankreich und der Koalition von England und den Niederlanden, des Reiches und der Habsburgischen Kabinette Lothringen und Savoyen, obgleich immer von Frieden gemunkelt wurde. Da aber im letzten Sommer die Hamburger Grönlandfahrer stark von den Franzosen beunru-

higt waren unter dem Vorgehen, daß sie auf Holländer und Engländer fahndeten, so wurden in diesem Jahr die Hamburger Reeder einig, ihre Schiffe nur unter Konvoi fahren zu lassen. Kapitän Mariensen sollte ihn auf dem „Leopoldus primus“ führen. Dafür mußten die Reeder für jedes Schiff 100 Mark in Kronen an die Kammer und 100 Reichstaler in Kronen an die Admiralität zahlen. Es war aber die Disziplin auf diesen Konvoischiffen sehr scharf: morgens und abends Gottesdienst, sonntags Predigt und Kommunion von dem Konvoi-Prediger, dem Domine. Trunk, Zank, Lästern oder Fluchen zog schweren Arrest nach sich. Wer einen andern freventlich verletzte, wurde einmal kielholt; wer aber auf Wache schlief, dreimal; wer sein Messer auf einen andern zückte, dem wurde die linke Hand (122) mit dem Messer an den Mast genagelt. Karten, Würfel und Weiber wurden an Bord nicht geduldet.

Der Kommandeur des Konvoischiffes befehligte nicht allein dies Schiff, sondern die ganze Flotte der Grönlandfahrer, die unter seinem Schutz stand; das waren 52 Schiffe. Kapitän Mariensen aber war einer, der sich lieber daran machte, den Flutstrom in der Elbe totzusegeln, als nur einen halben Tag unnütz in Hamburg zu verliegen. Als der von ihm bestimmte Ausreisemorgen dämmerte, blies der Wind steil aus Westen und brachte dicken Nebel mit, und wenn man auch sagt: Ost ist die Lübecker ihr Trost - West ist die Hamburger ihr Best - so gilt das doch umgekehrt von der Heimkehr, nicht von der Ausreise. Dazu der Nebel -!

„Ausgeschlossen, dabei die Elbe hinunter zu kommen“, sagte jeder, der nur die Nase über Deck steckte; „man sieht ja nicht bis zum Großmast.“

Aber Kapitän Mariensen war anderer Ansicht.

„Westwind und Mist - hat Ostwind in der Kist. Wenn wir heute die Elbe hinunter kommen, haben wir morgen das Land klar von Deck in Sicht. Ostwind ist Königskind.“

Er ließ den blauen Peter setzen und damit das Zeichen zur Ausreise geben. Da war es denn nun ein stolzer Anblick, wie einer der Riesenvögel nach dem andern die Flügel breitete und den Hafen verließ. Aber dann krebsten sie nur mühsam die Elbe hinab gegen den dunklen West an, und andern Tags zeigte sich, daß Kapitän Mariensens Mist getrogen hatte. Es gab keinen königlichen Ostwind, sondern aus dem dunklen West wurde ein biestiger Nordwest, der schier die ganze Flotte in die Elbe zurückdrücken wollte. Das Schiffsvolk murrte. Lorens fand es geraten, sich oft an Deck zu zeigen. Er war froh, daß sie unter Konvoi fuhren, so hatte er guten Grund, die Zügel straff zu ziehen. Unter Konvoi fahren, das galt fast so wie unter Kriebsrecht stehen. Wehe dem, der da zu mucken wagte!

Auf der Höhe von Sylt hatte Lorens seine Flagge dippen wollen, um Inge zu grüßen. Aber sie hielten so fern wie möglich vom Wall; von Sylt war nichts zu sehen, denn eine peitschende Bö fiel zwischen Schiff und Insel ein, und in der Erregung des Kampfes erschien Lorens sein eigener Gedanke lächerlich. Inge (123) – wie fern lag die Erinnerung an warme heimelige Winterabende, an das leise, süße Gluten des Blutes. Jetzt stand Lorens wieder unter der Herrschaft des nordischen Frühlings - die Masten bogen sich knarrend; gegen die straffgewölbten Segel prasselten erbsengroße Hagelkörner und überschütteten im Augenblick das ganze Deck mit glitschigen Massen. Liebe -? Pah – Kampf war die Losung! Und er forderte den ganzen Mann.

Als sie auf dem 62. Grade angelangt waren, nahm der „Leopoldus primus“ seinen Abschied mit dem Bedeuten, daß sich um den 15. August herum an gleicher Stelle alle die treffen sollten, die dann an Hitland vorüber Kurs dem Vaterlande zu setzen wollten. Dann war die Grönlandflotte vogelfrei und jeder Kommandeur Herr auf seinem Schiff. Nun aber fühlte Lorens der Hahn schon keine Bange mehr vor der Verantwortung, die auf ihm lag. Breit und stattlich trat er auf und leitete ohne Scheu die Verhandlungen über die Verteilung der Arbeit unter das Schiffsvolk. Er war es nun, der mit kurzem Wort den Ausschlag gab, wenn Steuerleute und Harpuniere sich nicht einigen konnten, und er setzte in aller Ruhe seine Meinung auch gegen Daniel Puttfarken durch, der dem Alter nach fast hätte sein Vater sein können.

Sie ließen sich vom Golfstrom nach Spitzbergen mitnehmen und kamen bis zum 76. Grade hinauf, ehe sie nennenswert Eis in Sicht bekommen hatten. Dauernd steckte das Schiff die Nase in den Nebel und schnüffelte darin herum; mit den Augen konnte man rein gar nicht eindringen. Kein Fisch ließ sich blicken, nur der Nordost heulte aus seinen Windpfeifen. Endlich machten sie auf der mittleren Höhe von Spitzbergen an einem großen Eisfelde fest, und zwei Tage später fingen sie ihren ersten Fisch. Es war ein gewaltiges Tier, das an die sechzig Quartelen Speck gab, und ihre Freude war groß. Lorens kargte nicht mit der Ranzion, aber seine Augen funkelten, als hätte er den ganzen Branntwein allein ausgesoffen. Sein Komman-

do sprang nur so über Deck, und als der Küchenjunge gegen ihn anrannte, weil er den Hund verfolgte und deshalb den Kommandeur nicht sah, gab Lorens ihm nur in aller Gelassenheit eine Kopfnuß und ließ ihn laufen.

Als sie den Fisch binnen hatten und einen Tag darüber (124) schliefen, wurden sie vom Eise eingeschlossen und nicht weit von ihnen zwei Bremer und ein Däne ebenfalls. So lagen sie den ganzen Junius hindurch fest. Es geschah ihnen nichts, weil kein Zug im Eise war, nur konnten sie nicht fischen, obgleich sie mehrfach aus der Ferne Wasserstrahlen aufsteigen sahen. Gegen Ende des Juli erst kamen sie wieder frei, und erfuhren alsdann von den Schiffen, die ihnen entgegenkamen, daß im Osten nichts los wäre, hingegen wohl hundert Schiffe besetzt und gegen dreißig schon im Drängen des Eises verloren gegangen. Da entschloß Lorens sich - obgleich Daniel Puttfarken darüber den Kopf schüttelte - nach Süden auf Island zu Kurs zu nehmen, was er auch tat und was ganz verkehrt ausfiel. Denn der Osten öffnete sich hernach, und es wurden allda noch viele Fische gefangen, während es an Island mit anhaltendem Nordost nicht viel zu tun gab. Sie fischten ein totes Einhorn aus der kalten Strömung, die von Nordost nach Südwest viel Treibeis mitbrachte. Der Speck füllte kaum ein paar Quartelen; die Mallemucken und Haifische hatten schon ihr Teil vorweg genommen. Aber der Fisch hatte einen stattlichen Zahn von weißem Bein, der wohl einen Handelswert von 150 Talern haben mochte. Ein paar Quartelen füllten sie auch mit Walroßspeck, als sie auf einer großen Schotse eine gute Herde dieser Tiere trafen, alte und junge beisammen schlafend. Sie schnitten ihnen den Paß ab, indem sie sie zu dreißig Mann einkreisten und dann ein bei ein aufwecken wollten. Das erste Tier fing aber gleich an, gewaltig zu bellen. Davon erwachten die andern und setzten sich zur Wehr, so daß sie hart zu töten waren. Endlich Anfang August trieb ihnen noch ein loser Weißfisch zu. Das ist ein Fisch, in der Gestalt dem Walfisch ähnlich, aber weißgelblich und hat nur ein Blasloch. Sein Speck ist ergiebig, aber mürbe, daher eine Harpune leicht ausreißt. Gewöhnlich kommt dieser Fisch nur in Südeisjahren häufiger vor und sonst nie um diese Jahreszeit noch westlich von Spitzbergen.

Alles in allem brachte Lorens an die 150 Quartelen Speck heim und freute sich noch seines Glücks, als er am Sammelplatz der Flotte erfuhr, daß von den 52 Schiffen, die im Frühjahr von Hamburg ausgereist waren, nur 39 heimkehrten; 13 Hamburger waren im Eise verloren gegangen. (125)

„Kommen wir doch mit dem Schiff heim!“ Das entschlüpfte ihm fast gegen seinen Willen, aber Daniel Puttfarken sog doch etwas verstimmt an seiner Pfeife.

„Jee -“ er sog auch an den Worten, als hätte er selbst nicht recht Luft; „mit den Fischen ist es wie bei uns mit den Enten im Herbst, Kommandeur: man muß die rechten Plätze kennen und dann abwarten. Kommen sie, dann kommen sie; kommen sie nicht, dann ist da auch nichts zu machen. Das Nachlaufen hat allerwege keinen Zweck.“

David Worms der Jüngere aber und sein Schwager und Teilhaber Jan Jasper de Rüscher waren es wohl zufrieden, daß Lorens ihnen „Salomons Gericht“ unbeschädigt heimbrachte. So hatten sie nur ein Schiff in diesem schlimmen Jahr verloren, „de drie Helden Davids“, das nicht viel getaucht hatte und zum erstenmal ganz nach neuester Mode versichert gewesen war. Die andern Schiffe brachten zum Teil guten Gewinn mit. So konnten Worms und Rüscher wohl zufrieden sein und waren es auch. Lorens wurde mit den andern Kommandeuren zusammen aufgefordert, seinen Anteil an einem bestimmten Tage selbst abzuholen. Als er sich in dem Landhause David Worms des Älteren zu diesem Zweck einstellte, fand er dort eine erlesene Gesellschaft, und das jüngste Enkelchen überreichte ihm feierlich den Lohn seiner Mühen: einen Becher voll blanker silberner Talerstücke; der Becher selbst aber war ebenfalls aus schwerem getriebenem Silber.

„Nehmt ihn als Handgeld zum nächsten Sommer“, sagte David Worms lächelnd, aber Lorens hörte kaum auf ihn. Staunend sah er auf das Kind in schwerem seidenen Kürass und Reifrock wie eine große Dame. Es mochte kaum drei Jahre alt sein und trug sein blondes Haar wie ein Krönchen auf dem Haupt. Nun legte es zutraulich seine Hand auf die des Mannes wie auf einen Tisch.

„Sieh, wie klein sie ist“, sagte Lorens leise, und das Kind sah zu ihm auf und lachte.

„Hebe mich hoch, dann bin ich so groß wie du.“

Fragend sah Lorens zur Mutter des Kindes hinüber. Sie war eine pikante Blondine mit dunklen Wimpern und graublauen Augen. Lorens sah ihren Reifrock, ihre Spitzen und blitzenden (126) Schmucksachen. Er ahnte nichts davon, wie schön sie war, aber sie selbst wußte

es sehr genau und deutete seine bewundernden Blicke auf ihre eigene Art.

„Wollt Ihr nicht des Kindes Bitte erfüllen, Herr Petersen?“ fragte sie holdselig lächelnd.

„Ich fürchte, es zu erdrücken“, antwortete er ehrlich.

Da lächelte sie noch verführerischer.

„So seid unser Gast für diese Woche, damit Ihr Euch an das Kind gewöhnt.“

David Worms des Jüngeren Stirn verdunkelte sich, aber Lorens bemerkte es nicht.

„Danke Euch, Frau David Worms“, sagte er und drückte heftig ihre Hand; „das wäre wohl zu viel. Fremder Gast ist gleich dem Fische, er stinkt am dritten Tage. Auch muß ich sehen heimzukommen; meine Braut wartet.“

Hochmütig wandte sich die junge Frau ab und rieb empfindlich ihre rot angelaufene Hand. Jan Jasper de Rüscher aber schlug Lorens derb auf die Schulter:

„Habt recht, Mann; besser ist eigene Kinder zu wiegen.“ -

Den Sommer über, in harter Kälte und schwerer Arbeitsspannung, hatte Lorens kaum Zeit gefunden, an Inge zu denken.

Erst als sie auf der Heimreise wieder die Höhe von Sylt erreicht hatten, und die laue Luft ihn schmeichlerisch umwehte, war ihm ihr Wesen wieder lebendig geworden. Ungeduldig sehnte er sich nach ihren weichen Armen und den süßen Küssen ihres frischen Mundes, nach ihrem Lachen und dem Klang ihrer Stimme. Da sprangen ihm nun die zarte Berührung des lieblichen Kindes und das lockende Lächeln der jungen Frau Worms wie Funken ins Pulverfaß.

An diesem Abend ging er nicht an Bord zurück. Er lief durch die Hafenkneipen, trank aber nicht viel, denn kaum hatte er sich hinter den Tisch gesetzt, so trieb ihn die Unruhe schon wieder hoch. Endlich traf er auf Daniel Puttfarken, fand aber auch bei ihm keine Ruhe. Als er nach dem ersten Glase Wein aufbrechen wollte, hob sich auch der Steuermann mit Mühe vom Sitz.

„Geht Ihr schon fort, Kommandeur? Dennso komme ich mit.“

„Ich gehe nicht gleich an Bord“, gab Lorens unwirsch zurück.

„Dann woanders hin“, gab Daniel Puttfarken gleichmütig (127) zurück. „Jee, dazu habe ich nun keine Lusten mehr, aber wenn Ihr gerade viel Geld in der Tasche habt, Kommandeur, dann laßt wenigstens das mit mir an Bord gehen. Es geschieht oft dergleichen auf See, sagte der Seehund, da wurde er ins Auge geschossen.“

Daniel Puttfarken blinzelte anzüglich, denn so ganz nüchtern war er doch nicht mehr. Aber Lorens vertraute ihm doch seine blanken Taler an. -

Auf dem silbernen Becher, den die kleine Maria Worms dem Kommandeur von „Salomons Gericht“ überreicht hatte, befand sich in der Mitte eines getriebenen Kranzes von Blumen und Früchten ein blankes Schildchen. Dahinein ließ Lorens von einem Goldschmied den Namen Inge einschneiden, genau in den schönen steilen Buchstaben der alten Bibel, aus der Jens Grethen ihn sowohl als auch Inge das Lesen gelehrt hatte. Er zeigte den Becher mehreren Bekannten, als er mit etwa siebzig bis achtzig andern Grönlandfahrern zusammen von Hamburg aus heimreiste. Danach war der Becher verschwunden. Lorens wollte kein Wesens davon machen, denn die auf dem Fährschiff waren allemann Sylter, und auf Sylt galt ein Diebstahl für ehrloser als ein Totschlag. Aber er konnte doch nicht unterlassen, Inge davon zu erzählen. Es wurmte Inge mächtig, und sie dachte Tag und Nacht darüber nach, wie sie wohl den Becher wieder bekommen könnte.

Nun gab es in dieser Zeit in Morsum einen berühmten Hexenmeister. Er hieß Jappe Gyden. Einen Vater hatte er nie gehabt. Gyde, seine Mutter, hatte ihn aus dem Watt gefischt; auch sie war schon eine Hexe gewesen. Jappe sagte man nach, daß er Diebe herausbringen könnte und sie zwingen, das Gestohlene wiederzugeben. An diesen Jappe mußte Inge denken, sooft sie an den Becher dachte, und das war fast Tag und Nacht. Sie mochte kaum mehr essen, und konnte nicht mehr schlafen, so sehr lag ihr der Becher im Sinn. Mit Lorens mochte sie nicht mehr darüber sprechen. Er hatte den Becher schnell vergessen, zählte nur immer seine blanken Taler und lief bei allen Zimmerleuten der Insel umher, um zu erkunden, wie oft er noch fahren müßte, ehe er sich ein Haus nach seinem Sinn bauen könnte. (128) Endlich konnte Inge ihre Begierde nach dem silbernen Becher nicht länger mehr bemeistern. An einem warmen Herbsttage, an dem Lorens mit ihrem Vater noch einmal auf Fischfang gefahren war, machte sie sich heimlich auf und ging zu Jappe Gyden, dem Hexenmeister. Er saß im Sonnenschein vor seinem Hause auf einer Bank und rauchte seine Pfeife. Inge blieb erschreckt stehen - das tat sonst niemand; es sah so sonderbar aus. Zum Sitzen ging man doch ins Haus hinein; Wer

hatte denn eine Bank außen unterm Fenster? Jappe nickte ihr aber zu, als hätte er sie schon erwartet; da gab es kein Ausweichen mehr.

„Du bist Inge Erk Andresen und willst deinen Becher wieder haben“, sagte er ruhig. Er hatte von dem Diebstahl gehört; schließlich sprach sich so etwas auf der Insel herum. So hatte er Inge wirklich schon erwartet; sie hätte doch kein Frauenzimmer sein müssen, wenn sie solch blankes Spielding ohne Nachforschen hätte aufgeben können. Nun waren bei dem schönen Wetter heute noch eine ganze Menge Schlickrutscher unterwegs, und Jappe hatte „von seiner Bank aus deutlich Erk Andresens Kutter mit dem braunen Flicker im weißen Segel erkannt. Es war wirklich keine Hexerei, dies und das zusammen zu reimen. Aber Inge erschien es doch so.

„Komm nur herein“, fuhr Jappe fort; „magst gewißlich nicht beim Hexenmeister vor der Tür stehen.“

Er humpelte voran, und Inge folgte zögernd mit schlagendem Herzen. Draußen lag der warme Sonnenschein in der Luft; drinnen war es dunkel und feuchtkalt, denn das Haus lag tief, und im August noch hatte eine hohe Flut darin gestanden. Jappe ging mit Inge in die Küche; da packte sie ihren Korb aus. Sorgfältig hatte sie vorher erkundet, was der Hexenmeister vor allem schätzte: Butter, frische Eier, ein gutes Stück Schinken, vom Knochen abgelöst, und endlich ein Paar Sohlensocken, die sie selbst aus Grauweb verfertigt und mit festen Leder-sohlen versehen hatte.

„Ich meine, sie sollen für den Winter taugen“, pries sie schüchtern ihre eigene Arbeit.

„Das kann wohl sein“, gab er ungerührt zurück und verstaute ihre Schätze in den dunklen Ecken und Verliesen der Küche, (129) ohne sich mit Dank groß aufzuhalten. Dann holte er ein Mehl-Sieb herbei, legte eine geöffnete Schere hinein und darauf einen großen rostigen Schlüssel. So stellte er das Sieb in ein Gefäß mit Wasser, daß Schere und Schlüssel reichlich davon bedeckt waren, und fing an, langsam das Sieb zu drehen.

„Nun nenne mir nacheinander die Namen von allen, denen Lorens den Becher gezeigt hat“, gebot er, und Inge zählte auf: „Manne Jens Grethen - Niggels Jens Grethen - Boy Michel Boy-sen - Aaners Claasen - Erk Jungpidder Heiken -“ aber bei keinem wollte sich der Schlüssel rühren.

„Von diesen ist es keiner gewesen“, erklärte der Hexenmeister bestimmt. „So nenne mir solche, die sonst noch auf dem Schilf waren. Breite aber nicht mehr aus, als gedroschen werden kann, sondern nenne vor allem solche, auf die du einen Verdacht hast, daß sie dich lieber haben als Lorens.“

Inges Gesicht verdunkelte sich.

„Gerson Cruppius“, sagte sie leise, und siehe da - sofort rührte das Sieb in Jappes Hand sich stärker und der Schlüssel drehte sich auf der Schere halb um sich selbst. Inge erbebt.

„Das sieht verdächtig aus“, meinte der Hexenmeister gewichtig und senkte die lange Haken-nase über das Wasser. „Nenne noch andere Namen - ein bei ein - zwischendurch immer wieder Gerson Cruppius - wir wollen sehen -“

Und sie sahen - sahen - Inge mit immer steigendem Grauen, daß bei allen andern Namen der Schlüssel ruhig auf der Schere liegen blieb, bei dem Namen Gerson Cruppius aber das Sieb immer stärker zuckte und der Schlüssel sich immer lebhafter rührte; endlich rutschte er sogar ganz von der Schere hinunter.

„Ich kann das Sieb auch kaum mehr halten“, seufzte Jappe und legte es auf den Rand der Schüssel. „Daß Gerson der Dieb ist, steht nun fest. Aber nun handelt es sich darum, wie wir den Becher wiederbekommen.“

Er beugte sich über das Wasser und sah angestrengt hinein, während er das Sieb leise schüt-telte; nach einer Weile seufzte er noch einmal.

„Jee, Inge, das tut mir nun leid, aber ich sehe deutlich, daß er den Becher noch draußen auf dem Schiff aus Lorens' Sack (130) nahm und in den eigenen steckte. Da kann ich dir nun nicht helfen. Über Diebsgut, das auf dem Wasser gestohlen oder sonst über Wasser gegangen ist, habe ich keine Macht mehr. Aber vielleicht kannst du selbst im Wasser sehen, wo er mit dem Becher abgeblieben ist.“

Atemlos beugte sich nun auch Inge über das Gefäß. Der schwere Torfqualm vom Herde her beklemmte sie - dazu das Grauen, das ihr immer näher ans Herz kroch -

„Sieh recht genau hin“, sagte Jappe und rüttelte stärker an dem Sieb, so daß Inge Schüssel und Schere kaum mehr unterscheiden konnte; „du mußt den Schlüssel im Auge behalten.“

„Mir wird schwindlig“, antwortete Inge.

„Das ist gut, so wirst du bald sehen, was du sehen willst. Denke immer nur an Gerson, an sein Haus - weißt du, wie der Weg dort geht?“

„Wohl weiß ich das“, antwortete Inge halb bewußtlos; „südnord geht er, auf Archsumburg zu.“

„Wer geht? Vielleicht Gerson selbst?“

„Ja - nein - ich weiß nicht - ja, er geht nach dem Burgwall und hebt den Düt von einer Bergentenhöhle -“

„Genug“, sagte Jappe schnell und ließ das Sieb nun ganz ins Wasser fallen. „Es ist ganz klar: er hat den Becher am Burgwall versteckt oder vergraben. Ja, da kann ich dir nun nicht helfen.“

Inge saß noch einen Augenblick wie betäubt, dann richtete sie sich entschlossen auf.

„Lorens kann ihn suchen.“

„Das wird nichts nützen. Diebsgut versinkt, je mehr ihm nachgegraben wird. Da müßte schon einer kommen, der den Platz genau kennt, der nur die Hand in die Erde steckt und gleich den Becher greift.“

„So muß ich es also selbst tun.“

„Du?“ rief der Hexenmeister aus; „wie willst du den Platz denn finden?“

„Ich habe ihn doch gesehen -“ Inge schloß die Augen; „ich sehe ihn auch jetzt noch - ganz deutlich - ich werde sogleich dorthin gehen.“

„Damit würdest du alles verderben“, antwortete der Hexenmeister ärgerlich; „wenn du es tun willst, dann muß es bei (131) Neumond sein und um Mitternacht. Du darfst aber niemand bei dir haben und niemand vorher davon wissen lassen. Ich täte es nicht, wenn ich an deiner Stelle wäre“, fügte er eifernd hinzu; „es ist sehr, sehr gefährlich, in solcher Nacht draußen zu sein. Auch die Unterirdischen werden böse, wenn man sie stört.“

„Die Unterirdischen haben mir noch nie etwas getan“, sagte Inge zuversichtlich; „und das kam so: als meine Mutter noch lebte, nahm sie mich abends oft mit, wenn sie zu den Schafen hinausging. Da fanden wir bei Tinnumburg einmal eine zerbrochene Schaufel. Die haben die Unterirdischen uns auf den Weg gelegt, sagte meine Mutter; geh, laß uns einen Nagel für sie holen. Wir gingen zum Schmied und ließen uns einen Nagel geben; den legten wir auf die Schaufel. Als wir hernach vom Melken zurückkamen, waren Schaufel und Nagel verschwunden; statt dessen lag ein Kuchen an der Stelle. Den habe ich gegessen, und seitdem tun mir die Unterirdischen nichts. Ja, ich werde hingehen. Bei Neumond, sagtest du? Wohl, ich werde es nicht vergessen. Und um Mitternacht - ganz allein -“

„Dies ist nur der Anfang“, bestätigte Jappe Gyden widerstrebend. „Es ist noch anderes dabei, das darf ich dir aber nicht sagen, sondern du mußt es von selbst wissen. Es ist sehr schwer. Mach mir hinterher nur keine Vorwürfe, wenn du den Becher nicht findest.“

„Ich werde ihn finden“, sagte Inge zuversichtlich; dann ging sie. -

Bis Neumond waren noch zehn Tage. Inge lebte sie wie im Fieber. Jeden Abend, wenn sie ins Stroh kroch und die Betttüren hinter sich zuzog, packte sie das Grausen, wenn sie daran dachte, daß sie bald statt dessen das sichere Haus verlassen und in die dunkle Nacht hinauswandern sollte. Dann schlugen ihr die Zähne wie im Frost zusammen. Aber stärker noch als das Grausen war in ihr die Begierde nach dem Becher. Die zog sie - je kleiner der Mond wurde - desto unbarmherziger aus Bett und Haus. In den letzten beiden Nächten konnte sie es vor Unruhe schon kaum mehr aushalten, aber als dann die Neumondnacht kam, wurde sie wieder ganz ruhig. Am Abend war Lorens bei ihr gewesen; sie hatte ihn geliebt, wie sie selten tat. (132)

„Hast mich auch lieb, Lorens? Denkst du wohl noch an den Becher?“

„Manchmal - dann ärgere ich mich. Deshalb denke ich lieber nicht daran.“

„Ich denke aber daran, und denke, daß Gerson Cruppius ihn nahm.“

Lorens bewegte unbehaglich die Schultern.

„Er verfolgt mich nicht mehr; er weicht mir aus“, gestand er; „aber wir wollen kein Geschrei davon machen. Wenn er ihn nahm, tat er es, damit ich ihn dir nicht schenken konnte. Gewiß hat er ihn vergraben; wir würden ihn nicht bei ihm finden.“

Damit war Lorens dann gegangen, und bald darauf waren Vater und Brüder in die Betten gestiegen. Inge wartete noch, bis sie sicher schnarchten, dann rüstete sie für ihren Gang. Sie nahm den alten Mantel ihrer Mutter und das enge Käppchen. Dann griff sie nach ihrem Psalmbuch; das wollte sie als Waffe gegen alle bösen Geister benutzen.



„Mutter“, bat sie leise; „steh mir bei!“ Und sie meinte einen kühlen Hauch zu fühlen, der sie ganz einhüllte.

Die Nacht war unwirtlich, kalt und naß. Stöhnend wälzte sich ein schwerer Nordwest von der Nordheide herab über die tieferliegenden Dörfer. Knarrend rieb sich der Holunder an der Hauswand. Inge schlich den Graben entlang, obgleich er nicht ganz leer war. Sie duckte sich tief hinein, als ein Trupp wilder Dunkelläufer schreiend und lärmend auf dem Wege an ihr vorüberzog. Sie sah Lichter in einiger Entfernung an einer Stelle, wo doch kein Haus stand, sah Schatten vorüberfliegen, und doch keine Menschen dabei. Ihr Grauen wuchs; aber der Zwang, den Becher zu holen, nahm noch stärker zu.

Als sie den Burgwall von Archsum erreicht hatte, war die Nacht vollständig finster geworden - kein Stern zu sehen. Inge lauschte, ob ihr der Nordwest vielleicht die Stimme der Keitumer Kirchenglocke zutrüge - vergebens.

„Mutter -“ flüsterte sie beklommen; „Mutter, wie spät ist es denn? Und - Mutter, wo soll ich nur suchen? Ich weiß doch nicht, an welcher Seite die Höhle war.“

Da hörte sie - wie zur Antwort - einen schweren Schritt auf dem Wege. Unwillkürlich schmiegte sie sich eng an den Wall. (133) Jetzt sprang das Grausen plötzlich mit voller Gewalt wieder in ihr auf. Sie zitterte an allen Gliedern. Wie hatte sie es nur wagen können, um Mitternacht hierher zu gehen!

Die Schritte kamen näher. Indem sie ihre Augen aufs äußerste anstrengte, erkannte Inge die Gestalt eines Mannes, der nun vom Wege ab und auf sie zu bog. Was wollte er am Burgwall? Nur wenige Schritte von ihr entfernt kniete er nieder, hob den Sodendeckel von einer Bergenhöhle, griff hinein - da sprang Inge hinzu und faßte den Gegenstand, den er soeben aus der Erde zog. „Gib mir den Becher, Gerson Cruppius; er ist mein.“ Stöhnend sank der Mann in sich zusammen.

„Mutter - Mutter, ich bin kein Dieb -“

Inge achtete nicht auf ihn. Sie rieb den Becher an ihrem Mantel und tastete daran herum, bis sie die eingeschnittenen Buchstaben fühlte, von denen Lorens ihr gesprochen hatte.

„Inge!“ flüsterte sie in seliger Freude.

„Ja - Inge -“ klang es heiser zu ihren Füßen; „ich kann nicht mehr ohne sie leben! Aber Inge -“

„Ich habe Lorens lieb, das weißt du wohl“, entgegnete Inge ruhig und löste sich von ihm, der nach ihrem Mantel griff.

„Du auch, Mutter, du auch?“ rief der Mann gequält; „ihm sind alle wohl gesonnen - verflucht aber bin ich -“

Er raffte sich auf und taumelte fort. Inge blieb allein mit dem Becher in der Hand. Sie küßte ihn und küßte ihr Psalmbuch. „Ich danke dir, Mutter“, sagte sie in Ehrfurcht; dann machte sie sich auf den Heimweg.

Den Rest der Nacht hindurch trieb Inge im Bett mit ihrem Becher kindisches Spiel. Sie drückte ihn an ihre warme Brust, bis er selbst auch warm wurde; dann rieb sie ihn mit dem wollenen Bettzeug, küßte ihn, putzte ihn, wieder und wieder. Als endlich die Sonne aus der Himmelstür trat und Inge den Becher in ihrem Licht beschaute, glänzte und blinkte er, als wäre er soeben aus der Hand des Goldschmiedes hervorgegangen.

Am Abend zeigte sie ihn Lorens. Er griff mit beiden Händen danach, hielt ihn ans Herdfeuer, drehte ihn um und um, nach dem Schildchen mit dem eingeschnittenen Namen suchend, und da er es fand, wußte er erst recht nicht, was er dazu sagen sollte. Als Inge ihm alles erzählte, erschrak er bis ins Herz hinein. (134)

„Um Gott - Inge, wie konntest du?“

„Mutter stand mit bei, Lorens, ich habe kaum einen Augenblick Angst gehabt. Aber nun wollen wir Vater auch den Becher zeigen; er weiß noch nichts.“

Erk Andresen erschrak nicht weniger als Lorens.

„Hättest du mir nur vorher davon gesprochen!“

„Dann würdet ihr es mir verboten haben“, antwortete Inge lachend. „Freut ihr euch denn gar nicht, daß wir den Becher nun haben?“

Doch, das taten sie. Allmählich kam auch bei dem Alten die Freude durch. Sie saßen lange in der warmen Küche beisammen, ließen den Glanz des Bechers im Feuerschein spielen, fragten und sprachen immer wieder Inges Erlebnisse durch. Spät war es, als Lorens endlich aufbrach, und da es ein stiller Abend war, kam Erk Andresen auch mit vor die Tür.

„Schönes Wetter“, sagte er behaglich. „Andrees wollte vontage noch einmal nach der Groop hinaus. Kann sein, daß er uns auch ein paar frische Fische bringt.“

Die jungen Leute hörten nicht auf ihn. Sie standen noch innerhalb der Tür, und die Dunkelheit des Hauses hüllte sie ein. Inge legte ihre Arme zärtlich um ihres Liebsten Hals.

„Freust du dich? Freust du dich auch wirklich, Lorens?“

Er antwortete nicht, sondern küßte sie nur - immer heißer, bis der Vater ihn rief. „Lorens, sieh - was ist das für ein Licht?“

Halb widerstrebend traten die jungen Leute zu ihm hinaus.

„Ein Licht, Vater?“

„Unter Hörnum; siehst du es nicht?“

„Ein Stern“, meinte Inge, aber die Männer hatten für solch weibhafte Erklärung keine Ohren.

Angestrengt schaute Lorens nach Süden.

„Ich sehe nichts“, sagte er endlich.

„Aber es kommt doch näher - so schnell wie kein Schiff kommen könnte“, rief Erk Andresen erregt. „Seht doch - nun unter Rantum - oha, das Wadenssiel herauf -“

Seine Stimme sank. Er packte Lorens am Arm und deutete - deutete ins schwarze Nichts hinein. Lorens schwieg.

„Das ist Vorspuk, Vater“, flüsterte Inge zitternd; „wo seht Ihr es nun?“ (135)

„Es steigt an Land“, antwortete er leise; „es kommt herauf - sieh - seht doch -!“

Er wich zurück, als käme das, was er sah, geradeswegs auf ihn zu. Dann wandte er sich, trat auf den Weg hinaus, legte die Hand über die Augen und schaute nach Nordost hinauf. Lorens kroch ein Schaudern über den Rücken; er fühlte, wie Inge in seinen Armen immer heftiger zitterte.

Da seufzte Erk Andresen tief auf, als ließe die Anspannung nach, und kam zu ihnen zurück.

„Habt ihr euch erschrocken, als es so nahe kam?“ fragte er, und seine Stimme klang wieder so natürlich, daß die jungen Leute erleichtert aufatmeten; „ich sah es noch; den Keitumer Kirchweg hinauftanzen. Gott gebe, daß es nichts Schlimmes bringt! Uuha“ - er gähnte - „bin ich müde! Gute Nacht zusammen!“

Damit ging er ins Haus, und sie hörten, wie er die Bettüren aufschob und mit dem Bettstock das Stroh plusterte; dann wurde es still.

„Sahst du etwas, Lorens?“ fragte Inge leise; „ich habe nichts gesehen.“

„Ich auch nicht“, antwortete Lorens bedenklich; „kann Vater vorsehen?“

„Weiß nicht - so war er noch nie; wenn es nur nichts Schlimmes bedeutet! Jey Erken - die Großmutter, weißt du? - die sah einmal etwas - ich weiß nicht, was. Aber danach haben durch Jahre bei ihnen die Bettüren offengestanden - immer war eins krank im Hause.“

Lorens schüttelte sich. Er dachte ungern an den langen Heimweg im Dunkeln, aber Inge mochte sich auch nicht von ihm trennen, die Angst trieb sie in seine Arme. So blieben sie unter der Tür stehen, bis die Brüder heimkamen und Lorens mit Hallo begrüßten.

„Wir bringen dich auf den Weg.“

„Sage ihnen nichts; sprich mit niemand darüber“, flüsterte Inge beim letzten Kuß. -

Zwei Tage später kamen Andrees Erken und Johannes Cruppius vom Fischfang zurück. Zu dritt waren sie ausgefahren, nur zwei kamen heim. Bleich und verstört saß Andrees Erken bei seinen Leuten in der Küche. (136)

„Wir hatten Gerson mitgenommen“, berichtete er; „ich wollte, wir hätten es nicht getan. Er war den ganzen Tag wunderbar; gegen Abend wurde er immer unruhiger. Mutter ruft; hörst du es nicht, Johannes? fragte er. Aber Johannes hörte nichts. Kann man wohl auf dem Wasser gehen? fragte er dann weiter. Jee - sagt Johannes, ich nicht, aber Petrus konnte es. Auch man halb, sage ich; nachher mußte ihn Jesus Christus doch auffischen. Da sagt Gerson: ja, ja, Mutter, dann will ich wohl kommen - steigt über Bord, geht ein paar Schritte, dann war er fort.“ „Geht ein paar Schritte -“ wiederholte Inge wie erstarrt.

„So wahr mir Gott helfe!“ sagte Andrees feierlich; „Johannes hat es auch gesehen: geht ein paar Schritte, dann war er fort - uha, ich mag es nicht Anna sagen.“

Sie schwiegen alle. Gerson Cruppius war auf See geblieben - es blieben manche und - er lag uns allen quer im Fahrwasser, dachte Erk Andresen. Aber vor seinem Tode war Gerson auf dem Wasser gegangen wie Petrus, der Jünger des Herrn. Geht ein paar Schritte - so wahr mir Gott helfe - darüber vergaß der Alte, was er selbst gesehen hatte, und Inge erinnerte ihn auch

nicht daran.

Noch ein Tag ging vorüber, dann trieb die Leiche des Ertrunkenen auf Hörnum an. Andrees Erken und Johannes Cruppius fuhren aus, sie heimzuholen. Als sie aber auf der Rückfahrt unter Rantum waren, dachten sie, daß das Wasser zu schnell fallen würde, als daß sie um Morsum Nösse auf Keitum segeln könnten. So nahmen sie Kurs auf Tinnum und machten im Wadenssiel fest. Andrees ging zu seinem Vater nach Pferd und Wagen. Dann fuhr er den Toten an seines Vaters Haus vorüber den Keitumer Kirchenweg hinauf. Der Alte schaute ihm nach, aber erst, als ihm der Wagen wieder außer Sicht war, fiel ihm das Lichtermännchen ein, das den gleichen Weg hinaufgetanzt war; an dem Abend, da Gerson Cruppius dem Ruf seiner Mutter folgte - auf dem Wasser ging und versank.

„So wird sie ihn wohl erlöst haben und er wird Ruhe im Grabe finden“, schloß Erk Andresen, als er ein paar Stunden später mit Lorens und Inge darüber sprach. -

Danach ging der Winter seinen ruhigen Gang. Lorens mischte sich nicht unter die Jungmänner, die nachts in Heide und Dünen (137) ihr Wesen trieben. Abend für Abend saß er bei Inge in der Küche, rauchte seine Pfeife und stand danach noch lange Zeit im Dunkel mit ihr unter der Tür. Ihm war friedlich zumute. Seine Augenlider sanken halb herab vor lauter Behagen, wenn er so in der warmen Küche saß und ihr zusah, wie sie um das flackernde Herdfeuer herumwirtschaftete. Die Brüder gingen ihre eigenen Wege - es war nun klar, daß sie wahrhaftig Moy und Ose freien wollten. Der Vater pöselte in Stall und Scheune herum, bis Inge ihn zum Abendbrot rief. Die Sehkraft seiner Augen nahm allmählich ab; desto besser fand er sich nun im Dunkeln zurecht. Ihm war im Winter zwischen Tag und Nacht kein großer Unterschied mehr, und das Vieh war es gewöhnt, daß er so herumpöselte. So waren die jungen Leute meist allein. Inge wirtschaftete um Lorens herum und redete dabei an ihn hin, aber das Fragen gewöhnte sie sich immer mehr ab, denn je wohler er sich fühlte, desto seltener bekam sie ein Ja oder Nein aus ihm heraus. Es störte sie aber nicht; sie wußte schon, was er dachte. Als es im Frühjahr ans Abschiednehmen ging, löste sich seine Zunge.

„Wenn es nur mehr Fische geben möchte“, sagte er; „so kommen wir nicht voran mit dem eigenen Haus. Wir werden wahrhaftig eher ins neue Jahrhundert als in den Ehestand einlaufen!“ Sie legte die Arme um seinen Hals.

„Mußt richtig fahren, Lorens“, sagte sie schelmisch; „verkehrt fahren kann jeder.“

„Ja, auf Island!“ gab er zu; „das tue ich auch nicht wieder. Immerhin - wir brachten doch das Schiff heim.“

Die Trennung kam und die Ausreise mit Daniel Puttfarken an Bord, genau wie vorm Jahr. Wieder mußten sie unter Konvoi fahren, denn wenn nun der Frieden auch so gut wie sicher war, seitdem Savoyen sich mit Frankreich geeinigt hatte, so ging der Krieg inzwischen eben doch weiter. Admiral Tamm führte diesmal den Konvoi, aber in diesem Jahr wartete Lorens nur ungeduldig auf den Augenblick, von dem an er allein Herr über sein Schiff sein konnte. Jetzt hatte er es ganz fest in der Hand und brauchte keine Rückendeckung mehr. (138)

Im Norden war der Winter sehr kalt gewesen. Ungewöhnlich weit im Süden schon kamen den Grönlandfahrern schwimmende Eisberge von gewaltigen Ausmaßen entgegen.

„Das gibt ein Südeisjahr“, sagte Lorens der Hahn so gleichmütig wie möglich, und Daniel Puttfarken kaute an seiner Pfeife.

„Das mag wohl sein, Kommandeur.“

Und es wurde ein Südeisjahr - so gut wie nur je. Die See ist stark im Geben und im Nehmen. Vorm Jahr hatte sie den Hamburgern dreizehn Schiffe genommen von 52, und ihnen nur 136 Fische gegeben. In diesem Jahr nahm die See nur drei Schiffe und gab den restlichen 51 Schiffen 515 Fische. Das Eis lag so breit, wie Lorens noch nie erlebt hatte, und der Südeisfisch, der Weißfisch kam von Nowaja Semlja herunter weit nach Süden den Grönlandfahrern entgegen. Sie brauchten nur zu nehmen, was Gott ihnen vor den Bug schickte, denn der Südeisfisch ist unschuldiger und zahmer als der Westeisfisch, der Eiländische. Dieser ist der vornehmste, aber so verschlagen, daß es von Jahr zu Jahr schwerer hält, ihn zu jagen.

Mit zwölf guten Fischen im Bauch hatte Lorens die Ladung voll und segelte stolz mit allen Flaggen und Wimpeln über die Toppen gesetzt als erster die Elbe wieder hinauf. Auf der Höhe der Färöer hatte er von einem Engländer erfahren, daß seit Mai schon in Ryswik ein Kongreß der Kriegführenden tagte und die Nordsee nun einigermaßen sicher wäre. Da hatte er nicht auf den Konvoi gewartet, sondern hatte Schiff und Schiffsvolk, Speck und Barten in die Nordsee gewagt.

„Ein Frauenhaar zieht stärker als ein Marssegel“, brummte Daniel Puttfarken, und Lorens lachte.

Vor Sylt dippten sie die Kommandeursflagge, aber nur das Wehen des Dünengrases antwortete ihnen. In Hamburg ließ Lorens sich kaum Zeit für ein paar tolle Nächte, und ehe Inge noch mit der Ernte fertig war, stand er schon eines Abends in der Küchentür und lachte sie an. Der silberne Krug, den er diesmal mitbrachte, faßte dreimal so viel als der Becher vom vorigen Jahr, und als die kleine Maria Worms ihn Lorens überreicht hatte, waren ein paar Talerstücke herabgerollt, so hoch lagen sie geschichtet. (139)

„Junge, was ein Berg!“ sagte Inge bewundernd, als er ihr den Kasten zeigte, in dem er seit der Teilung mit den Brüdern sein Geld gesondert aufbewahrte; „davon können wir glatt ein Haus bauen.“

„Warten wir noch ein Jahr“, meinte Lorens; „groß Schiff will viel Wasser haben.“

„Weshalb muß es denn groß sein?“ grämelte Mutter Gondel; „und weshalb warten? Wer weiß denn, ob es nächstes Jahr wieder viel gibt?“

Lorens lachte.

„Viel Wenig geben ein Viel, sagte die Mücke, da spuckte sie in die Nordsee. Gibt es im nächsten Jahr nicht genug, so warten wir wohl noch eins weiter.“

Aber das nächste Jahr wurde kaum weniger günstig und schlug für Lorens sogar noch größartiger ein. 140 holländische und 54 Hamburger Grönlandfahrer reisten im Frühjahr aus; jene brachten 1488 und diese 471 Fische heim. Lorens hatte diesmal nur zehn, aber mehr Eiländische als Weißfische gefangen und hatte im Frühjahr gleich aus Vorsicht 50 leere Quartelen mehr als sonst mitgenommen. So gewann er 483 gefüllte Quartelen gegen 437 im vorigen Jahr. Als er danach mit seinem Silberschatz nach Sylt kam, führte er nicht nur Inge, sondern auch den Zimmermann Boy Hinrich Prott vor den Kasten.

„So, Buh Haulken“, sagte er, denn so nannte sich der Zimmermann für den Dorfgebrauch; „so, nun baue unser Haus. Nimm Maß nach Erk Andresens Haus und stelle es mitten zwischen Rantum und Tinnum, damit wir auch unsere Leute besuchen können. Wenn du Geld brauchst, so nimm, und wenn du sonst nicht Bescheid weißt, frage Inge, wie sie das wohl haben mag.“ Da suchte der Zimmermann über Winter eine Stelle für das Haus, und als der Frühling kam, fing er in Westerland-Süderende an zu bauen. Es wurde alles vom Besten. Einen Keller legte er unter die Küche, und die Wände baute er auf den ganzen Stein. Nach Süden zu fügte er hinter Stube und Pesel noch eine Kammer an mit schräger Decke über dem Fenster wie eine Schiffskajüte, und einem Bett in der gegenüberliegenden Wand, so breit wie die Kammer selbst und ebenso tief. Da aber durch den Außenbau sich der Silberhaufen nicht wesentlich (140) verringerte, wandte Buh Haulken alle Kunst auf den Innenschmuck. Die Wände der Stube ließ er mit blau-weißen Delfter Kacheln auslegen, für Pesel und Kammer aber ließ er einen Maler aus Schleswig kommen. Es hatte sich nämlich vorm Jahr Herzog Friedrich zu Holstein-Gottorf mit der schwedischen Prinzessin Hedwig Sophia vermählt. Zuvor aber hatte er Schloß Gottorf abbrechen und neu wieder aufbauen lassen, um mit seiner Gemahlin desto herrlicher darin wohnen zu können. Den Maler aber, der in dem neuen Schloß seine Kunst so trefflich bewiesen hatte, ließ Buh Haulken über Sommer nach Sylt kommen, damit er ihm helfen möge, den Silberberg des Lorens Petersen Hahn abzutragen. Der malte mit geschicktem Pinsel die Decken und Balken von Pesel und Kammer gar künstlich aus. Er schlang Weinranken und kletternde Rosen über die Balken, und verzierte die tiefer liegenden Deckenfelder im Pesel mit edlen Bildern aus der Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes. Er schilderte den Kampf in Gethsemane, den Kreuzestod und endlich die Verklärung, alles aber so würdig gemalt, daß das Haus ein Wunderwerk für die ganze Insel wurde und heute noch ist. In der Hochzeitswoche vor dem ersten Advent des Jahres 1699 heiratete Lorens Jens Grethen genannt Petersen Hahn - wie auch über der Haustür das eiserne L P H noch heute zu sehen ist - Inge, des Erk Andresen Tochter aus Tinnum und zog mit ihr in dies neue Haus. Damit aber begann für ihn auch ein neues Leben. (141)

## 11 Der Ehemann

Als Lorens Jens Grethen nach vollzogener Hochzeit und Beilager aus seinem Taumel erwachte, mußte er sich erschrecklich und immer wieder von neuem die Augen reiben, so verändert

erschien ihm die Welt. Da war erst einmal das Haus selbst: vor dem Hochzeitstummel so sauber und unberührt, und nun voller Rauch und Stunk und Unrat, daß Lorens es Inge nicht verdenken konnte, daß sie Wasserfluten durchströmen ließ und alle Türen aufriß. Aber freilich - so sehr gemütlich war das nicht. Lorens kam sich vor, als säße er im Freien, und hatte sich doch gerade so sehr auf das häusliche Behagen gefreut.

Da war zweitens Inge selbst, die Zugriff und anpackte, wo es Not tat, anstatt sich auf seine Knie zu setzen und küssen zu lassen. Davon, meinte sie, hätte sie nun auf Jahre hinaus genug, und war stachlig und borstig wie nur eine.

Lorens erkannte sie - bei den Raben! - nicht wieder, aber ihr Wesen schüchterte ihn wahrhaftig ein, vollends als sie schon acht Tage nach der Hochzeit den ersten Streit hatten. Und der kam so: Der Stall in ihrem neuen Hause war noch leer gewesen, als sie einzogen. Eine Kuh hatte Erk Andresen ihnen versprochen, aber die sollte gerade in diesen Tagen noch kalben, damit sie zum Jölfest frische Butter haben konnten, und Inge meinte, es wäre besser, wenn das Kalb noch im alten Stall zur Welt käme. Wenn alles gut ginge, brächte die Kuh hernach ihr Glück in den neuen Stall mit; ginge es schlecht, ließe sie ihr Unglück im alten zurück. Das leuchtete Lorens ein. Es waren aber noch drei Stände im neuen Stall, die wollte er mit Pferden füllen. Er liebte es, mit raschen Pferden flott über Land zu fahren nach Keitum zur Hauptstadt, nach Rantum und Tinnum zu den Vätern. Damit war Inge einverstanden, fand aber ein Pferd dafür genug und wollte durchaus noch zwei Kühe dafür haben. Ein paar Tage stritten sie so hin und her. Dann zog Inge eines Morgens aus, Kuh und Kalb aus Tinnum zu holen, und als Lorens abends aus Rantum kam, wohin sie ihn für den Tag geschickt hatte, und (142) die neuen Hausbewohner beschauen wollte, fand er wahr und wahrhaftig außer der bunten mit ihrem Kalbe noch zwei braune vor, die ihn aus sanften Augen erstaunt anglotzten. In der ersten Verblüffung wußte Lorens nicht gleich, was er dazu sagen sollte, und als er dann den Mund auftun wollte, fuhr Inge ihm schon darüber:

„Im Hause ist die Frau Kapitän!“

„Und ich - ich -“ er schlug sich an die Brust, daß es dröhnte. „Bist man Junge“, gab sie gleichmütig zurück; „wenn du ausgelernt hast, kannst du allenfalls Bestmann werden, mehr nicht.“

Damit ging sie aus dem Stall - sie hatte mehr zu tun als gelegte Eier zu bekakeln. Sie wollte ihr Haus so haben, wie Greth Skrabbel einstmals das ihre gehalten hatte. Dazu aber gehörte mehr als Küssen und Maulaufreißen über Dinge, die - nun, die sie doch nach ihrem Kopf haben wollte und an denen auch der größte Grönlandkommandeur nichts ändern würde. Lorens aber war wie vor den Kopf geschlagen. War das wirklich Inge? Seine eigene Inge, die ihm in der Hochzeitsnacht so weich und warm im Arm gelegen und so ernsthaft gesagt hatte:

„Ich habe dich lieb, Lorens, mußt auch nie eine andere so lieb haben wie mich!“

War das noch dieselbe Inge? Er versuchte, ihr abends im sichern Wandbett, als sie ihm nicht mehr entwischen konnte, noch einmal seinen Standpunkt klar zu machen, daß er der Kommandeur wäre und nicht sie. Aber da gähnte sie nur ausdrucksvoll und zog sich das Bett über die Ohren:

„Uuuh - bin ich müde! Gute Nacht auch -“

Und ehe er ein weiteres Wort finden konnte, hörte er an ihren ruhigen, tiefen Atemzügen, daß sie wahrhaftig eingeschlafen war - ihm vorm Munde weg sozusagen. Als er aber nach ihr tastete, um zu fühlen, ob sie ihm auch nicht Spijökenkram vormachte, da fühlte er, daß sie durchaus nicht weich und warm war wie sonst, sondern kühl wie ein glatter Aal. Ganz verbiestert zog er seine Hand zurück und tat das einzige, das ihm zu tun übrig blieb: schlief auch ein.

Einmal - zweimal - wenn Lorens die Kühe im Stall sah, wollte er noch etwas darüber sagen, aber Inge war dann nicht (143) gerade zur Hand oder hatte andere Dinge im Kopf. So kam er drum herum. Da fing er an, sich über sich selbst zu wundern. Das Haus war verwandelt - Inge ebenfalls - er selbst aber nicht minder. Wie? War er nicht ein altbefahrener Grönlandkommandeur? Hatte er nicht ein halbes Hundert Mannsleute unterm Daumen, die auf jeden Blick von ihm nur so sprangen? Und nun? Hm - ja, es hatte wohl nicht viel Zweck, darüber nachzudenken, denn zu ändern war wohl nichts daran. Er kaufte sich ein glattes Pferd, das ihm eine Jude vom Festland vermittelte, braun mit schwarzer Mähne und Schweif. Das fütterte und striegelte er selbst. Dann fuhr er nach Keitum. Dort in der Hauptstadt war immer etwas zu reden und zu handeln. Erk Andresen war da viel um den Weg, seit Inge aus dem

Haus gegangen und statt dessen Ose als Heiks Frau bei ihm eingezogen war; die lachte ihm zu viel und redete ihm zu viel. So machte er sich auf und ging zu Andrees, der in Keitum ein kleines Haus und ein paar kümmerliche Stückchen Eigentumsland besaß. Aber davon allein lebte er ja auch nicht. Er hatte in den letzten Jahren gut verdient wie die andern Grönlandfahrer auch, und Anna, seine Frau, hatte wohl die verschwenderische Ader ihres Vaters geerbt. Fast jede Woche backte sie Brot, und der Tabakskasten war immer gefüllt; das mochten die Männer gern leiden und saßen viel bei ihr herum.

Nach dem Jölfest wurde Inge Lorensen Hahn wieder gemütlicher. Nun hätte sie das Schiff wohl klar, meinte sie, nun könnte die Reise wohl losgehen. Und sie ging los - so glatt wie der Weg nach Bremen. Ein paarmal bekam Lorens wohl noch einen Stoß vor den Kopf, weil er nicht hingehört hatte, wenn die klappernden Töpfe ihn warschauen wollten: Wahr dich vorm Giek, das Großseil kommt über! Einmal sogar bekam er noch eine ganz schwere See über, als er nicht auf Wetterwolken und Sturmwarnung geachtet hatte. Aber so nach und nach lernte er doch ganz gut Kurs halten, und als es zum Frühjahr ans Abschiednehmen ging, wurde ihm sein Herz so butterweich, daß es erst unterm 63. Grad so hart zufror, wie es sich für einen großen Grönlandkommandeur schickt.

Genau an der gleichen Stelle taute es bei der Heimreise wieder auf. Da fing Lorens an, sich auf seine Inge zu freuen. Er malte (144) sich aus, wie mächtig gemütlich sie es nun miteinander haben wollten. Aber dann ging es ihm wie jenem, der von Schollen träumte und Plattfische fand: als er heimkam, fand er das ganze Haus voll Kindergeschrei. Seine Inge hatte ihm einen kleinen Peter gefischt, und da sie noch nicht wieder recht zu Schick war, hatte sie ihre Schwägerin Anna zur Hilfe im Hause. Anna aber, die ihre Heringe gern bei andermanss Feuer briet, hatte ihre drei Kinder mitgebracht; die liefen nun Lorens überall vor die Füße. Dazu kam, daß Lorens gerade Anna gern ausgewichen wäre. Er hatte draußen gehört, daß Andrees mit seinem Schiff Unglück gehabt hatte; er sollte es im Eise verloren haben. In Hamburg ging gar das Gerücht um, daß Andrees selbst dabei umgekommen wäre. Von des Andrees Schiffsvolk war aber noch nicht einer in Hamburg aufgetaucht, solange Lorens da noch verweilen mußte. So wollte er mit Anna nicht darüber reden, ehe das Gerücht nicht für sicher bestätigt war. Es konnte doch immer noch sein, daß Andrees heimkäme. Dann war es besser, daß Anna nicht erst den Schrecken davon haben mußte.

Mit Inge konnte er nicht darüber reden. Die lag noch in hohem Fieber, obgleich der Junge schon zehn Tage alt war, und kannte Lorens nicht einmal. Da freute ihn das Heimkommen nicht.

Er schüttete die blanken Talerstücke in die Kiste und warf den silbernen Becher hinterdrein. Ein paar Tage später holte er ihn freilich wieder hervor. Da sah Inge schon klar aus den Augen und fing an, nach allem zu fragen. Von da an wurde es besser mit ihr, aber ehe Lorens noch mit ihr über Andrees sprechen konnte, kam die zweite Sylter Schmach von Hamburg, und danach gab es keine Möglichkeit mehr, das Unglück zu verbergen.

Jacobus Cruppius, der unter Andrees Erken als Schiffsbardier gefahren war, kam heim und brachte die Nachricht mit, daß Andrees sich noch mit dem ganzen Schiffsvolk auf ein Eisfeld hatte retten können, aber in der dritten Nacht darauf am Frost gestorben war, denn er war bis zur Leibesmitte in ein Wasserloch gefallen und die Kleider ihm davon am Körper festgefroren. Branntwein hatten sie nicht mehr gehabt, auch kein Holz, um ein Feuer anzuzünden. Freilich waren sie nördlich von Spitzbergen gewesen, wo das Eis so alt und so hart ist, (145) daß es wie Holz brennt, wie man sagt, aber sie hatten es doch nicht zum Brennen bringen können, und so hatte sich Andrees Erken nicht mehr erwärmen können, sondern war jämmerlich verstorben.

Das gab ein Geschrei im Haus, als die Kunde kam! Lorens hatte all die Zeit her nur an Anna gedacht und darüber fast vergessen, daß Andrees nicht nur Annas Mann, sondern auch Inges Bruder war. Nun weinte sie fast ärger noch als die Witwe. Es war aber so, daß Anna es nicht glauben wollte, daß Andrees wirklich tot wäre, weil sich nirgend in der Verwandtschaft um die Zeit ein Wiedergänger gezeigt hatte. Wer auf See bleibt, der zeigt sich in der Nacht seines Todes den Verwandten daheim, nicht den allernächsten, sondern denen des dritten oder vierten Grades. Anna fragte überall herum, denn irgendwie waren die Andresens doch mit allen Syltern verwandt, aber nirgend hatte sich Andrees gezeigt. Endlich ging sie auch zu Jappe Gyden, dem Morsumer Hexenmeister, dem sie überdies noch von der eigenen Mutter her verwandt war, aber der schüttelte auch nur den Kopf:

„Andrees ist doch nicht auf See geblieben, sondern auf festem Eis gestorben. Das ist so gut wie an Land. Wie kann er sich da zeigen? Nein, da mach dir nur keine Hoffnung mehr, Anna, dein Mann kommt nicht wieder.“

Da wurde Anna Andrees Erken ganz still, nahm ihre Kinder und ging mit ihnen ins Pfarrhaus zurück. Ihr eigenes Haus verkaufte sie um wenige Silberstücke, die wenigen aber hielt sie mit eisernem Willen fest. Sie setzte des Vaters Haushälterin vor die Tür und fütterte ihn und die Kinder tagaus tagein mit gedörrten Fischen und Grütze. Nur sonntags kam wohl ein Stück Fleisch ans Feuer, und das Brotbacken gab sie ganz auf. Trotzdem wuchsen die Kinder groß und kräftig heran, denn weiter kümmerte sich die Mutter nicht um sie, und wenn sie hungrig waren, liefen sie zu Inge-Most nach Westerland und fraßen sich bei ihr dicksatt. -

Solange Lorens Jens Grethen ein unbegebener Jungmann gewesen war, hatte er so zwischen den Dörfern gelebt. Waren zu viele alte Weiber in sein väterliches Haus gekommen, so hatte (146) er sich nach Tinnum auf den Weg gemacht. Hatte er aber bei Inge die Küche voll schnatternder Mädchen gefunden, war er mit andern Burschen weitergezogen nach Keitum oder auf die hohe Heide, hatte andern Dunkelläufern neckende Streiche gespielt oder auch gelegentlich an einem allgemeinen Unfug teilgenommen. An den andern Mädchen lag ihm nichts, er wußte nichts mit ihnen anzufangen. Er wollte nur allein mit Inge zusammensein, in Ruhe bei ihr sitzen und seine Pfeife rauchen.

So hatte er sich seine Ehe mit ihr gedacht, aber das kam nun alles ganz anders. Tagsüber hatte sie ihr Tun in der Wirtschaft und mit dem kleinen Peter, der nur ein schwächliches Kind war. Nachts durften sie sich kaum rühren, sonst fing der Junge, der auf einem Querbrettchen zu ihren Füßen im gleichen Wandbett lag, sofort an zu quäken und quäkte die ganze Nacht hindurch, daß Inge keine Ruhe mehr finden konnte. Saßen sie abends aber endlich einmal gemütlich beisammen, dann bemerkte sicher eine oder die andere Nachbarin den Feuerschein in der Küche und kam mit Spinnrad oder Strickstrumpf noch zum Aufsitzen. Da gab es nun kein Ausweichen mehr für Lorens. Er hatte es doch nicht nötig, aus dem eigenen Hause fortzugehen; noch weniger aber kam ihn die Lust an, allein in der kalten Stube zu sitzen. So blieb er im Herdwinkel, sog an seiner Pfeife und hörte zu, was die Weiber kakelten, und allmählich erfuhr er dabei mehr von dem Tun und Treiben der Westerländer, als er je von den Rantumern gewußt hatte. Es war ein ganz anderes Leben hier als dort. Trotz der großen Landverluste, die Rantum bei der Flut vom 11. Oktober 1634 erlitten hatte, und obgleich seitdem Jahr um Jahr das Watt an den ungedeichten Rändern fraß, war Rantum doch immer noch ein wohlhabendes Dorf, auf dessen weitgedehnten Gemeindewiesen jeder Hausbesitzer soviel Vieh halten konnte, wie er nur irgend mochte. Daß die Rantumer arm waren und arm blieben, lag nur daran, daß sie sich mehr um den Strand kümmerten als um ihr Land und immer noch mehr Pferde als Rindvieh im Stall hatten. Immerhin – wer in Rantum saß, brauchte keinesfalls zu hungern, noch weniger freilich die Tinnumer und die Bewohner der Ostdörfer; da lag der beste Boden der Insel, fettes fruchtbares Marschland.

Anders stand es um Keitum und Westerland: mager die Geest, (147) das Gemeindeland beschränkt, und dabei wuchs doch von Jahr zu Jahr die Bevölkerungszahl beider Dörfer. Das kam, weil die jungen Seeleute, die gut verdienten und früh einen eigenen Hausstand gründen wollten, in Keitum und Westerland am leichtesten einen Platz für ein neues Haus bekommen konnten. Freilich mußten sie sich zu rühren wissen, von Vieh und Land konnten sie hier nicht leben, sondern waren auf den baren Verdienst angewiesen. So fand sich in diesen beiden Dörfern schnell eine buntgemischte bewegliche Bevölkerung zusammen. Lorens sah mit Staunen all das Neue, das hier aufschöß, aber er fand nicht immer, daß es gut war.

Etwa dreihundert Schritte nordwestlich vom Lorens Hahnschen Hause entfernt lag hart am Saume der Dünen eine alte Kate, deren letzte Besitzerin vor einigen Jahren gestorben war. Kurze Zeit stand die Kate leer, dann kaufte die Witwe Margaretha Clausen sie. Diese Margaretha stammte aus Medelbye im Amte Tondern, und war durch ihren verstorbenen Mann nach Sylt gekommen. Er hatte ihr eine ganze Reihe unmündiger Kinder und einen netten kleinen Hof in Tinnum hinterlassen. Mit Fleiß und Sparsamkeit hätte sie sich und ihre Kinder wohl durchbringen können, aber das lag ihr nicht. Lieber tauschte sie ihr Besitztum gegen die armselige Kate hinter den Westerländer Dünen, und richtete dort einen Krug ein. Erst lachten die Westerländer über sie, denn noch niemals war in Westerland eine Wirtschaft gewesen, und ehe man nach den Dünen ging, konnte man ebensogut nach Keitum laufen, um dort seinen Pott Bier zu trinken. Aber bald zeigte sich, daß Margaretha Clausen klüger gewesen war als

alle ändern. Der Winter brachte Stürme und die Stürme lockten Strandläufer an die See. Wer aber in kalter Nacht stundenlang in Sturm und Regen umhergelaufen war, der trank gern im Morgengrauen ein kleines Glas Brantwein zur Erwärmung oder einen großen Topf Bier um der Gemütlichkeit willen. Und die Witwe Clausen war nicht kleinlich: hatte einer der Gäste kein Geld, so nahm sie auch, was er etwa am Strande gefunden hatte, nahm auch Wolle in Zahlung, ein gutes Stück Speck, einen Sack Korn oder Mehl. Die Krugwirtin konnte alles brauchen.

Nur einmal verrechnete sich Margaretha Clausen. Das war, als (148) sie Tam Bleiken aus Keitum heiratete. Tam Bleiken war der Keitumer Hansnarr, einer, der nur halbgebacken aus dem Ofen gekommen war. Der Teufel hatte die Hefe gestohlen, so war der Teig nicht aufgegangen und Tam Bleiken war kurz und vierkantig geblieben mit dickem Kopf und langen Armen. Sein Verstand aber hatte nicht die nötige Beimischung von Grütze bekommen - was er auf dem Petrithing hörte, begriff er erst zum Erntefest. Sein Vater nahm ihn als Jungen mit aufs Wasser, aber wenn er: Ree! schrie, antwortete der Bengel: hee? und ehe er den Baum umgelegt hätte, hätten sie schon zehnmal versaufen können. So blieb Tam Bleiken denn an Land und wurde in der Familie durchgefüttert. Jeder ließ dafür auch seine Laune an ihm aus. Kaum ein Dreijähriger war im Dorf, der nicht schon seine Ehre darein gesetzt hätte, Tam Bleiken zu foppen. Wo er sich nur blicken ließ, folgte ihm ein Schwarm halbwüchsiger Burschen.

Margaretha Clausen sah es und fing an zu rechnen; dann trug sie ihm die Ehe an. Tam Bleiken ging gern darauf ein, denn Keitum war ihm verhaßt, und daß eine Frau ihn begehrte, das machte den armen Toren über alle Maßen glücklich. Im ersten Jahr schien es auch, als hätte die Wirtin recht gerechnet; der Krug hatte entschieden an Anziehungskraft gewonnen. Die Stiefkinder hatten ihren Spaß daran, Tam Bleiken zu foppen, bis er stotternd vor Wut sie zu greifen suchte. Dann entwischten sie ihm unter den Händen, sprangen über Tische und Bänke, während er schwerfällig wie ein Bär hinter den wilden Hummeln dreintappte.

„Ekke Nekkepenn sucht die Unterirdischen im Heidekraut“, rief ein witziger Gast, und die andern lachten lärmend und nahmen es nicht übel, wenn Frau Margaretha ihnen die zerbrochenen Krüge und Töpfe auf die Zeche aufrechnete - hatten sie doch alle ihren Spaß daran!

Im zweiten Jahre aber, dem gleichen, in dem Lorens und Inge heirateten und ihr neues Haus bezogen, ging es nicht mehr so harmlos zu. Durch das unaufhörliche Foppen und Necken war der blöde Tam so gereizt worden, daß er allmählich gefährlich wurde. Ein paar lustige Jungmänner hatten ihm Jauche statt Bier vorgesetzt und sie dem sich Sträubenden zwangsweise die (149) Kehle hinabgegossen. Tam Bleiken hatte den eklen Trank sofort wieder ausgebrochen, war dann aber still aus der Wirtsstube hinausgegangen und gleich darauf mit einem Dreschflegel zurückgekommen, mit dem er wütend auf die wehr- und waffenlosen Gäste dreingeschlagen hatte. Mit Mühe nur war er endlich überwältigt worden, denn wenn er auch tolpatschig wie ein Bär war, so war er im Zorn doch auch stark wie ein solcher. Von nun an zeigte sich immer mehr, daß es nicht ungefährlich war, Tam Bleiken zu reizen. Einmal er tappte seine Frau ihn sogar dabei, wie er versuchte, das Strohdach in Brand zu stecken. Das wurde den Gästen unheimlich - wer mag denn wie die Maus in der Falle unterm brennenden Strohdach ersticken? So blieb einer nach dem andern fort. Doch je weniger Gäste in die Wirtschaft kamen, desto mehr Streit und Prügel gab es zwischen den Hausgenossen. Meist aber behielt Tam Bleiken dabei die Oberhand, weil er der Stärkste war, und jagte sie alle hinaus. Dann flüchtete Frau Margaretha zu Inge, die jeden, der in ihr Haus kam, mit Freundlichkeit aufnahm, mochte er ihr sonst auch noch so zuwider sein.

Auf diese Art bekam Lorens Jens Grethen in seinen ersten Ehejahren mehr von Frau Margaretha Tamen zu sehen, als ihm justement lieb war, denn sie war keineswegs holdselig anzuschauen und hatte eine Art, beim Lachen das Maul aufzureißen, daß Lorens immer den langen Stockzahn bewundern mußte, der ihr als einziger noch im Unterkiefer saß. Aber was sie redete, das war durchaus nicht dumm, und sie hatte eine Art, die Dinge darzustellen, daß selbst Lorens ein angenehmes Gruseln über den Rücken lief, besonders wenn sie von ihrem Pastor Fabricius aus Medelbye erzählte, der wohl Diebe in ihrem Diebeswerk bannen konnte, daß sie wie festgewurzelt stehen bleiben mußten und so erwischt werden konnten.

„Einmal schlug er mitten unter der Predigt auf das Kanzelbrett und rief laut: Halt! und als hernach die Leute aus der Kirche kamen, stand da einer mit einem Sack voll Gras mitten zwischen den Gräbern - oha, ich wünschte, wir hätten hier auch so einen ordentlichen Pastor, der mir Tam Bleiken wieder nach Keitum zurückbannen könnte!“



Inge schüttelte sich. (150)

„Wie magst du so etwas sagen! Um das zu können, muß einer sich dem Teufel verschreiben.“ „Ist man halb so schlimm“, antwortete Margaretha gemütsruhig und kraute sich mit der Stricknadel im Haar, das immer dick voll Läuse saß. „Uns' Pastor durfte sich beileibe nur am Sonnabend den Bart kratzen und durfte nur ein Strumpfband tragen, nicht zwei. Dann aber konnte ihm der Alte auch nichts anhaben. Sonst freilich – Ihr könnt Euch denken, wie gern er den Pastor gekriegt hätte, und er hat auch nichts unversucht gelassen. Einmal hat er sich sogar in einen Floh verwandelt und hat die Haushälterin, die dem Pastor ein Paar Strümpfe stricken wollte - denn eine Frau hatte er nicht - so wirr gemacht, daß sie sich beim Aufschlagen wie dumm verzählt hat. Davon war der Strumpf dann so weit geworden, daß er nachher nur so schlotterte. Aber uns' Pastor war klug. Ein zweites Strumpfband - oha, oha, nein! Ja, der verstand eben mehr als nur Vaterunser beten!“

Wenn Margaretha Tamen über Abend so erzählt hatte, dann kroch Inge nachts von selbst schon Lorens in den Arm, und er konnte sie küssen und lieben wie er wollte. -

Das Jahr, in dem der kleine Peter Lorensen Hahn das Laufen lernte, war für den Walfischfang ein Goldjahr. Im Durchschnitt brachte jeder Hamburger Grönlandfahrer zehn Fische mit heim. Lorens der Hahn aber, der nun Jahr für Jahr sorgfältig die besten Fangstellen auf seinen Karten eingetragen und über Winde und Meeresströmungen eingehende Bemerkungen dazu gemacht hatte - Lorens fuhr schon Mitte August mit vierzehn großen Fischen im Bauch von „Salomons Gericht“ durch den Trichter wieder südwärts. Es war ein bitterkalter Winter gewesen, ein spätes Frühjahr, da sie ausfuhren, und dann war ein über die Maßen heißer Sommer gefolgt, von dem sie freilich im Norden nicht viel gespürt hatten. Doch nun, da sie in die Nordsee kamen, war ihnen fast, als segelten sie in den südlicheren Meeren. So sanft, so milde, so über die Maßen holdselig war dieser Spätsommer, so linde die grüne See, so warm der weiche Ostwind, der ihnen tausend Grüße von frischgeschnittenem Grase und reifem Korn, von duftendem Obst und dem sommerlichen Geruch der in Sonnenglut dampfenden Erde brachte. Den (151) Männern wurde wunderbar zu Sinn. Wer ein Liebchen hatte, der dachte sein und fing in aller Eile an, noch irgend etwas zu basteln oder zu flechten, um ihr einen Beweis mitzubringen, daß er zwischen Eis und Schnee, zwischen Walfischtran und -speck stets ihrer treu gedacht hätte. Wer kein Liebchen daheim hatte, der träumte von allen Mädchen, die er je gesehen und sehnte sich danach, sie allesamt ans Herz zu drücken. Die aber Weib und Kind schon ihr eigen nannten, lachten fröhlich in der Erwartung des Wiedersehens, wenn auch in Wirklichkeit das Weib eine böse Sieben und die Kinder unartige Rangen waren. Doch der Wind kehrte sich nicht an die Sehnsüchte der Männer. Immer sanfter fächelte der liebliche Ost; langsam ging er nach Norden herum. Dann aber legte er sich hin wie ein Kind, das in sommerlichem Spiel sich selbst vergißt, und schlief ein. „Salomons Gericht“ wurde von der Flut noch bis zur mittleren Höhe von Sylt getragen, dann lag es auch still, und die Segel schlappten gegen die Masten.

„Fall - fall - over all!“ sang Lorens plötzlich.

Das Schiffsvolk sah ihn an und lachte.

„Soll wohl sein, Kommandeur, dann schießen wir Sylt und pökeln es ein.“

Aber Lorens hatte es nicht als faulen Witz gemeint.

„Zwei Schaluppen streichen! Ich gehe an Land, Hanne Mul kommt mit und zwölf Mann. Lost untereinander, aber ihr anderen laßt den Syltern die Vorhand.“

Das gab einen Spektakel! Hanne Mul, der Kajütswächter, der seit drei Tagen schon ununterbrochen vor Heimweh nach seinem Großmutting geheult hatte, fing wieder an, mit blanken Augen zu lachen, wie er sonst auf der ganzen Reise gelacht hatte. Die Männer aber schlugen sich fast um die Plätze an den Riemen, bis Daniel Puttfarken, an den das Kommando in des Kapitäns Abwesenheit fiel, einen tüchtigen Dämpfer aufsetzte. Endlich waren die beiden Schaluppen klar und nahmen flott Kurs auf den nahen Strand zu. Hanne Mul, ein Hamburger Junge, der von der Welt nichts weiter kannte als die Elbufer und Spitzbergen, machte große Augen, als die hellen Dünen so hinter dem Wasser aufstanden. Fast ein wenig beklommen war ihm zumute, als er dann die wunderlichen Sandberge selbst (152) ersteigen mußte und von der Höhe her das flache Land überschaute, in dem die einzelnen Höfe hier und da verstreut lagen wie Spielzeug, das ein Kind in der Schürze getragen; die Schürze aber hatte ein Loch gehabt, da war hier ein Hof ins Land gefallen und dort wieder einer - so winzig sahen sie aus; noch kleiner freilich die Kühe und Schafe und einzelne Menschen auf den Weiden.

Die Männer schauten alle über das Land hin; es waren lauter Sylter, die mitgekommen waren, bis auf Hanne Mul. Da fingen sie an, ihm das Land zu weisen:

„Sieh, Junge, hier wohne ich - und dort drüben ich - siehst du den Kirchturm im Osten? Daneben liegt Keitum, da bin ich zu Hause. Fein ist es da, Hanne Mul, da kommt Hamburg nicht gegenan -“

So ging das, bis Lorens ein Ende machte.

„Morgen abend bei Hochwasser gehen wir wieder an Bord, auch wenn kein Wind ist.“

„Wohl, wohl, Kommandeur, fahrwohl.“

Damit trennten sie sich und zerstreuten sich schnell in der weiten Ebene. Hanne Mul aber folgte seinem Kommandeur erst ein Stück nach Osten zu und dann den Süderweg hinunter, bis sie an ein Haus kamen, das lag breit auf der Erde, hatte ein hohes und starkes Rohrdach und lachte aus vielen blanken Fensterchen. Als sie aber eintraten und Lorens ein lautes „Hallo!“ in den dunklen Gang hineinrief, blieb alles still. Verblüfft sahen sich Kommandeur und Junge an. Wie konnte die Frau nicht daheim sein, wenn der Mann ankam? Das verstanden sie beide nicht.

„Je - da müssen wir wohl warten“, sagte Lorens endlich und kroch doch durch alle Stuben, durch die Küche und in den Stall, um zu sehen, ob wirklich niemand da wäre. Als sie aber aus dem dunklen Stall wieder in die helle Abendsonne hinaustraten, kam von der andern Seite eine Frau, die war groß und stattlich, trug einen weißen Schafpelz mitten im Sommer, darüber einen schwarzen vielgefalteten Rock, auf dem Kopf aber ein Ding wie einen Kochtopf mit silbernen Eiern am oberen Rand, dergleichen alles Hanne Mul noch nie im Leben gesehen hatte. Augen und Mund riß er auf und lehnte sich erschüttert an die (153) Hauswand. Die Frau trug ein Kind auf dem linken Arm, und in der rechten Hand hielt sie ein Tau. Daran führte sie eine braunbunte Kuh, deren Hörner durch künstliche Schlingen mit denen von zwei andern Kühen verbunden waren. Die Leitkuh aber hielt mit dumpfem „Muuh“ geradenwegs Kurs auf Hanne Mul, der mit einem Schreckensschrei Reißaus nahm.

Lorens lachte, daß ihm die Tränen in die Augen stiegen. Dann trat er zu seiner Frau.

„Inge!“ sagte er heiß, doch sie hielt ihm nur das Kind hin.

„Ich sah euch auf den Dünen, so kam ich gleich mit den Kühen“, antwortete sie und sah fragend auf Hanne Mul; „was ist, daß du so früh kommst und von Westen?“

„Wir hatten schon volle Fahrt und haben nun keinen Wind. Dies ist Hanne Mul, Frau, brauchst nicht Angst zu haben, daß du den nicht satt kriegst. Ich habe mehr Hunger und anderen Hunger, Inge -“ das schreiende Kind gab er ihr zurück.

Eine helle Flamme schlug über ihr Gesicht.

„Wo kommst du nur her?“ wiederholte sie verwirrt.

„Von ‚Salomons Gericht‘; es liegt draußen vorm Weststrand. Morgen abend kommst du auch an Bord, dann nehme ich dich mit auf Hamburg.“

„Wie soll das wohl angehen?“ antwortete sie halb verlegen und beruhigte das zappelnde Kind.

„Sei still, nun sollt ihr alle zu essen bekommen.“

„Auch satt werden, Inge?“ lachte ihr Mann, und wieder stieg die lichte Glut ihr in die helle Stirn.

Die Grütze hatte auf glimmendem Tuul gestanden, war dick und steif. Dazu gab es Milch noch warm von der Kuh und Sirup, soviel Hanne Mul nur schlecken mochte, und da ihm sein Kommandeur ermutigend zunickte, war er auch nicht schüchtern im Zulangen. Ja, als Lorens seinen Löffelstiel in geballter Faust auf den Tisch stieß und sagte:

„Mich hungert immer noch, Frau -“ nickte Hanne Mul ihm seinerseits ermutigend zu und meinte gönnerhaft: „Ein gut Stück Schinkenspeck wäre nicht übel dazu, he Kommandeur?“

Da lachte auch Inge, öffnete eine Schranktür und stieg in dem engen Raum eine schmale Leiter hinauf. Staunend sah Hanne (154) zu, wie die rotbestrumpften Beine in dem dunklen Loch oben verschwanden. Als die Frau aber wieder herunterkam, reichte sie Lorens von oben her einen Schinken zu, an dem wohl acht Mann auf einmal satt werden konnten. Und der Kommandeur zog sein Messer, wetzte es am Herdstein und schnitt in die schwarzgeräucherte Schwarte hinein, daß Hanne Mul das Wasser im Munde zusammenlief. Er sättigte sich denn auch ohne Scheu, und als er so weit war, daß er nur noch schnaufen konnte, legte er die Hand überm Bauch zusammen und sagte aus Herzensgrunde:

„Gott sei Dank für diesen Tag; morgen mehr! Nun seid Ihr auch satt geworden, Kommandeur.“ Aber Lorens wiegte bedenklich das Haupt.

„Immer erst halb, Hanne Mul. Kriech ins Bett und schlafe, kann sein, daß mir die Frau dann noch heimlich was Besseres gibt.“

„Jee, Kommandeur, könnt Ihr aber fressen!“ rief der Junge bewundernd und wußte nicht, weshalb ihm die große Frau mit so wunderlichem Lachen über den borstigen Schädel strich.

„Ja, das sag du man!“ meinte sie ehrbar. „Komm, nun will ich dir dein Bett weisen.“

Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn in eine Kammer. Dort öffnete sich eine Tür in der Wand, und ein breites Bett wurde sichtbar. Mit einem langen Stock plusterte sie das Stroh auf und warf eine Decke darüber.

„Zieh deine Stiefel aus“, gebot sie und reichte ihm noch ein warmes Schaffell als Zudeck. Dann klappte sie die Türen hinter ihm zu, und ehe Hanne Mul sich noch recht ausgestreckt hatte, schlief er schon wie ein Eisbär im Winterschlaf.

Am andern Morgen ging das gute Leben weiter. Der Kommandeur mußte über Nacht wirklich satt geworden sein, denn er hatte so blanke Augen, wie Hanne Mul sonst nur vorm Fisch an ihm zu sehen gewohnt war, und lachte in einem fort. Aber Messer und Löffel legte er bald zur Seite, und dann sagte er:

„So, Inge, nun takel dich auf und mach das Haus klar. Heute abend kommst du mit an Bord.“

„Wie soll das wohl angehen?“ antwortete Inge unwillig.

„Ganz einfach: Du kommst mit an den Strand, wo die (155) Schaluppen liegen, und wir riefen dich hinüber. Einen Mann mehr können wir schon noch bergen, he Hanne Mul?“

„Peter auch?“ fragte der Junge eifrig zurück. Er hatte seinen Spaß daran, wie der Kleine den Schnabel aufsperrte, wenn er ihm mit einem Löffel voll Sirup in Sicht kam.

„Nein“, entschied der Vater. „An Bord ginge es wohl, aber wo sollen wir in Hamburg mit dem Pummel bleiben? Und wenn wir hernach zur Heimreise schlecht Wetter haben? Tet Muchels kann ihn nehmen, die kann auch nach dem Vieh sehen.“

Inge wollte nicht. Sie fing an zu weinen - so arg, daß Hanne Mul vor Mitgefühl auch losheulte, und Klein Peter stimmte mit ein, daß es den schönsten dreistimmigen Gesang gab. Aber Lorens blieb hart.

„Du kommst mit auf Hamburg, ich will es nun einmal. Sollst sehen, wie fein es da ist. Kannst bei Hanne Muls Großmutting wohnen und sollst große Damen in Kringelien sehen - oder wie sie die Dinger heißen.“

Als Inge merkte, daß er sie nötigenfalls mit Gewalt an Bord holen wollte, wurde sie kleintütig und fing an, das Haus zu richten. Tet Muchels kam, die Nachbarin, und es gab ein Geschnatter zwischen den beiden Frauen und ein Tun und Schaffen, daß Kommandeur und Junge sich ganz verschüchtert an den Wänden lang drückten. Bis Mittag war alles soweit klar. Aber dann fing Inge erst an, sich von Kopf zu Füßen neu zu kleiden in ihren allerbesten Kirchenstaat. Da kam erst wieder der Schafpelz, weiß wie frischgefallener Schnee, vielgefaltet und steif; darüber nun ein kurzes buntes Wams mit gefaltetem Rock daran; ein weiter Mantel mit baumelnden Lämmerschwänzchen ringsum und eine hohe Hüf auf den Kopf, unter der Inges losgebundene Locken flogen. Hanne Mul riß Mund und Augen auf; was war das für ein Angehen!

„Hee -? Das läßt, als wenn ein Dreimastschiff von Stapel laufen soll“; darin waren Kommandeur und Junge einig.

Als sie abends mit ihr an Bord kamen, staunten die unter dem Schiffsvolk, die noch nie auf Sylt gewesen waren, nicht minder als Hanne Mul über die große Frau in dem stattlichen Aufputz. Sie wußten nicht, weshalb sie weinte, und sahen sie scheu an. Aber am andern Morgen bekamen sie ein wenig Wind in die (156) Segel, das brachte sie bis zum Abend nach Helgoland. Da kam einer an Bord, Siems mit Namen, der war vor Jahren einmal bei Erk Andresen gewesen und erkannte Inge. Das gab einen Spaß! Inge hörte auf zu weinen, mit eins erschien ihr die weite Welt nicht mehr so groß und so fremd, und als Siems gar anfang, sich im Sylter Friesisch zu versuchen, mußte sie lachen. Unterm Land lagen sie wieder einen Tag ohne Wind. Es war, als wäre Ekke Nekkepenn aufs Altenteil gesetzt, als wäre Ran gestorben und ihre lustigen Töchter in fremde Meere ausgewandert - so still lag die See, kaum daß sie atmete, und der Himmel war grau verhangen wie eine feste Wand, durch die kein Wind durchdringen kann. Da ließ Lorens wieder eine Schaluppe streichen und sich mit Inge hinüberriemen. Er zwang sie, mit ihm den hohen Felsen zu besteigen, aber als sie oben waren, schloß sie die Augen in Angst vor der luftigen Höhe und war durch kein Zureden zu bewegen, sie wieder aufzutun. Plötzlich stieß er einen Schrei aus: „Ich falle!“

Im Schrecken riß sie die Augen auf. Da stand er heil und aufrecht vor ihr und lachte sie aus. Sie aber sah ihn frei vor einem weiten grauen Himmel stehen – hoch – hoch über dem schillernden Meer, und sie reckte die Hand gegen ihn:

„Weda -“

„Wodan?“ wiederholte er verstutzt; „was meinst du, Inge?“

Aber das wußte sie selbst auch nicht. -

Ihre Fahrt die Elbe hinauf dehnte sich lang und langweilig. Wäre nicht die Frau an Bord gewesen, wäre das Schiffsvolk wohl ungeduldig geworden. So sahen die Männer alle auf sie, wo sie sich nur blicken ließ, und wenn sie mit ihrem Strickzeug an Deck saß - denn sie verstand es nicht, müßig zu gehen und die Hände in den Schoß zu legen -, dann strich bald der eine, bald der andere an ihr vorüber und fand, daß der Tag nicht inhaltslos gewesen war, wenn er ihr nur eine Handreichung tun oder eine Frage beantworten konnte. Inge aber war wie ein Kind. Jede Windmühle und jeder Kirchturm, der über den Deich kuckte, wurden ihr zum Erlebnis, und fast schien es, als hätte sie daheim noch nie eine Möwe gesehen, so nipp schaute sie jedem vorüberstreichenden Vogel nach. Schlimm war nur, daß sie nichts tun durfte, nicht kochen, nicht Geschirr waschen, (157) nicht die Kajüte fegen; dafür waren Koch und Küchenjunge und Hanne Mul da, aber sie sah wohl, daß das alles nur halber Kram wurde. Das Schlimmste aber war, daß sie mit Lorens und den Offizieren am weißgedeckten Tisch essen mußte, und daß er sie zwang, die Gabel statt die Finger zu benutzen.

„Ihr haltet es mit mir, Frau: Fünffinger ist die beste Schiffsgabel“, meinte der alte Puttfarken gutmütig, aber Lorens der Hahn stieg nicht vom hohen Mist herunter.

„Wenn wir bei David Worms zum Essen geladen werden, geht es nicht an, daß du die Finger in den Mund steckst, Inge; quäl’ dich man tüchtig, du wirst es schon lernen.“

Vor Hamburg hatte Inge sich gefürchtet, aber Hamburg nahm sie freundlich auf. Sie wohnte bei Hanne Mul sein Großmutter, die einen Grünkramkeller hatte. Die war knapp größer als Hanne selbst und schlug nicht schlecht die Hände überm Kopf zusammen, als der Junge ankam mit einem Weibsbild im Schlepptau, so hoch und so groß und mit einer steinernen Krone auf dem Kopf wie der Wachturm hinterm Holstentor. Nachdem sie Inge aber von allen Seiten betrachtet und befühlt hatte und endlich herausgebracht hatte, daß in all dem Staat von Pelz und Tuchwerk wahrhaftigen Gott ein leibhaftiges Frauenzimmer steckte und ein junges, weiches und warmes noch dazu, da zog sie Inges helles Gesicht zu ihrem alten verrunzelten und verräucherten herunter und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Wunderlich war, wie freudig das alte Hamburg Lorens Petersens junge Frau aufnahm. Kaum kroch sie nur aus ihrem Grünkramkeller hervor, so sammelte sich gleich ein Schwarm Menschen um sie, die in einer Sprache, von der Inge kein Wort verstehen konnte, sich untereinander allerhand zuriefen, indem sie dabei mit den Fingern auf Inges lange rote Strümpfe, den weißen Pelz und die hohe Hüf deuteten. Im Frühjahr hatte Lorens für Inge eine Hüf bestellt, doppelt so hoch wie die alte und mit doppelt so schweren silbernen Eiern; die war inzwischen fertig geworden aus tiefschwarzem spiegelnden Samt und feuerrotem Tuch. Vierundzwanzig harte Taler mußte Lorens dem Mann dafür auf den Tisch zählen, aber er tat es lachend und zog stolz mit seiner Inge über den Jungfernstieg. Ein langer Schweif von Menschen zog hinterdrein, aber das kümmerte Lorens nicht (158) viel, und Inge meinte, das gehörte wohl zu Hamburg. Es stießen aber immer mehr Menschen zu dem Schwarm, und darunter waren manche, die plötzlich ein bekanntes Gesicht zeigten:

„Hallo, Inge –! Wie geht es zu Haus?“

Das waren Sylter. Es waren überhaupt viel Inselfriesen jetzt um den Weg auf Hamburg. Sie kamen von Grönland, von Holland und vom Mittelmeer und fanden sich alle in Hamburg zusammen, wo um diese Jahreszeit immer ein paar Schmackschiffe zur Heimreise bereit lagen. Inge aber war die einzige Frau unter all den Männern, und jeder wollte ihr schöntun.

Wie Lorens vorausgesehen hatte, so kam es: sie wurden von Worms und Rüscher zum Essen draußen ins Landhaus geladen. Es war eine große Gesellschaft feiner Damen und Herren versammelt, und die beiden Reeder feierten ihren glückbringenden Kommandeur nach Kräften. Inge stand wie eine Riesin in dem Gewusel der kleinen zierlichen Dämchen, deren Gestalten in lauter Seide und Spitzen verschwanden; nicht eine reichte ihr höher als bis zum Ohr. Wie die Unterirdischen sind sie, dachte Inge und sah mit freundlichen Augen neugierig auf sie hinunter, die hinter ihren Fächern kicherten und tuschelten. Auch der alte David Worms ließ sich in seinem Lehnstuhl in den Saal tragen, um die Sylterin zu sehen, aber Marias kleiner

Bruder Jan, der diesmal Lorens einen hohen, innen vergoldeten Pokal voller Silberlinge überreicht hatte, schrie laut auf, als Inge ihn auf den Arm nehmen wollte.

Zwei gute Wochen lang mußten sie sich in Hamburg aufhalten, damit Inge alle Herrlichkeiten der großen Stadt recht kennenlernen konnte. Aber die große Stadt lernte ihrerseits auch die Sylterin recht kennen, ja, im „Altonaer Mercurio“ erschien sogar eine genaue Beschreibung von ihr als der „Eingeborenen von den Schleswigschen Westseeinseln“. Lorens und Inge ließen eine Schmach abfahren und noch eine. Erst als die Ausreise der dritten angekündigt wurde, entschlossen sie sich zur Heimkehr. Da war aber die Kunde von Inges Erlebnissen ihr vorausgelaufen bis nach Sylt hin, und alle Sylterinnen erwarteten sie mit Spannung. -

Inge war wie im Traum gewesen all die Tage und Wochen hindurch. Wie im Traum machte sie auch die Schmachfahrt an den (159) Inseln vorüber. Es waren allerlei Amrummer und Föhringer an Bord; die wurden in Wyk an Land gesetzt. Danach ging die Fahrt südlich Föhr weiter, aber erst, als Lorens zu Inge kam und sagte:

„Komm herüber an Steuerbord, da haben wir schon Sylt klar von Deck in Sicht -“ war ihr, als ob sie aus langem Traum erwachte. Und als er ihr ihres Vaters Haus wies und dabei sagte:

„Hinter Tinnumburg liegt unser Haus -“ da stürzten ihr die Tränen aus den Augen, und ein Schmerz war in ihr, der sie fast zerriß.

„Was ist, Inge?“ fragte ihr Mann; „magst nicht heim? Wärest du lieber noch in Hamburg geblieben?“

Sie schüttelte heftig den Kopf, doch die Tränen rannen weiter. „Du freust dich doch, daß du auch einmal auf Hamburg gefahren hast?“

Darauf nickte sie, aber nur halb, und dann kam ein Wort, das klang wie erstickt:

„Pidderke - Peter - mein Pummelke -“

Und das Heimweh nach ihrem Kinde packte sie mit solcher Gewalt, daß sie fast über Bord gesprungen wäre, um zu Fuß über Morsum Nösse nach Hause zu laufen.

Am späten Abend machten sie unter Keitum fest, aber trotz der Dunkelheit wollten alle Mann noch an Land. Die meisten hatten Mitleid mit Inge, so kam sie mit Lorens ins erste Boot, das aufs Wasser kam. Unterm Kliff stand eine Mauer von Weibern, die ihre Männer erwarteten. Als sie Inge gewahrten, fielen sie alle schnatternd über sie her. Aber Inge wehrte sie heftig ab; mit beiden Armen kämpfte sie sich durchs Gedränge, und dann lief sie mit langen Schritten davon, so daß Lorens ihr kaum zu folgen vermochte. Dabei schluchzte sie unaufhörlich leise vor sich hin. Als sie nach stundenlanger Wanderung endlich ihr Haus erreicht hatten, war es längst dunkle Nacht, nur eine feine, ganz schmale Mondsichel stand hoch am Himmel, und ein paar blanke Sterne schauten zwischen Nebelstreifen durch. Das Haus war ebenfalls dunkel, aber während draußen die Nacht noch warm und voller Leben war - ziehende Herbstvögel riefen und lockten von allen Seiten - war es drinnen leer und kalt. Auf dem Herde hatte seit Wochen kein Feuer (160) gebrannt, in den Stuben war kein Mensch aus und ein gegangen. „Mein Pummelke - mein Pummelke -“ rief Inge schluchzend. Lorens ging nach dem Stall. Da war es warm und heimelig, und das Vieh rührte sich im Schlaf. In der Milchammer standen die Bütten voll Milch mit dickem Rahm obendrauf - Tet Muchels hatte anderntags wohl buttern wollen. Lorens schöpfte einen Becher voll und brachte ihn Inge:

„Trink, und dann komm schlafen.“

Aber Inge schlug ihm den Becher aus der Hand.

„Peter - mein Pummelke“, wiederholte sie wimmernd. Dann lief sie aus dem Hause in die dunkle Nacht hinaus.

Lorens sah bedenklich hinter ihr drein. Es war nicht hübsch von Inge, daß sie Tet Muchels aus dem Schlaf stören wollte, nur um ihren Jungen zurückzuholen; Muchel Carstensen würde Inge wohl merken lassen, was er davon dachte. Aber Lorens sah ein, daß er sie nicht halten konnte, so machte er sich daran, Feuer auf dem Herd anzuzünden, und als Inge nach geraumer Zeit mit dem Jungen im Arm wiederkam, brannte die helle Flamme schon lustig, und sie konnte ihn in ihrem Schein nach Herzenslust beschauen. Dem Jungen gefiel das weniger; er schrie, daß er blau wurde. Doch das kümmerte Inge kaum; sie herzte und küßte ihn und badete sein Gesicht mit ihren Tränen.

„Inge, du bist rein närrisch!“ -

Am andern Tage war Inge wie abgeschlagen. Danach fing sie ihr Leben wieder an, als wollte sie vergessen, daß sie jemals auf Hamburg gefahren hatte. Aber dazu ließen es die Nachbarinnen nicht kommen; sie fragten und tratschten ohne Ende. Und als Inge am Sonntag mit ihrer

neuen Hamburger Hüf zur Kirche kam, ging der Sturm von neuem auf. Wie die Sitte wollte, legte sie zu diesem ersten Kirchgang nach glücklicher Heimkehr ihres Mannes ein weißes steifes Tuch über die Hüf; die beiden vorderen Zipfel mußten unter dem Kinn geknotet werden; die hinteren Enden lagen breit auf den Schultern. Das ließ - von rückwärts betrachtet - wie ein kleines Bramsegel, denn die Hamburger Hüf ragte gut sechs Zoll hoch über Inges Kopf auf. So fehlte es nicht an allerlei Stichelreden unter den Kirchgängern, besonders unter den Männern, deren Frauen schon neidisch nach Inges hoher Hüf schielten. (161)

„Donner noch eins, Lorens, das ist doch kein Segel für dies Schiff!“

„Laß Pidder reden, Lorens, der hat doch nur Angst, daß seine Moy auch so eine Hüf haben will. Ist doch ein Dreidecker von Weib, deine Inge!“

Lorens schmunzelte gutmütig.

„Bißchen luwgierig - hm? Sie wird noch eine Eule fangen und über den Achtersteven segeln. Steuer hart Backbord, Inge!“

Aber Inge ließ die Männer spotten und schritt stolz und stattlich bis zur Kirchentür; unter der mußte sie sich freilich demütig neigen. (162)

## 12 Die Sylter

Lustig hatte der Winter begonnen, aber er war noch nicht alt, da störte Tam Bleiken wieder den Frieden der Westerländer. Seit er herausgefunden hatte, daß der Branntwein allen Kummer löscht, wenn man nur genug davon überholt, ging er seiner Frau heimlich über das Fäßchen, aus dem sie den Branntwein selbst auf Krüge zog. Zunächst merkte sie nicht, aus welcher Quelle er schöpfte, und ärgerte sich nur über sein aufgeregtes Wesen; fast täglich gab es Streit und Schlägereien zwischen den Eheleuten. Als aber das Fäßchen leer war, machte er sich an die Krüge. Dabei ertappten ihn seine Stiefkinder, riefen die Mutter herbei, und die fiel wie Ran selbst über ihn her mit Schalten, Keifen, Kratzen und Beißen, bis sie ihm endlich ein paar schallende Ohrfeigen versetzte. Darüber brachen die Kinder, die johlend die beiden umtanzten, in lautes Gelächter aus, und nun überfiel Tam Bleiken wieder einer seiner gefährlichen Wutanfälle. Er packte einen hölzernen Schemel und schlug damit unter die lachenden Kinder. Als aber seine Frau sie schützen wollte, griff er nach dem Messer, das offen auf dem Tisch lag, und stach sie mit voller Gewalt in die Brust.

Gellend schrie sie auf. Ein breiter Strom roten Blutes schoß aus der Wunde, und heulend warfen sich die Kinder über die Mutter. Tam Bleiken aber stürzte – das blutige Messer offen in der Hand - zu Lorens und Inge.

„Ich - ich Margaretha tot“, schrie er. „Mörder - Mörder -“ Lorens und Inge, die friedlich bei der Abendgrütze saßen, sprangen entsetzt auf. Sie versuchten, durch Fragen mehr aus dem verstörten Menschen herauszubringen, aber er schüttelte nur immer wieder den Kopf und stierte schaudernd auf das Messer in seiner Hand.

„Geh in den Krug, Inge, und sieh, was du helfen kannst“, sagte Lorens endlich. „Ich werde Tam zum Landvogt bringen, der muß da eingreifen; so geht es nicht weiter.“

Er machte sich mit dem armen Kerl auf den Weg nach Tinum, (163) zur Landvogtei, und fand Steffen Taken, den Landvogt, ebenfalls bei der Abendgrütze. Aber Steffen Taken war nicht gesonnen, sich stören zu lassen.

„So, du hast deine Frau totgestochen, Tam Bleiken - na, wird wohl nicht so schlimm sein. Hat sie geschrien wie ein Schwein, hee?“

„Wie ein Schwein!“ wiederholte Tam Bleiken schaudernd.

„Wurde sie danach auch still wie ein Schwein, wenn es tot ist?“

Tam Bleiken schüttelte sich.

„Nicht still, nein, nein – hat geschrien wie ein Schwein“, wiederholte er noch einmal.

„Dann wird sie wohl noch leben“, meinte der Landvogt.

„Komm, Lorens, halt mit. Inken holt dir einen Krug Bier und eine Pfeife. Und du, Tam, du gehst nach Keitum. Weißt du Jacobus Cruppius, den Schiffsbarbier?“

„Jacobus -? Jee, ja.“

„Dann gehst du zu ihm und sagst ihm, was du getan hast, zeigst ihm auch das Messer, hörst du? Der wird dir deine Frau schon wieder zusammenflicken.“

Der Mörder zog ab, und Lorens setzte sich mit seiner Pfeife an das Ende der Bank.

„Es geht nicht mehr gut mit Tam Bleiken, Landvogt“, eröffnete er bedächtig die Unterhaltung. „Das sagst du so, aber was soll ich dazu tun?“ Steffen Taken zündete sich auch eine Pfeife an und fuhr dann fort: „Wenn er die Frau wirklich totgestochen hätte, ja dann - aber glaube mir, der alten Hexe schadet ein Stich in die Brust rein gar nichts. Ich werde die Sache vors Petrithing bringen; das ist alles, was ich tun kann, und niemand wird ein Wort dazu sagen. Kümmere du dich um deine Nachbarn, das wird mehr nützen.“

Lorens schwieg, und der Landvogt paffte ebenfalls schweigend eine Weile vor sich hin, ehe er weitersprach:

„Ich kann ja gar nichts tun. Drüben -“ mit einer Kopfbewegung nach Osten - „brüten sie Gesetze aus nach der Schwierigkeit, aber wenn ich sie auf dem Thing verlese, lacht ihr nur. Niemand darf an den Strand gehen, denn das Strandgut ist des Herzogs Eigentum - aber ihr lauft allemann an den Strand und nehmt das Strandgut als Bergelohn vorweg. Jedermann soll (164) die Waffen abliefern, damit ihr des Herzogs Hasen nicht schießt - aber wenn ich in die Häuser komme, sind nirgend Waffen zu finden, und doch wird es in der Hochzeitswoche wieder in allen Dörfern knallen.“

„Jee, Landvogt“, antwortete Lorens; „es heißt auch: jedermann soll seinem Hunde die rechte Vorderpfote abschlagen, damit er am Hause bleibt und nicht des Herzogs Wild in den Dünen scheucht. Aber mich dünkt, ich sah Euern Köter auch noch auf allen vieren laufen.“

„Soll ich der einzig Dumme sein?“ gab Steffen Taken ärgerlich zurück. „Ich will dir eins sagen, Lorens: ich halte die Pest für weniger schlimm als solche Gesetze, die nicht befolgt werden und nicht befolgt werden können; dazu gehören die meisten Gesetze, die von drüben kommen. Aber ganz ohne Gesetze kann ein Volk auch nicht leben; wenn es sich nicht selbst in Zaum und Zügel hält, verkommt es.“

Wieder fand Lorens es klüger, sich in Schweigen zu hüllen wie in Pfeifenrauch. Er verstand nicht recht, worauf der Alte hinauswollte, aber er fing nach einer Weile von selbst wieder an.

„Lange tue ich nicht mehr mit, dann wird Peter wohl Landvogt werden; du kennst ihn?“

Lorens nickte nur. Wohl kannte er des Landvogts Jüngsten, der sich heute schon als seines Vaters künftiger Nachfolger Peter Taken II. nannte, aber mit seinem Vater hatte er wenig Ähnlichkeit und noch weniger mit seinem Großvater Peter Taken I., der ein rascher und mutiger Mann gewesen war. Peter Taken II. war ein fauler, weichlicher Mensch wie auch sein älterer Bruder Take Steffen, den der Vater nach Niß Bohns Ermordung in die einträgliche Rantumer Strandvogtei geschoben hatte. Der klagte dauernd über Strandraub und konnte doch nichts gegen die Rantumer ausrichten.

„Wenn Peter erst Landvogt sein wird“, spann der Vater trübselig an seinem Garn weiter, „wird auf Sylt alles drunter und drüber gehen. Ich wünschte, er hätte deinen Kopf und - deine Frau.“

Er seufzte tief auf, und Lorens rückte etwas unbehaglich auf seinem Sitz, denn Tay, Peter Takens Frau, war seit der Geburt des ersten Kindes blöde geblieben und brachte nur noch blöde (165) Kinder zur Welt, und Take Steffens Frau Maren war gar als Hexe verschrien. Nein, Steffen Taken hatte kein Glück mit seinen Söhnen, so viel stand fest; der älteste war völlig verschollen.

„Es muß aber einer auf Sylt sein, der die Hand ans Ruder legt, wenn sie mich erst unterm Rasen verstaubt haben werden“, fuhr der Landvogt fort und sah mit klugen Augen zu seinem Gast hinüber; „du bist der einzige, der das können wird - ich wollte es dir lange schon sagen. Ich kannte deine Großeltern noch. Du hast viel von Greth Skrabbel geerbt und viel von Jens Grethen -“

Lorens hörte kaum mehr hin. Seine Hand schloß sich fest um das Pfeifenrohr. Er war nicht ehrgeizig, das lag nicht in seiner Natur, aber das gute Zutrauen des Alten machte ihm das Herz warm. Erst als das Wort Rantum fiel, merkte er wieder auf.

„- Rantum, ja, da sieht es böse aus. Take ist der Bande durchaus nicht gewachsen, und wenn es wahr ist, was die Leute reden, daß dein Vater überfällig ist und sich Merret Lüt Bleiken als Gonger gezeigt hat -“

Lorens legte die Pfeife auf den Tisch.

„Mein Vater -? Ihr irrt, Steffen, mein Vater ist in diesem Sommer gar nicht mehr gefahren.“

„In diesem Sommer nicht, aber Anfang der Woche noch einmal, sagen die Leute, und gestern nacht hätte er sich Merret Lüt Bleiken gezeigt.“

Das ging Lorens wie ein Stich durchs Herz; er stand auf. „Verzeiht, Landvogt, ich muß hören,

was daran Wahres ist.“

„Nun - nun - die Leute reden viel, und wenn du noch nichts davon gehört hast - Ich meine nur: er ist doch auch ein alter Mann, und wenn er einmal mit Tode abgeht, wird Take nicht mehr durchkommen. Gewiß, dein Vater war nicht, was seine Eltern waren und was du von ihnen geerbt hast. Aber er war ein ordentlicher Mann - Vielleicht ist er es noch - die Leute reden viel -“

Doch Lorens ließ sich nicht mehr halten, sondern verabschiedete sich hastig. Als er mit dem Landvogt aus der Haustür trat, flog eine blaue Helligkeit über den Himmel, der ein deutliches Grummeln folgte. (166)

„Es kommt ein Wetter; bleib und warte es ab“, meinte Steffen Taken, aber Lorens hörte nicht mehr auf ihn. Mit langen Schritten machte er sich auf den Weg, doch das Wetter war schneller als er. Immer geschwinder folgte dem Blitz der Donner. Als Lorens bei Tinnumburg vorüberkam, hingen die schwarzen Wolken dicht über ihm, und Blitz und Donner krachten knatternd in eins zusammen. Lorens stolperte und fiel zu Boden. Betäubt blieb er liegen, bis der niederrauschende Regen ihn weckte. Ihm war aber, als rührte ihn wohl ein anderes an, und als er sich mühsam aufrichtete, schien ihm, daß eine dunkle Gestalt von ihm wiche.

„Vater - Vater - bist du es?“

Aber er bekam keine Antwort, nur das Grauen packte ihn im Nacken und trieb ihn noch schneller an. Als er endlich daheim ankam, fand er Inge schon in Angst seiner wartend. Mit Margaretha Tamen stand es nicht schlimm. Jacobus Cruppius war wirklich von Keitum gekommen, hatte die Blutung mit Moos und Erde gestillt und die Wunde verbunden. Aber eine Menge Weiber war im Krüge zusammengeströmt - Gott allein mag wissen, woher das Weibervolk immer gleich Kundschaft von solchem Unglück bekommt - und zwei von ihnen hatten Inge angesprochen, ob es wahr wäre, daß Peter Jens Grethen auf See geblieben wäre. Dazu kam das Wetter. Lorens blieb so lange fort, der Junge schrie und das Vieh im Stall wurde unruhig. Am liebsten wäre Lorens gleich nach Rantum weitergegangen, aber Inge ließ ihn nicht fort; er mußte nach dem Vieh sehen und die Feuereimer am Brunnen füllen, das Wetter stand so recht über der Insel.

Hell und freundlich brach der nächste Morgen an. Der Wind war nach Norden umgesprungen und trieb die letzten Wolken vor sich her wie eine Grönlandflotte unter vollen Segeln. Über den Äckern gackerten die Möwen und jenseits der westlichen Dünen kreisten ein paar Seeadler hoch in der Luft. Lorens wurde wieder frei und heiter zumute; er konnte sich nicht mehr recht vorstellen, daß ein Unglück geschehen wäre. Wohlgemut kam er in Rantum an. Erst als er die Warf des väterlichen Hauses erstieg und kein Zeichen von tätigem Leben ringsum erblickte, legte sich ihm die Beklommenheit wieder aufs Herz. Mit (167) gefalteten Brauen sah er auf den Dünger im Jauchetümpel, die trüben Fenster und das wie von Schafen angefressene Rohrdach - seine Inge hielt ihr Haus anders! Dann aber hörte er einen Ton von drinnen, der seine Gedanken zerriß.

Er fand das Haus voll heulender Weiber. Noch war keine sichere Bestätigung von seines Vaters Tode gekommen - konnte ja auch nicht sein. Aber der Wiedergänger, der sich vor zwei Nächten Merret Lüt Bleiken gezeigt hatte, war in der letzten noch einmal gekommen.

„Und - bei den Raben! - Lorens, es war dein Vater.“

„Wann war Vater ausgefahren?“

Das war nicht mehr klar zu kriegen. Von den Brüdern war keiner im Hause; die hatten vor den heulenden Weibern Reißaus genommen. Von den Weibern aber meinte die eine dies, die andere das; ob er zwei, drei oder vier Tage schon fortgewesen, wußte nicht einmal Gondel mehr.

„Mit wem fuhr er denn aus?“

„Allein mit deiner alten Schlupe. Andrees Muchels und Manne Peters hatten schöne Schollen, da wollte er welche holen.“

„Aus dem Watt?“ fragte Lorens erstaunt, denn die alte Schlupe konnte keine See halten; „Vater ging doch sonst nicht ins Watt.“ Davon wußte die Mutter nichts; sie heulte nur. Lorenz suchte sie zu trösten, aber da ihm der Blitzschlag der letzten Nacht noch in den Gliedern rumorte, glaubte er selbst nicht an den eigenen Trost, und so verfiel er auch nicht.

Peter Jens Grethen kam nie wieder heim, aber er meldete sich noch zweimal bei Merret Lüt Bleiken, und endlich kam er eines Nachts auch zu Lorens, öffnete die Bett-Türe und faßte ihn an; der Sohn erkannte ihn sogleich.



„Kannst keine Ruhe finden, Vater?“

„Wer im Watt ertrinkt -“

War es der Alte, der die Worte gesprochen hatte? Lorens wußte nicht: hatte er sie wirklich gehört oder nur einen tiefen Seufzer. Nun war die Tür wieder zugeschoben und das tiefe Atmen Inges, daneben das schnaufende Schnarchen Lütpidders füllten den Raum. Am Morgen aber fand Lorens eine Pfütze rinnenden Wassers vor dem Bett und nasse Fußspuren durch Pesel und Stube bis zur Haustür hinaus. Als er das Wasser aber mit dem (168) Finger probte, schien es ihm brackig zu sein. Mit Inge sprach er nicht darüber, wohl aber mit dem Rantumer Pastoren, den er bat, den Toten von der Kanzel abzubeten. Das tat der aber erst, nachdem Lorens ihm einen Totenschein vom Landvogt verschafft hatte. Danach zeigte sich Peter Jens Grethen fürs erste nicht wieder. -

Der Rantumer Prediger war ein Landfremder und blieb seiner Herde Zeit seines Lebens auch innerlich fremd. Er war ein Studierter und fand keine Föhlung mit seinen Pfarrkindern, die er im innersten Herzen allesamt für räudige Schafe und schwarze Böcke ansprach. Er verstand die Sylter nicht. Er sah keinen Reiz darin, in pechschwarzer Winternacht unter Sturm und Regen oder - besser noch! - Schneetreiben am Strande umherzulaufen. Noch weniger ging es ihm ein, daß Männer, die im Kirchenrat saßen und als Gemeindevertreter auf dem Thing erschienen, ohne alle Scham stahlen, was sie am Strande fanden. Ihm ging es zu Herzen, daß im „Syldringer Dingfelling- und Brücheregister“ vermerkt werden mußte, daß „Nafolgende in Rantum Ein Oxhoft Franschwien Süden Rantum by dem Strande Egenmächtig genamen vnd Pardiret“ hätten, und dann die Namen von neunzehn der angesehensten Männer Rantums folgten, als erster unter ihnen „Jan Peters de Han“, der durch des Vaters Tod zum wohlhabenden Hausbesitzer geworden war. Der aber lachte nur, als der Prediger ihn sanft zu vermahren suchte, setzte ihm ein Glas Wein vor und sagte:

„Solltest mal mitkommen, Pastor, wenn eine schöne Nacht ist.“ Und als der Pastor verärgert nach seinem Glase griff und es, um einer Antwort zu entgehen, auf einen Zug leerte, fügte Jan Petersen Hahn freundlich hinzu:

„Ist auch von unserem Oxhoft Franschwien; nicht übel, hee?“

Entrüstet ging der Pastor fort. Er verstand den Mann nicht; er verstand das Volk nicht; er verstand seine Sitten und seine Rechtsprechung nicht. Er begriff nicht, weshalb eine Ohrfeige mit Halsfällung und drei Talern Brüche bestraft wurde, Tam Bleiken aber für den Stich in die Brust, durch den er seine Frau fast vom Leben in den Tod gebracht hatte, nur einen Taler zahlen mußte, und der Mörder des Niß Bohn gar von der irdischen Gerechtigkeit überhaupt nicht verfolgt worden war. (169)

„Gott findet Haulk Erken auch ohne mich“, hatte Steffen Taken dem Prediger geantwortet, als der gemeint hatte, ihn an seine Versäumnis mahnen zu müssen.

So kam es, daß der Seelsorger von Rantum sich immer mehr von einem persönlichen Verkehr mit seiner Gemeinde zurückzog und sich in seiner Studierstube unter gelehrten Schriften vergrub. Am Sonntag kroch er dann hervor, stubenblaß mit müden Augen und donnerte über die Köpfe der Ruchlosen hin, denn wenn sie auch nicht taten, was er ihnen sagte, so hörten sie es doch im allgemeinen gutwillig an. Nur Jan Petersen Hahn unterbrach eine gar zu lange Bußpredigt des Pastors einst mit einer Gegenpredigt:

„Wirfst du meine Sünd mir vor? Wo hat Gott befohlen, daß ich unterm Höllentor soll mein Urteil holen? Wer hat dir die Macht geschenkt, andre zu verdammen? Da du selber liegst versenkt in der Höllenflammen!“

Die Gemeinde brach in lärmenden Beifall aus und ging friedlich nach Hause; Jan Petersen Hahn hatte es nicht böse gemeint.

Aber das verstand nun der Pastor am allerwenigsten; er wurde krank vor Ärger und kümmerte sich von nun an gar nicht mehr um die Rantumer.

Take Steffen aber, der Strandvogt, war ihnen ebensowenig gewachsen. Wohl war Maren, seine Frau, eine Hexe und konnte ihm jederzeit sagen, wer Strandgut gestohlen hatte und von welcher Art das Gut war. Sie hatte auch das Oxhoft französischen Weines zutage gefördert, aber damit war freilich auch noch nicht viel erreicht. Im folgenden Jahr lief eine Hamburger Schmach auf mit Leinwand und Garnen; als aber von den Eigentümern danach geforscht wurde, mußte Take Steffen berichten, daß „sämtliche Berger Ihren Antheil Berglohn, daß Feine Linnen bereitz hin und wieder Verkauftet, das Grobe zu Hembden, Lakens und sonst zu Ihrer Eigen Nottorfft verbrauchet“ hatten. Nach dem Gesetz stand allerdings den Bergern

ein Drittel des geretteten Gutes zu, das zweite dem Landesherrn, dessen Strand das Gut berührt hatte, und das dritte dem Eigentümer des Schiffsgutes. Die Rantumer hatten sich aber von 576 Stück geborgener Leinwand ohne weiteres 380 Stücke als Bergelohn zugeeignet - ganz zu schweigen von den Garnen, (170) die überhaupt nicht mehr erwähnt wurden. Den Rest nahm der Herzog. So konnte sich der Eigentümer wohl den Mund wischen.

Wieder ein Jahr darauf strandeten in einer bösen Dezembarnacht vier Schiffe auf der Halbinsel Hörnum, darunter ein russisches mit Roggen, Hanf und Juchten, und ein holländisches mit Tuchstoffen, feiner Leinwand, Seide und kostbaren Spitzen. Die Ladung allein schon des holländischen Schiffes wurde auf sechs Tonnen Goldes geschätzt. Von dem Schiffsvolk kamen 38 Mann in der Brandung um, darunter 29 Holländer. Der Kapitän des holländischen Schiffes war der einzige unter allen Schiffbrüchigen dieser Nacht, der auf einem Brett noch lebend angespült wurde. Aber er war so schwer verletzt, daß er auch nach einigen Wochen starb.

Nun hatte freilich Maren Taken ihrem Mann schon am Abend vorher von diesen Schiffen gesprochen, hatte ihm auch genau den Platz angezeigt, an dem der Holländer auflaufen würde. Take Steffen hatte sich auch noch bei dunkler Nacht aufgemacht und war im Morgengrauen wirklich der erste an Ort und Stelle gewesen. Aber bald kamen die Strandläufer in Scharen - von Rantum, Westerland, ja auch von Amrum und endlich von Föhr und den Halligen. Was sollte der Strandvogt tun? Geborgen mußte das Gut werden, sonst wurde es von der See wieder mitgenommen, oder es verdarb im Regen. Aber Take Steffen konnte nicht allein der antreibenden Massen Herr werden; er konnte die Leute nicht kurzerhand vom Strande fortschicken. Es würde ihm auch wenig genützt haben, wenn er einen derartigen Vorschlag gemacht hätte. Ein kurzes Lachen, ein gutmütiges: „Halt's Maul, Take -“ Wäre das äußerste gewesen, was er im günstigsten Fall erreicht hätte. Maren traf ein paar Stunden später auch ein als Anführerin einer beutegierigen Weiberhorde. Die Männer konnten auch nicht alles allein schaffen - ha, was wußten die reichen Handelsherren von Hamburg oder Amsterdam oder London davon, was es heißt, zentnerschwere Getreidesäcke oder Zeugballen stundenweit durch Sturm und Regen zu schleppen! Gut, daß ein paar Fäßchen Branntwein sich unter den Schiffstrümmern fanden! Die halfen kräftiger mit als Take Steffens Aufsicht. (171) Aber Take störte das Vergnügen. Er lief hierhin und dorthin, verlangte, daß die Rantumer erst alle ändern verjagen sollten, ehe sie mit Bergen begönnen - verlangte gar, daß ihm jedes Stück gemeldet werden sollte, ehe Weiber und Kinder es fortschleppten. Beides war unmöglich, denn jeder Augenblick war kostbar. In einer halben Stunde würde das Wasser anfangen zu fallen. Dann würde der Ebbestrom manches mit forttragen, was bei Flut wohl geborgen werden konnte. Aber Take gab keine Ruhe. Da packte Maren kurzerhand den halb toten Kapitän auf eine Karre und riet ihrem Mann, ihn vor allen Dingen unter Dach zu schaffen.

„Bringen wir ihn durch, so wird er schon aussagen, was recht ist.“

Das leuchtete Take ein; er trottete ab. Als er aber den bewußtlosen Mann daheim im festen Bett verstaubt hatte, kam doch die Unruhe wieder über ihn, und er machte sich auf und ging zu seinem Vater.

„Bist ein Narr“, sagte der Alte; „hast keine Fäuste? Lorens Hahn hätte dir schon geholfen, um nachher einen ehrlichen Bergelohn zu verdienen, und Muchel Carstensen auch.“

Trübselig sog Take an seiner Pfeife. Muchel Carstensen war der Westerländer Strandvogt. Der hatte eine Wut auf Take, weil er vor ein paar Tagen ein leckeres Kistchen aus den Westerländer Dünen mitgenommen hatte, das Muchel für sich selbst zurücklegen wollte. Knapp, daß er Take nicht angezeigt hatte, eben weil seine eigenen Finger nicht ganz rein gewesen waren. Aber das alles mochte er dem Vater nicht erzählen.

„Bist ein Narr“, wiederholte der Landvogt mißmutig. „Was, sagst du, hat der Holländer geladen?“

Take berichtete, doch als das Wort „Spitzen“ fiel, hellte sich des Alten Gesicht auf.

„Spitzen - sagst du? Spitzen? hm, hm - Brabanter? Lütticher? Brüsseler? Weißt du nicht? Bist ein Narr, Take.“

„Was sollen uns die Spitzen, Vater?“ gab Take mürrisch zurück, denn er liebte es nicht sonderlich, immer wieder Narr benamst zu werden. Aber der Vater achtete nicht mehr auf ihn. Er rief den ganzen Haushalt zusammen, alles, was noch an Kindern und Enkeln bei ihm im Hause wohnte. Dann zogen sie (172) allemann nach Hörnum hinaus, doch unterwegs gab Steffen Taken allerlei geheimnisvolle Anweisungen.

Der Tag war schon stark im Verdämmern, als Steffen Taken mit seiner Sippe den Strand westlich Puansklint erreichte, wo das Unglück geschehen war. Freilich war wohl nicht einer unter den Bergern, der das Geschehene gerade als ein Unglück auffaßte. Die Leute lachten und scherzten unter der schweren Arbeit; dabei aber mußten sie eilen, so sehr sie nur konnten. Noch war die Flut im Steigen; schwer rollten die brandenden Wogen auf den Strand, und fast jede brachte reichen Segen. In einer Stunde jedoch würde die Ebbe wieder einsetzen und in die offene See hinausziehen, was noch nicht geborgen war. Dazu zeigte die rötliche Färbung der westlichen Wolken, daß hinter ihnen die Sonne schon ins Meer sank. Ein scharfer Regen schlug nieder, und plötzlich stieg ein prachtvoller siebenfarbiger Bogen im Osten fast bis auf 90 Grad hoch in den Himmel hinauf. Da galt es zu schaffen, was jeder nur irgend leisten konnte. In der Dunkelheit wurde die Arbeit in der Brandung zwischen rollenden Fässern und stoßenden Balken zu gefährlich; da mußte schon hinter den Dünen verstaubt sein, was man als sicheren Besitz schätzen konnte. Das war nicht wenig; die Dünentäler schienen in Warenlager verwandelt zu sein.

Doch als die Dunkelheit dann wirklich hereingebrochen war, zeigte sich, daß die Waren in den Dünen noch längst nicht ein sicherer Besitz genannt werden durfte. Was am Strande geraubt und gestohlen war, wurde hier zum andernmal geraubt und gestohlen, denn: wer vom Diebe stiehlt, den Gott liebt, und nicht selten kam es dabei zu Raufereien. Es trugen manche die reichste Beute heim, die sich nicht einmal in der Brandung die Füße naß gemacht hatten. Steffen Taken, der Landvogt, hielt sich für zu gut zum Stehlen. Aber er tauschte von einem kleinen Mädchen eine breite Brabanter Goldspitze gegen eine Handvoll Zuckerpflaumen, und er kümmerte sich durchaus nicht darum, was seine Söhne und ihre Weiber taten.

Zwei Tage später fuhr der Landvogt von Sylt nach Tondern und besuchte den Herrn Amtmann von Pincier und Königstein. Als die gnädige Frau dazu kam - denn Tondern war ihr, die am Kopenhagener Hof aufgewachsen war, dermaßen (173) langweilig, daß sie von jedem Besuch ihr Teil abhaben mußte - fing Steffen Taken in seiner gemütlichen Art an, von den letzten Stürmen zu erzählen, von den Strandungsfällen -

„Mein Sohn schickt die Berichte darüber, sobald er alles klar hat“, schob er zum Amtmann gewendet ein. Dann öffnete er ein Kistchen, das er mitgebracht hatte: „Ich würde gern einmal die Ansicht der gnädigen Frau über diesen Kram hören -“

Frau Eva von Pincier schaute neugierig auf die klobigen Hände, die mit möglichster Vorsicht in das Kistchen griffen. Dann stieß sie einen hellen Schrei des Entzückens aus, schob seine Hände beiseite und begann selbst das Kistchen auszupacken; sein Inhalt bestand aus Spitzen - Spitzen - und nochmals Spitzen.

Da waren geklöppelte und genähte Spitzen, seidene Spitzen und gar eine mit Goldfäden kunstvoll durchzogen. Frau Eva schaute und konnte sich nicht genug tun im Schauen. Sie besaß selbst eine kostbare Spitzensammlung und beschäftigte hier in Tondern mehrere Klöpplerinnen. Die arbeiteten in dem feuchtesten Keller des Schlosses, denn das Garn, das ihnen die Frau Amtmann selbst dazu lieferte, war so spinnewebfein, daß es in trockener Luft gebrochen wäre. Ärgerlich war wohl, daß diese Frauen nach kurzer Zeit schon an der Auszehrung starben; immerhin hatte Eva von Pincier auf diese Art mehrere schöne Stücke für ihre Sammlung bekommen. Diese Spitzen jedoch, in Steffen Takens Kistchen, stellten alles in den Schatten, was sie je besessen hatte.

„Was die Weibsleute doch für Spaß an solchem Kram haben“, bemerkte Steffen Taken endlich, indem er schon aufstand, um fortzugehen; „wenn die gnädige Frau ihn behalten will -“

Eva von Pincier starrte ihn an, als traute sie ihren Ohren nicht. Behalten -? Aber ihr Mann mischte sich hastig ein.

„Behalten? Unsinn, Landvogt, das kann ich nicht bezahlen.“

Steffen Taken lachte gutmütig.

„Wenn die gnädige Frau es als Verehrung von meiner Frau freundlich annehmen will -“

Der Amtmann hob abwehrend die Hand, aber seine Frau sah ihm mit funkelndem Blick in die Augen.

„Ja, ich will!“

Er duckte sich wie unter einem Peitschenhieb, aber Steffen (174) Taken spielte blind und taub. Er hob die Goldspitze hoch und ließ sie im Abendschein funkeln.

„Kinderkram -“ sagte er leichthin. „Ich kaufte sie einem Kinde ab, dessen Vater mit unter den Bergern war; es kam mehr und Besseres als dies auf sein Teil.“

„Unmöglich“, antwortete der Amtmann mühsam; „Ihr kennt den Wert dieser Dinge nicht, Landvogt.“

„Desto besser sind sie bei mir aufgehoben“, sagte die gnädige Frau mit heller Stimme. „Bestellt Eurer Frau meinen Dank, Steffen Taken - ich habe einen geizigen Mann, wie Ihr seht!“

Dabei lächelte sie holdselig, als scherzte sie.

„Einen ehrlichen Mann, Eva“, berichtigte Herr von Pincier ernsthaft; dann reichte er Steffen Taken die Hand. „Gute Nacht für heute, Landvogt, und meinen Dank auch für Eure freundliche Absicht. Aber Ihr kennt den Wert dieser Sachen nicht; wir müssen in Ruhe darüber sprechen. Kommt morgen noch einmal vor, ehe Ihr abfahret.“

Steffen zog ab, aber am andern Morgen in aller Herrgottsfrühe bekam er eine persönliche Botschaft durch den kleinen Pagen der gnädigen Frau: er brauchte nicht noch einmal aufs Schloß zu kommen. Der Herr Amtmann wäre über Nacht krank geworden und ließe ihm sagen, daß alles in Ordnung wäre.

„Freue dich, Take, deine Sache liegt in den besten Händen“, schmunzelte Steffen, als er die Botschaft mit gebührendem Ernst entgegengenommen hatte; dann fuhr er befriedigt nach Sylt zurück.

Nach Anweisungen seines Vaters machte Take Steffen einen wunderschönen Bericht über die verschiedenen Strandungen und vergaß dabei nur das holländische Schiff zu erwähnen. Es kam auch keine Gegenfrage von dem Amtmann zu Tondern, und so verlief sich die Angelegenheit, wie sich inzwischen auch die hohe Flut von den Weiden und Ackerländereien der tiefliegenden Sylter Marsch wieder verlaufen hatte. Aber was es heißt, salzes Wasser auf dem Lande gehabt zu haben, das spürt man erst im nächsten Frühjahr, und von der Strandung des Holländers gab es im nächsten Sommer auch noch Mißwuchs.

Vor einigen Jahren war Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorff in Polen gefallen, wo er eigentlich auf Gottes weiter (175) Welt nichts zu suchen gehabt hatte; er war nur eben mit seinem Freunde und Schwager, dem König Karl XII. von Schweden, auf Abenteuer ausgezogen. Sein Sohn, Carl Friedrich, war erst zwei Jahre alt, als der Vater fiel. So kam er unter die Vormundschaft seiner Mutter und seines Oheims Christian August, Coadjutor zu Lübeck. Aber die Herzogin ging mit ihrem Kinde zu ihrem Bruder nach Schweden zurück, und Christian August war ein schöngeistiger Herr, der sich nicht ohne Not mit praktischen Dingen befaßte. So überließen die beiden Vormünder des kleinen Carl Friedrich die Verwaltung seiner Herzogtümer fast ohne jegliche Beschränkung dem Minister Görtz, einem macht- und prachtliebenden großen Herrn. Aber der große Herr scheute sich nicht, zu kleinlichen Mitteln zu greifen, wenn es galt, seinen Beutel zu füllen. Überall hatte er seine Kreaturen, die für ihn nach Geldquellen gruben. Solch ein Schnüffler kam im Frühjahr auch nach Sylt und schnüffelte bei Muchel Carstensen, dem Strandvogt von Westerland herum. Der tat harmlos, als merkte er nicht, was der Mann wollte, und erzählte ihm ganz beiläufig von dem holländischen Kapitän, der so lange bei Take Steffen krank gelegen hatte.

So kam bei kleinem doch dies und das zur Sprache und endlich an die große Glocke. Die läutete, daß man es bis Amsterdam hören konnte, und an einem schönen Frühsommertag legte sich eine holländische Jacht unter Keitum ins Watt. Der entstieg ein kleines Männchen mit scharfem verrunzelten Gesicht, in dem eine wunderlich gebogene Hakennase den Blick des Beschauers so fesselte, daß man ganz vergaß, auf die Augen zu achten, die rechts und links davon, eng an den schmalen Nasenrücken gedrückt, in tiefen Höhlen lagen. Die aber waren klug und wachsam mit stechendem Glanze. Es stellte sich heraus, daß dieses Männchen der Amsterdamer Jude Nathanael Rothschild und Eigentümer des im Dezember gestrandeten holländischen Schiffes war, der sich, wie er sagte, vor allen Dingen nach dem Schicksal seines Kapitäns Jan Jacobs erkundigen wollte. Der Kapitän war inzwischen gestorben; das konnte Take Steffen einwandfrei nachweisen, und der Prediger zeigte ihm auf seinen Wunsch auch das Grab und die Eintragung im Kirchenbuch.

Dann aber fragte der Jude Rothschild auch nach dem Verbleib (176) der Schiffsgüter, und da war freilich guter Rat teuer. Take schickte nach seinem Vater und setzte den unbequemen Gast derweil hinter ein gutes Glas seines eigenen Schiffswines. Steffen Taken kam in aller Eile, aber trotz aller Schlaueit gelang es ihm nicht, den kleinen Juden einzuwickeln. Als Nathanael Rothschild wieder abfuhr - nicht mit seiner Schmach, sondern mit dem Fährschiff nach Hoyer - blieb der Strandvogt von Rantum in einiger Beklemmnis zurück. Wohl klopfte

ihm sein Vater herzlich auf die Schulter und meinte:

„Es kann nicht toller werden, als tot und in der Hölle sein, und auch das gewöhnt sich wohl -“ aber Take fand nicht viel Trost in dieser Erwägung.

Der kleine Jude hielt sich nicht lange beim Amtmann von Pincier in Tondern auf, sondern fuhr geradenwegs zum Minister Görtz, der sich um diese Jahreszeit auf seinem Landsitz bei Schleswig vergnügte. Aber dies Vergnügen wußte ihm der Jude reichlich zu versalzen. Görtz platzte fast vor Wut, als ihm klar wurde, welche Summen der Staatskasse und somit auch seinem eigenen Beutel entgangen waren. Er zitierte den Amtmann von Pincier und den Landvogt Steffen Taken nach Schleswig, aber der eine konnte aus den Berichten des Rantumer Strandvogtes einwandfrei belegen, daß ihm niemals Kunde von der Strandung eines holländischen Schiffes zugekommen war; und der andere spielte den biedereren Dummen und behauptete: wenn jemals solche Güter den Strand berührt hätten, würde sein Sohn sie selbstverständlich geborgen haben. Soviel er - Steffen Taken - aber wüßte, wäre der Hauptteil viel weiter südlich angeschwemmt und den Amrumern in die Hände gefallen. Nun gehörte Amrum freilich - wie der Herr Jude wohl wüßte oder vielleicht auch nicht wüßte - der dänischen Krone an, und somit täte der Herr wohl besser, sich dieserhalb nach Kopenhagen zu wenden. Im übrigen wäre er natürlich gern bereit, eine allgemeine Haussuchung in Rantum und Westerland zu veranstalten.

Höflich nahm Nathanael Rothschild dies Anerbieten an, ohne den Vorschlag mit Kopenhagen weiter zu beachten. Er ging mit Steffen Taken nach Sylt zurück, und der Amtmann gab ihnen von Tondern zwölf Soldaten zur Hilfe mit. Irgendwie (177) empfanden Amtmann und Landvogt, daß der höfliche kleine Jude gefährlicher wäre, als selbst der allgewaltige Minister Görtz, und was Steffen Taken irgend noch den Syltern abknöpfen konnte, verstaute er in verschwiegener Nacht eigenhändig in der holländischen Jacht; war es auch nicht viel, so hatte es doch die Reise von Amsterdam her gelohnt. Für die Staatskasse fiel nun freilich gar nichts mehr ab, und da doch ein Sündenbock geopfert werden mußte - Görtz hätte sonst wahrhaftig einen Schlaganfall bekommen - so wurde Take Steffen, der Strandvogt von Rantum, mit Schimpf und Schande seines Amtes entsetzt. Er war vielleicht der einzige, der bei dem ganzen Handel noch reine Hände behalten hatte, aber wo der Deich am niedrigsten, da läuft die Flut über.

Vorderhand blieb nun Muchel Carstensen, Lorens Hahns Nachbar in Westerland-Süderende, der einzige Strandvogt auf dem fast zwanzig Seemeilen langen Distrikt von Wenningstedt bis nach Hörnum Odde hinaus. Er war ein alter Mann, und schon bei schönstem Sommerwetter wäre er nicht mehr fähig gewesen, den langen Strand abzuschreiten, geschweige denn bei Sturm in dunklen Winternächten. So kam es wieder dahin, daß die Rantumer Burschen wie in alten Zeiten sangen:

„Frei ist der Fischfang,  
Frei ist die Jagd -  
Frei ist der Strandgang  
Und frei ist die Nacht!“

Leider darf nicht verschwiegen werden, daß es unter ihnen manche gab, die das böse Räuberlied ganz durchnahmen und auch vor dem dritten Verse nicht zurückschreckten, der da beginnt: „Priester sind knurrig - lache sie aus!“

Ja, der Herr Pastor hatte sich ganz und gar von dem wilden Treiben zurückgezogen und ließ die Dinge laufen, wie sie wollten. So tat auch Take Steffen. Zwar saß er immer noch in der Rantumer Strandvogtei, eben weil kein Nachfolger ernannt wurde, aber er kümmerte sich um nichts und niemand mehr, und sein Vater, der Landvogt, wurde auch nicht jünger mehr und fand es immer weniger geraten, auszugehen, um sich den Ärger zu suchen, der ihm nicht von selbst ins Haus kam. (178) Der einzige, dessen Gewissen biß wie eine Herde Flöhe, war der Herr Amtmann von Pincier und Königstein drüben in Tondern, obgleich Frau Eva ihm täglich predigte:

„Görtz stiehlt im großen, weshalb also sollen wir es nicht wenigstens im kleinen tun?“

Aber der arme Pincier gehörte nun einmal nicht zu den Adamssöhnen, die den Apfel ruhig verspeisen und hinterher zum lieben Gott sagen: „Das Weib, das du mir gegeben hast -“ Ach

nein, der Amtmann von Pincier war sich dessen nur zu wohl bewußt, daß er sein Weib nicht von Gott empfangen, sondern sich gegen den Willen seines rechtlichen Vaters und seiner frommen Mutter selbst erobert hatte. Er versuchte auch gar nicht, den Spitzendiebstahl vor sich selbst zu beschönigen, sondern strebte nur danach, sein Gewissen etwas zu entlasten dadurch, daß er die Sylter von nun an straffer an die Zügel nahm. Da sein Entwaffnungsgebot vor vier Jahren durchaus keinen Erfolg gezeitigt hatte, erneuerte er es jetzt mit dem Zusatz, daß vier Taler Brüche zahlen oder vier Stunden im Halseisen vor der Kirchentür stehen sollte, bei wem etwa noch Waffen gefunden werden würden. Steffen Taken aber hütete sich wohl, nach Waffen zu suchen; auch hatte Herr von Pincier keine Kreaturen auf Sylt, die zu solchem Dienst zu brauchen gewesen wären; Soldaten lehnte der Landvogt entschieden ab.

Jedes Gesetz nun, das nicht mit ganzer Schärfe durchgeführt werden kann, vermindert die Achtung vor der Obrigkeit. Das bedachte der Amtmann nicht, sondern verschärfte die Strafanordnungen nur immer mehr, ohne sie doch je in die Tat umsetzen zu können. Je größer die Zahl der Niederfälligen oder zu Halse Gefällten wegen unbedeutender Vergehungen wurde, desto geringer wurde die damit verbundene Schande der Ehrlosigkeit geachtet. Viele kümmerten sich gar nicht mehr darum, aus diesem Stande der Niederfälligkeit erlöst und aufs neue in die Rechte ehrlicher Leute gehoben zu werden oder, wie die Sylter sagten: ihre Upresung nachzusuchen. Für die Upresung ließ sich das Amtshaus drei Pfund englisch und vierzehn Schillinge in bar zahlen; die konnte man besser für andere Dinge brauchen. So traf denn eines schönen Tages folgendes Schreiben in der Landvogtei ein: (179)

„Nachdem mir glaubwürdig an und vorgebracht wird, die Erfahrung auch bezeuget, daß diejenigen, so durch Urtheill und Recht Niederfällig erkandt, und ihre Aufriesung zu suchen von rechtswegen verbunden, dennoch solches gar auß der Acht laßen, die Aufriesung weder gebührend suchen noch dieselbe abfordern; Alß wirdt allen und jeden Ambts-Unterthanen, die in Verwichener Zeit biß anhero also Niederfällig erkandt oder künfftig dazu condemniret werden möchten, gantz ernstlich gewarnet und befehliget, dem Rechten und Herkommen nach, ein jeder die gewöhnliche Aufriesung zu suchen und zu fordern; beyw niedrigen und da solches in den negsten drei Wochen nicht also gesucht noch diesem gelebet wird, sollen allsolche Niederfälligen Persohnen zu ehrlichen Ämbtern, noch zu Zeugen, noch zu anderen Ehrlichen Handlungen nicht gezogen, sondern ihres Ehrlichen Läumunths und Nahmens, biß sie ihre Aufriesung gesucht und erhalten, unfähig sein. Haben sich gänztlich darnach zu achten.

Auf dem Ambt-Hauße Tondern.  
I. L. v. Pincier v. Königstein.“

Wie es seines Amtes war, fertigte der Landvogt von diesem Schriftstück Thingwälle aus und ließ sie durch die Dörfer laufen. Die meisten lasen die Botschaft, zuckten die Achseln und dachten nicht weiter daran. In Rantum aber gab es ein großes Gelächter; dort führten nun die Brüder Hahn das große Wort.

„Die niederfällig sind, sollen zu Zeugen unfähig sein“, sagte Manne ehrbar; „bei den Raben - dann wird Sylt bald aussterben.“

Die Männer brüllten vor Lachen, nur Aaners verzog kaum das Maul; er gönnte es seinem Bruder nicht, daß er solch guten Schnack gemacht hatte. Manne aber tat, als ginge ihm daran erst die wahre Meinung der Verordnung auf.

„Ah mei – mir scheint fast, der Herr Amtmann meint, daß wir dadurch Zeugnis abzulegen unfähig werden. Desto besser! Außer dem Pastor sind wir wohl alle schon zu Halse gefällt, ein Zeuge allein aber gilt nicht. So kann uns also nichts mehr geschehen.“ (180)

Mannes Worte liefen auf Sylt um, schneller als der Thingwall, und fanden viel Beifall, nur nicht bei dem eigenen Bruder.

Seitdem Lorens Jens Grethen seine Inge heimgeführt hatte, lebte er in einem sauberen Hausstand, in dem ihm über die Maßen wohl war. Es war alles klar und wahr um ihn

herum, das gab ihm eine ruhige Selbstachtung. In seinen jungen Jahren war er wohl wie der Hahn auf dem Mist gewesen, der sich größer dünkt, nur weil er von oben her krähen kann. Allmählich aber wurde er bedachtsamer und hielt auf sich und die Seinen. Zu dem kleinen Peter war eine noch kleinere Gondel gekommen, und nun war schon ein drittes unterwegs. Auch Inge war ruhiger geworden, immer gelassen und freundlich, und stand dem Hauswesen mit Umsicht vor. Wenn sie auch an schönen Dingen ihre stille Freude hatte, so war sie daneben doch genau und sparsam mit dem baren Gelde. Was Lorens im Herbst heimbrachte, schüttete er in die alte Truhe, aber Inge nahm nicht ohne Not davon. So wuchs der Haufen von Jahr zu Jahr, und niemand zählte die blanken Silberlinge, die in der faulen Ruhe allmählich schwarz wurden. Das bare Geld wurde auf Sylt auch nicht besteuert, und da Inge nur ein Pferd im Stall hatte - im Gegensatz zu andern, die sich größer dünkten, wenn sie vier oder sechs Pferde fütterten - waren ihre Steuern gering und sie galten als kleine Leute, die einfach leben konnten. Aber Lorens gefiel nicht, was ihm von seinen Brüdern gelegentlich zu Ohren kam. Jan, der jüngste, hatte den älteren nach des Vaters Tode mit Recht und Brauch aus dem Hause, das ihm als Erbteil Zustand, ausgeschiftet. Nun lebte er allein darin mit Mutter Gondel, die immer mehr in Dreck und Faulheit verkam. Manne hatte auf dem Nachbarhof eingefreit, und die beiden andern, Aaners und Niggels, hausten mit zwei Freunden zusammen in einer halb unter Dünensand versunkenen jämmerlichen Hütte. Es hieß aber, daß hinter dieser Hütte tief unter der Düne noch ein geheimer Verschlag läge, der mit kostbarstem Strandgut proppevoll gestopft wäre. Niemand wagte, die Wahrheit dieses Gerüchtes nachzuprüfen, denn die vier Hausgenossen waren vier der verwegensten Gesellen auf Sylt, und niemand spürte große Lust, ein kaltes Messer zwischen den Rippen zu fühlen. Tatsache aber war, daß nirgend so guter Wein (181) geschenkt wurde wie in dieser Hütte, und daß nirgend so tolles Leben herrschte. Die wildesten Burschen nur verkehrten hier und allerhand Weibsleute, die eben nicht den besten Ruf hatten; unter ihnen auch die jüngste, schwachsinnige Tochter der Westerländer Krugwirtin, Ingeborg Clausen, die in jedem Jahr ein totes Kind zur Welt brachte, das sie - wo sie gerade ging oder stand - auf dem Acker oder in den Dünen verscharrte.

Lorens gefiel dies alles durchaus nicht, aber er fühlte sich nicht berufen, sich einzumischen, solange die Mutter lebte. So zog er sich nur immer mehr zurück, wie die Prediger von Westerland und Rantum auch taten, und hielt sich still für sich, wenn er daheim war. Es ist aber so: Wenn die Besseren sich zurückhalten, heben die Schlechteren desto frecher die Köpfe. Je stiller Lorens der Hahn sich selbst hielt, desto mehr mußte er von Dingen hören, vor denen er lieber die Ohren verschlossen hätte. Die Rantumer verwilderten völlig. Muchel Carstensen wurde immer unfähiger, den großen Distrikt zu beherrschen. Steffen Taken berichtete über ihn voller Wut an Pincier:

„Was bey Rantum angestrandet, kan ich nicht schreiben, der große Möns. Muchell Carstensen der newe Strandt Vogdt daselbst nachdem ich ihm sagen laßen Er möchte mir wy die andere Strandvoigdt getan haben und von Alters her gebräuchlich gewesen schrifftlich zu schicken was in diese Winter bey Rantum angestrandet, Läßt Er mir sagen Er schreibe Solches was alda gestrandet selber an dem Herrn Haußvogd, daher ich nicht gebührlich Referieren kann.“

Danach gerieten Steffen Taken und Muchel Carstensen sich gegenseitig in die Haare wegen des bei Westerland angetriebenen Wrackholzes. Ein langer Prozeß war die Folge, und anstatt daß Landvogt und Strandvogt am gleichen Strange zogen, wie sich das wohl gehört hätte, befehdeten sie sich ingrimmig. Lorens, der innerlich für Steffen Taken Partei ergriff, suchte trotzdem sich auch gut nachbarlich mit Muchel Carstensen zu stellen, aber der Alte fühlte doch das verschwiegene Urteil des Jüngeren, und das Verhältnis wurde allmählich kühler.

Auf der andern Seite schloß Margaretha Tamen sich immer enger an Inge an, und das behagte Lorens noch weniger. Seit die Kinder im Krüge vollends herangewachsen waren, wurde (182) das Leben dort immer wüster. Die Mädchen trieben sich mit allerlei Mannsvolk umher, und die Brüder wurden die geriebensten Strandläufer von Westerland. Immer wieder versuchte Tam Bleiken, sich seiner Frau zu nähern, aber ohne Erfolg. Mit Hilfe ihrer Kinder schlug sie seine Annäherungsversuche immer wieder ab. Dies Schlagen ist durchaus wörtlich zu verstehen. Einmal trug Steffen Taken in sein „Dingfelling- und Brücheregister“ ein: „Ingeburg Claußen zu Westerland, daß Sie Tam Bleicken 3 Löcher im Kopf geschlagen, daher Sie zu Halße gefällt, hat nichts und ist wahnwitzig.“ Und ein andermal: „Tam Bleiken und

seine Frau sind beyde jeder für sich zu 40 Schilling gefället, weil sie sich mit Schlägen und Gewalttätigkeiten einander bepacket.“ Das ging so hin und her, und da niemand von Tam Bleikens Verwandtschaft ihn wieder im Hause haben wollte, biesterte er hilflos auf der Insel umher, verlor sich nach Listland und verunglückte dort schließlich unter einem Haufen Wrackholz, unter dem er wohl die Nacht hatte verbringen wollen. Wie der Augenschein lehrte, war das Holz ins Rutschen gekommen und hatte ihn erschlagen.

Tam Bleiken hatte zu den Menschen gehört, die jedermann quer im Fahrwasser liegen. Zu jeder nützlichen Arbeit unfähig, töricht und halsstarrig zugleich, dabei immer hungrig und gierig im Fressen, war er seiner ganzen Sippe nur zur Last gewesen. Nun wurde er in Ehren begraben, und jedermann war bereit, ihn so schnell wie möglich zu vergessen. Aber da begab sich etwas Schauerliches. Als Maren Jensen, Tams älteste Schwester, eines Abends spät mit ihrem Manne zusammen von Braderup nach Keitum heimging, blieb sie unter der Kirche plötzlich stehen und packte ihn am Arm.

„Höre, Jens, so weinte Tam, als er klein war und bei mir im Bett schlief.“

Der Mann hielt auch inne, um zu horchen, und deutlich meinte er, durch das Heulen des Nordwest hindurch, der brausend um den Turm fuhr, ein jämmerliches Kinderweinen zu vernehmen; hastig zog er seine Frau weiter:

„Uuha, mich gruselt's!“

Sie liefen, was sie laufen konnten, den Weg hinab, der nach Keitum führt, und es geschah ihnen nichts. Aber Maren Jensen (183) konnte den Mund nicht halten, ihr Schiff sprang leck, und so wußte bald die ganze Nachbarschaft, was sie erlebt hatten. Danach wurde das Geschrei noch von vielen gehört, so daß endlich die Leute am hellen Tag nicht mehr wagten, allein auf den Kirchhof zu gehen.

Als Margaretha Tamen zuerst davon erfuhr, lachte sie nur und meinte:

„Maren Jensen ist wohl durchgedreht, wie Tam auch war.“

Aber als die Leute, die zu ihr in den Krug kamen, wieder und immer wieder beteuerten, daß man ganz deutlich Tam Bleikens Stimme erkennen könnte, da klang ihr Lachen allmählich immer weniger sicher, und eines Nachts machte sie sich heimlich auf, um das rätselhafte Geschrei auch einmal mit eigenen Ohren zu hören. Sie war ein resolutes Weibsbild und hielt nicht viel von Gespenstern. Vielleicht könnte sie dies bannen, dachte sie bei sich, denn es tat ihrer Wirtschaft Abbruch, daß Tam Bleiken keine Ruhe im Grab finden konnte. Es war eine warme Sommernacht mit hellem Mondschein, als Margaretha zu diesem Zweck auszog, und so still, daß sie meinte, sie müßte von weither schon das Geschrei hören können, aber sie kam bis unter die Kirchhofsmauer, ohne auch nur einen Ton vernommen zu haben.

Da - als sie eben auf die Pforte zugehen wollte, um in den Kirchhof hineinzuschauen - sprang plötzlich ein Geheul hinter der Mauer auf, das ihr das Blut in den Adern kalt machte. Ja - das war Tam Bleiken - wie oft - oh, wie oft hatte sie ihn so gehört, wenn sie ihn mit Steinwürfen vom Hause fortgetrieben hatte! Nein, das war kein Kinderweinen, wie die Leute sprachen, aus diesem Geschrei klangen Wut und Angst eines blöden Mannes. Ihr halbes Leben hätte Margaretha Tamen darum geben mögen, jetzt fortlaufen zu können, aber das Geheul zwang sie im Gegenteil mit unheimlicher Gewalt näher und näher an die Kirchhofspforte heran - nun konnte sie hindurchspähen - da lag Tam Bleikens Grab - daneben aber - daneben - hell vom weißen Mondschein beleuchtet, hockte eine Gestalt, die mit beiden Händen in der Erde grub und dazu leise wimmerte - wie wohl ein Kind tut, das sich allein im Dunkeln fürchtet. (184)

Was war das? Margaretha packte mit beiden Händen die Gitterstäbe und beugte sich weiter vor. Da kreischte die Pforte grell in den Angeln - die Gestalt wandte sich um - sprang auf - warf die Arme hoch, und wieder scholl das heulende Geschrei grausig über die stillen Gräber hin - kein Zweifel, es war Tam Bleiken selbst!

Mit gellendem Hilferuf sprang Margaretha zurück und lief - lief, was ihre Füße nur laufen konnten, den Weg nach Keitum hinunter. Nur Menschen - warme lebendige Menschen suchte sie in ihrer Todesangst. In das erste Haus vom Dorf brach sie ein, das war das Pfarrhaus; dort allein würde sie sicher sein. Wie eine Wahnwitzige rannte sie durch alle Stuben und riß die Wandtüren auf, bis sie den alten Cruppius fand.

„Pastor - Pastor, rette mich - Tam Bleiken - der Teufel - huuh, der Satan -“

Sie wollte zu dem alten Mann ins Bett steigen, aber in seinem Schrecken stieß er sie von sich, daß sie rücklings in die Stube schlug und unter furchtbaren Zuckungen liegen blieb.



„Hilfe - Hilfe! Anna - Jacobus - Erk - Erk -“

Da wurde es im Hause lebendig. Die Schläfer erwachten und polterten aus den Betten, und Anna Andresen brachte einen Kienspan, den sie in aller Eile am glimmenden Tuul entzündet hatte, und beleuchtete damit die Handlung.

„Was ist -? Wer ist die Person?“ zeterte der Ehrwürdige und Hochgelahrte; „ich werde in meinem eigenen Bett überfallen - das geht zu weit -“

„Regt Euch nicht auf, Vater“, bat die Tochter und beugte sich über die Einbrecherin, die sich noch immer auf der Erde wälzte, und der nun der Schaum dick vorm Munde stand. „Gott helfe uns, wie sie die Augen verdreht! Jacobus - Jacobus!“

Aber Jacobus, der Barbier, der über Sommer auf Sylt geblieben war, weil im Frühjahr eine Seuche unter den Kindern ausgebrochen war und er allein helfen konnte - Jacobus war nicht daheim, und Annas Kinder grauten sich nicht weniger als die Mutter vor dem wild um sich schlagenden Menschenwesen.

„Wer ist es nur, was wollte sie denn von Euch, Vater?“

Aber Pastor Cruppius wußte es nicht.

„Schafft sie fort, sie ist besessen.“ (185)

Der Ansicht waren die andern auch, aber niemand wagte sie anzurühren.

„Ich glaube, es ist Tam Bleikens Frau aus dem Westerländer Krüge“, sagte endlich Erk Andresen, Annas Ältester, der Margaretha einmal bei Inge-Most getroffen hatte.

„Das mag wohl angehen“, stimmte der Großvater zu; „sie schrie, ich sollte sie vor Tam retten.“ Tam Bleiken - huuh, sie sahen sich mit weißen Gesichtern an, denn sie hatten alle schon das Weinen und Schreien unter der Kirche gehört.

„Gott schütze uns, er findet wohl keine Ruhe im Grabe - ob er seine Frau verfolgt?“

Sie redeten hin und her, wagten nicht fortzugehen, weil draußen vielleicht Tam Bleiken lauerte, und doch graute ihnen allen, im gleichen Raum mit der Besessenen zu sein. Die Kinder weinten vor Angst und Pastor Cruppius rief unaufhörlich:

„Schafft sie fort, sie ist besessen -“ aber niemand fand den Mut, sie anzufassen, und der Pastor selbst konnte nicht aus dem Bette kommen, weil er sonst über die Frau hätte wegsteigen müssen - wer konnte wissen, ob Satanas ihn dabei nicht an der Ferse packen würde?

Endlich - der Morgen graute schon - kam Jacobus, der Barbier, heim und wurde von dem allgemeinen Geschrei in die Stube gezogen. Sie stürzten alle auf ihn zu, umklammerten ihn, schrien und schluchzten. Der Kienspan war längst verbrannt. Jacobus konnte in der dunklen Stube zunächst nichts unterscheiden, und es dauerte geraume Zeit, bis er begriff, was geschehen war. Dann holte Anna einen neuen Span und beleuchtete die Frau.

„Ja, es ist Margaretha Tamen - man muß ihr den Daumen ausdrehen, damit sie wieder zu sich kommt“, sagte Jacobus und griff gleich selbst zu. Aber Margarethas Fäuste waren so ineinander verkrampft, daß er sie mit aller Gewalt nicht aufbrechen konnte.

„Satan hält sie fest“, klagte der alte Pastor; „schaffe sie fort, mein Sohn, sie ist besessen.“

„Das mag wohl sein“, gab Jacobus gleichmütig zu, der Margaretha nicht nur einmal unter den Händen gehabt hatte, und (186) besser im Westerländer Krüge Bescheid wußte als in seines Vaters Kirche; „sollte mich nicht wundern, wenn Tam Bleiken sie sich holt.“

Er packte zu, faßte die Frau unter die Achseln und schleppte sie zum Hause hinaus quer über den Kirchenweg; dort ließ er sie liegen. Später - da der Tag wirklich angebrochen war - sahen sie nach ihr; da war sie verschwunden, und als sie ihr weiter nachforschten, fanden sie sie auf dem Kirchhof neben Tam Bleikens Grabe, splitterfasernackt und tot. Ihr Körper war zerkratzt und geschunden, ihr Mund voll Blut, und das Gesicht blau, als wäre sie an ihrem eigenen Blut erstickt. Trotz allen Suchens fand man kein einziges ihrer Kleidungsstücke. Gott allein mochte wissen, was mit ihr vorgegangen war - Gott - oder vielleicht auch der Teufel. Pastor Cruppius wollte sie neben Tam Bleiken ins Grab legen, aber die Keitumer sträubten sich dagegen: sie wollten keine Verdammten auf ihrem christlichen Kirchhof dulden. So wurde die Leiche nach Westerland gebracht und dort beerdigt, aber die eigenen Kinder grauten sich vor der Mutter und wagten nicht, ihr Grab zu pflegen. Der Krug verfiel. Alle andern zogen fort, und endlich blieb die blöde Ingeborg als einzige Bewohnerin darin übrig. - Seit dem Tage, an dem Margaretha Tamen tot auf dem Keitumer Kirchhof lag, hörte das Schreien und Weinen unter der Kirche auf, das doch von Lichtmeß bis Jakobi die Sylter gängstigt hatte. Aber seit diesem Tage kränkelte der alte Pastor Cruppius. Er wurde wunderbarlich und fürchtete sich vor jedem Menschen, der ihm ins Haus kam. Anna Andresen suchte

ihn nach Möglichkeit zu schützen, denn nur solange der Vater lebte, bot das Pfarrhaus ihr und ihren Kindern eine Zuflucht. Was danach werden sollte, daran wagte sie gar nicht zu denken. So hütete und schonte sie mit dem alten Vater herum, so gut sie nur konnte, und er wurde immer abhängiger von ihr.

Eines Tages aber - es mochte ein halbes Jahr seit der schlimmen Nacht vergangen sein oder vielleicht ein paar Wochen mehr - war Anna zu einer Nachbarin zum Wollekratzen gegangen. Da drang ein großes und starkes Weibsbild in das Pfarrhaus ein und trotz des Widerstandes seiner Enkelkinder bis zum alten Pastor Cruppius vor. (187)

„Jee, Pastor, was ist das für ein Kram, daß man nicht zu Euch soll, wenn ich doch meinen Jungen taufen lassen will“, sagte sie erbost.

Der Pastor blinzelte scheu zu ihr auf.

„Anna - wo ist Anna?“ murmelte er ängstlich, und als er seinen ältesten Enkel gewährte, der sich mit der Frau zugleich in die Stube gedrückt hatte, winkte er ihn herbei; „hole mir das Kirchenbuch vom Bort herunter, Erk.“

Der Junge tat es und legte das Buch aufgeschlagen vor den Großvater hin.

„So - so - nun werden wir das gleich haben. Du mußt nicht so ungeduldig sein - wie ist dein Name?“

„Name? Weiß ich nicht“, antwortete das Weib mißtrauisch;

„Name - was ist das?“

„Ich meine: wie heißt du? Wer bist du?“

„Wer ich bin? Wißt Ihr das nicht, Pastor? Wo ich doch im Winter all und jeden Sonntag zu Euch in die Kirche komme! Jappen Maer von Kampen bin ich.“

„Von Kampen -“ der alte Mann dachte angestrengt nach; „bei wem wohnst du?“

„Bei niemand; bei mir selbst.“

„Welches ist denn dein Hof?“

„Hof - pah! Jee, ich möchte wohl einen haben, Pastor, aber ich habe keinen. Ich hüte doch die Schafe draußen auf Neuland.“

„So - so - du bist die Hirtin. Mußt nicht so ungeduldig sein. Ja, dann wohnst du wohl draußen in der Schäferhütte - hm, nun weiß ich wohl - und - also du hast einen Sohn.“

„Wohl, Pastor, den sollt Ihr mir taufen.“

„Bist du denn verheiratet?“

„Noch nicht, Pastor, aber das könnt Ihr dann auch wohl gleich richtig machen.“

„Hm, und wer ist denn der Mann?“

Die Frau zögerte.

„Jee, Pastor, müßt Ihr das wissen?“

„Gewiß muß ich das wissen; er muß doch auch mit zur Kirche kommen, wenn ich euch kopulieren soll.“

„Das muß wohl sein - jee, ja - jee, ja - es ist nämlich Tam Bleiken, Pastor.“ (188)

Der alte Mann sah von seinem Schreibkram auf. Sein Gesicht verzerrte sich; der Unterkiefer fiel herab.

„Tam - Bleiken -?“ lallte er, und dann, wimmernd - hilflos wie ein Kind: „Anna - Anna -!“

Heulend lief Erk Andresen aus der Stube und zum Hause hinaus, um seine Mutter zu holen. Als sie kam - noch keuchend vom schnellen Lauf - fand sie ihren Vater in den Lehnstuhl zurückgesunken, kraftlos hin und her schwankend unter den derben Fäusten der Jappen Maer. Anna stieß sie zurück und nahm den alten Mann in die Arme, der sich wie ein Kind an sie klammerte:

„Tam Bleiken, sagt sie - Tam Bleiken.“

Finster zog Anna die Stirn zusammen.

„Was soll der Unfug, Jappen Maer?“

„Kein Unfug; Pastor wollte wissen, wer mein Mann ist.“

„Tam Bleiken ist tot und begraben.“

Doch Jappen Maer schüttelte ruhig den Kopf.

„Ist er nicht, Anna. Den dein Vater begraben hat, das war ein fremder Mensch, den wir am Strande gefunden hatten. Wir zogen ihm Tams Kleider an und steckten ihn unter das Holz, als hätte das ihn erschlagen. Tam Bleiken lebt schon lange bei mir, und nun habe ich den Jungen von ihm.“

Da erhob sich Pastor Cruppius noch einmal und reckte die knöcherne Hand gegen Jappen

Maer aus:

„Die Toten stehen auf, und die da begraben sind, kehren wieder“, sagte er mit hohler Stimme. Dann brach er zusammen. -

Jappen Maers Sohn, Tam Tamen, wurde erst von dem Nachfolger des alten Cruppius, Herrn Paul Hansen, getauft, und dieser gab auch erst die Eltern des Kindes ehelich zusammen.

Der alte Cruppius lebte allerdings noch ein paar Wochen, aber er war nicht mehr imstande, Amtshandlungen vorzunehmen.

Dann starb er und Paul Hansen zog ins Pfarrhaus ein, nachdem er vorher schriftlich hatte versprechen müssen: „Wenn auch die Gemeinde aus Liebe gegen ihren alten Pastoren HE. Jac. Cruppius es gerne sehen, daß eine von dessen Töchtern bey dem Pfarrdienst verbleibe, alß laß ich mihr gefallen, im Fall mihr eine Jungfer davon werden kann, selbige künfftig nach Gottes Willen zu ehligem.“ (189)

Als Herr Paul Hansen aber von Hoyer herüberkam, fand sich, daß von den vielen Töchtern des seligen Cruppius wohl noch eine unbegeben war, aber das war Judith, die mit den Brüdern hinten in Archsum gehauset und ein dermaßen wildes Leben geführt hatte, daß Herr Paul Hansen auf diese Jungfrau verzichtete und statt ihrer die ehrsame Witib Anna Andresen freite, was der Gemeinde ebenso recht war. Es fand sich aber ferner, daß der selige Cruppius außer einem guten Viehbestand noch ein recht Erkleckliches an Kleidung, Wollvorräten und barem Gelde hinterlassen hatte. Über diese unerwartet große Erbschaft konnten sich seine Kinder nicht einigen; die Männer der verheirateten Töchter mischten sich auch in den Handel: Bleik Bleiken, Tams Bruder, Erich Knudten und Erk Schwennen aus Keitum, sowie Jens Jensen aus Morsum, also daß der Landvogt Seiten und Seiten seines Brücheregisters mit ihren Heldentaten füllen mußte:

„Jacobus Croppen Balbirer tho Keytum Clagedt auer Syne Broder Johannis Croppen darsülwest und Syne Broder Steffen Croppen sambt Syne Schwester Elisabeth Knudten, deswegen dat Johannes tho Ehm in dat Pastoradts Huse gekamen vnd mit Hulpe van Steffen vnd Elisabeth Ehm Syne Hände gebunden vnd mit Ein Flegell Klapper Jammerlich geschlagen, Sine beide Ogen, Imglicken Sine beide Armen Rodt und Blauw geschlagen, Etliche Sulver Knöpen van sine Foderhemmedt affgereten, sine Brostdoeck vor vpgerechten, Imglicken Syne Bruck Etlichermalen Vp gereten vnd Syne Rechter Lände blauw geschlagen.“

„Elisabeth Knudten tho Keytum Claget auer Ehre Broder Jakobus Croppen deswegen dat he Ehr, doeh Se Neuenst Ehre Andere Schwestern und Bröders in des Herrn Pastoren Huse thor Erffdehlung gefordert gewesen vpon Buten dehl in Etzliche Ehre Brödern vnd Sdiwestern Jegenwarth midt der Fuest geschlagen. “

„Johannis Kruppius ist vermöge Urthell und Recht zu Halße gefället, weil er Bleicke Bleicken in Keytum in seinem eigenen Hause Gewalt gethan.“ (190)

„Johannis Krupp ist nebst seyn Bruder Steffen Krupp und Schwester zu Halße gefället, weil Sie in der Herren Friede ihren Bruder Jacobus mit Schlägen und sonst sehr übell zugerichtet.“

„Hanna Jensen zu Morsum hat Erk Schwennen Frau gescholten und ist dahero zu Brüche erkand. Weil sie nur wenig in bonis hat, brüchet sie 3 Thaler.“

In Westerland war etwas vordem der alte Pastor Rhan gestorben. Seine Erben führten noch vier Jahre lang einen erbitterten Streit mit der Gemeinde, bei der es mehrfach zu Tätlichkeiten kam. Nun waren zwar die Pastoren als arme Hungerleider von den Syltern niemals groß angesehen, aber sie hatten doch auf sich gehalten und waren darum doch allgemein geachtet gewesen. Wie nun aber Frau v. Pincier zu ihrem Gatten sagte: Wenn Görtz im großen stiehlt, weshalb sollen wir es nicht im kleinen tun? - so sprachen jetzt auch die Sylter: Wenn sich des seligen Pastors Kinder um ihres verstorbenen Vaters silberne Knöpfe schlagen, weshalb sollen wir nicht auch mit Gewalt nehmen, was uns zusteht?

Es kam dahin, daß niemand mehr Achtung vor dem Eigentum oder der Person des andern behielt. Was durch den großen Hörnumer Strandraub seinerzeit auf die Insel gekommen war, wechselte oft dreimal oder viermal den Besitzer, ehe es wirklich angewandt wurde. Aber die Seuche, einmal eingeschleppt, griff noch weiter um sich. Nicht nur stahl jeder ohne Reue, was der Nachbar vordem selbst gestohlen hatte, sondern endlich war auch das nicht mehr sicher, was einer sich in ehrlicher Arbeit sauer verdient hatte. So wurde dem Andrees Nissen

in Archsum seine ganze Roggenernte in einer Nacht vom Felde gestohlen. Es mußten aber mehrere Hofbesitzer an dem Diebstahl beteiligt gewesen sein, denn es gehörten mindestens acht Gespanne dazu, die ganze Ernte in einer Nacht abzufahren. (191)

### 13 Der Sylter Mann

Von all diesen Geschichten hörte Lorens Petersen der Hahn nur im Winter, wenn er daheim war; im Sommer fuhr er auf Grönland. Wie der Kapitän, so ist das Schiffsvolk, und wie die Frau, so ist das Haus. Daher kam es, daß Lorens draußen wie drinnen in reiner Luft lebte. Nur die Nachbarinnen, die zu seiner Frau kamen, wußten in jedem Winter schlimmere Dinge zu berichten von Diebstahl und Untreue, Schlägereien und bösen Hexengeschichten. Ah mei - wie viele der Frauen, deren Männer auf See fuhren, folgten ihnen heimlich nach oder trieben inzwischen Unzucht mit dem Teufel und seinen Burschen. Man wagte kaum, im eigenen Hause darüber zu reden, denn die Hexen hörten durch die Wände hindurch, und wenn man sie erzürnte, rächten sie sich auf ihre Art: sie zogen den Kühen die Milch aus dem Euter in die eigenen Schüsseln; sie machten das Vieh krank oder ließen gar die Kinder sterben; sie schickten Stürme hinter den Schiffen drein, auf denen die Männer ausgefahren waren; sie schnüffelten auch aus, wenn die Männer draußen in den großen Hafentädten ein Liebchen fanden, und machten den Frauen damit das Herz schwer. Nein, es war gefährlich, die Hexen zu erzürnen.

Inge wurde immer ängstlicher. Außer Peter, dem Erstgeborenen, hatte sie nun drei kleine Mädchen am Rocksclippen hängen, lauter dralle, rotbackige Dinger, eins wie das andere. Auch das Vieh im Stall gedieh unter ihrer Hand und die Schafe in den Dünen. Das Haus stand fest, und der Silberhaufen in der alten Truhe mehrte sich von Jahr zu Jahr. Nur Peter, ihr Liebling, ihr einziger Sohn, wollte nicht hochkommen. Immer war er blaß und mieserig, kaum so groß wie Gondel, die doch gut zwei Jahre jünger war als er, und kaum halb so schwer. Kein Zweifel, da stecke Hexenneid dahinter. Inge war diensteifrig und betulich zu jedem alten Weib, das ihr nur irgend ins Haus oder sonst in Sicht kam, aber das half Peter alles nichts.

Es war in diesem Winter, kurz nach dem Petrithing - Lorens fing schon an, für die Sommerreise zu rüsten - als den kleinen (192) Peter ein Helligding anfiel. Ihm war heiß am kalten Tage; dann fror er wieder in der warmen Küche, daß seine Zähne klappernd aufeinanderschlügen, und nachts hustete er, bis die Schwestern davon erwachten und heulend nach der Mutter riefen. Sie holte Peter zu sich ins Bett, aber das Husten und Keuchen ließ nicht nach.

„Höre nur, wie er tut“, sagte sie angstvoll zu ihrem Mann; „es zerreißt ihn ja.“

Lorens nahm den zuckenden kleinen Körper in seine Arme und drückte ihn an sich.

„Schlaf doch nur, Litjpidder, ich bin doch bei dir.“

„Ich kann nicht, Vater, ich kann nicht“, stöhnte das Kind; dann verlangte es zur Mutter zurück.

Das ging so zwei - drei Wochen hindurch und wurde immer schlimmer, obgleich alle alten Weiber von Westerland, Rantum und Tinnum kamen, um das Kind zu besprechen, denn jeder gab Inge einen Klump Butter oder ein Säckchen Grütze oder einen Eimer Milch mit, wonach ihnen eben das Gelüste stand. Es half aber alles nichts. Der kleine Peter starb doch. Inge war wie außer sich, und es tröstete sie durchaus nicht, daß Lorens ihr half, eine Leichenfeier auszurichten wie für einen vollwertigen Mann. Sie weinte am Tage und saß die Nächte hindurch am offenen Sarge.

„Pidder, mein Pummelke, wach doch wieder auf!“

Vergebens suchte Lorens ihr gut zuzureden; sie hörte ihn kaum. Und als sie den kleinen Sarg ins Grab senkten, warf sie sich neben der offenen Grube auf die Erde und streckte die Hände aus, um ihn wieder heraufzuholen. Sie war wie von Sinnen. „Bleibe über Sommer daheim, Lorens“, sagte der alte Erk Andresen, als er zum Leichenschmaus ins Haus kam und sehen mußte, daß Lorens die Gäste bediente, weil Inge sich in einen Winkel verkroch. „Inge hat es schon einmal so gehabt, damals als Jens Grethen starb. Da ließ sie das Vieh hungern und das Korn auf dem Felde verkommen. Mag wohl sein, daß sie auch die kleinen Mädchen nicht gut versorgt, wenn du fort bist.“ Daheimbleiben - über Sommer? Daran hatte Lorens noch nie gedacht. Er schüttelte nur den Kopf, aber nun kam auch noch Steffen Taken, der Landvogt,

von der andern Seite. (193)

„Erk Andresen hat recht, Lorens; fahr nicht mehr aus. Mir ist angst, ich schaff es nicht mehr lange, und dann muß wenigstens ein ehrlicher Mann an Bord sein. Peter ist ein altes Weib.“

„Ihr denkt gut von mir, Steffen Taken“, entgegnete Lorens.

Der Landvogt sah zu ihm auf und überblickte prüfend die hohe Gestalt mit dem schmalgeformten klugen Kopf, den hellen Augen unter der starken Stirn und dem festgeschlossenen Munde mit den schmalen Lippen. Dann antwortete er bekräftigend:

„Bei den Raben - das tue ich, Lorens!“ -

Der Gedanke, daheim zu bleiben, lag Lorens aber noch so fern, daß er sich nicht schnell dazu entschließen konnte, doch gingen ihm die Worte der beiden Männer Tag und Nacht im Kopf herum. Es wurde wirklich so schlimm mit Inge, wie ihr Vater gefürchtet hatte. Sie sprach kein Wort, das sie irgend vermeiden konnte, und schleppte sich nur so durch den Tag, so daß Lorens die Angst ankam: wenn ich ausreise, legt sie sich hin und stirbt dem Jungen nach. Die kleinen Mädchen, die drall und lustig wie immer waren und nichts davon merkten, daß der Bruder fehlte, fingen an, sich vor der Mutter zu fürchten. Wenn sie ihr aber scheu aus dem Wege gingen, weinte Inge.

Eines Nachts lag Lorens allein, denn Inge war zu den kleinen Mädchen ins Bett gekrochen und Lorens mochte es ihr nicht wehren. Er konnte nicht schlafen; seine Gedanken ließen ihm keine Ruhe, und endlich schob er die Türen zurück und stieg in die Stube hinunter. Hell lag der Mondschein außen auf den grünen Fensterchen und drang als dämmernde Helligkeit auch in die Stube ein. Dabei sah Lorens, daß der Raum voll war von Schatten, die er kannte. Da war sein Vater, der sich ihm so lange nicht gezeigt hatte; da war eine alte Frau, von der er gleich wußte, daß es Greth Skrabbel sein mußte, denn sie hatte den kleinen Peter an der Hand, wie nur eine Großmutter tun kann. Das mußte Inge sehen, dann würde sie wieder froh werden, dachte Lorens, doch da wandelten sich die Schatten. Er sah Haulk Erken und sah Jens Grethen mit seinem freundlichen Lächeln und sah - ganz undeutlich nur - auch Gerson Cruppius, aber auch der hatte nichts Ungutes.

Was wollt ihr alle von mir? dachte Lorens; wollt ihr, daß ich daheim bleibe? (194)

Ja, das wollten sie; da blieb kein Zweifel. Er fühlte es deutlich, aber gleichzeitig fühlte er, daß sie noch mehr von ihm wollten. Da kam ihm zum erstenmal der Gedanke, als sollte er nicht nur für diesen Sommer seine Grönlandfahrten aufgeben, sondern als sollte er sich nun ganz und gar für die See bedanken und für alle Zeit auf Sylt bleiben. Betroffen sah er zu Boden. Das hatte er nicht erwartet. Da durfte ihm niemand dreinreden, auch die Toten nicht. Oder wußten sie besser als er selbst, was gut und recht für ihn war?

Langsam hob er wieder den Blick. Da war eine Wolke vor den Mond gezogen, und er sah nichts mehr. Ihm schien aber, daß sie alle noch bei ihm wären und ihn mit leichten Händen anrührten.

Soll ich nun ganz und für immer daheim bleiben? Ist es das, was ihr von mir wollt? fragte er sich selbst, und sein Herz antwortete ihm:

Ja, das ist es! -

So kam es, daß Lorens in diesem Sommer die Genossen allein ausfahren ließ. Er gab seinem Bruder Manne einen Brief an David Worms mit, in dem er dem Reeder für diese Fahrt absagte und ihm zusicherte, daß er im Herbst Bescheid schicken würde, ob er ganz auf Sylt bleiben mußte. Als aber Manne ihn anging, er sollte ihn David Worms als Nachfolger empfehlen, schüttelte Lorens den Kopf:

„Du hast nicht die Kenntnisse dazu.“

„Die hattest du auch nicht im Anfang.“

„Doch, Googe hatte mich gelehrt.“

„Jee, du warst ja auch sein Einziger“, spottete Manne bitter.

„Aber weshalb gabst du uns nicht weiter, was du von ihm gelernt hattest? Dann könnten wir andern wohl auch als Kommandeur fahren.“

Lorens schwieg verstutzt.

„Wenn du willst -“ meinte er nach einer Weile; „ich tue es gern. Aber für diesen Sommer ist es nun zu spät.“

„Dann im Winter für den nächsten Sommer“, sagte Manne zäh.

„Bei den Raben - ich habe es satt, für jedermann Hansquast zu spielen, nur weil ich die Wissenschaft nicht habe.“ -

Lorens merkte bald, wie gut es war, daß er sich zum (195) Daheimbleiben entschlossen hatte. Es gab Tage, an denen Inge still und stetig bei der Arbeit war, aber es gab auch andere, an denen sie nach einer durchweinten Nacht völlig unbesinnlich war; wo sie vergaß, den Milcheimer zu bergen, so daß das Kalb aussoff, was sie der Kuh abgenommen hatte; oder gar vergaß, den Kindern die Bettüren zu öffnen, ehe sie selbst aufs Feld ging, so daß die kleinen Mädchen den halben Tag in dem engen dunklen Raum eingesperrt waren und wie unklug schrien und tobten. Wenn Inge hinterher merkte, was sie angerichtet hatte, weinte sie wieder über die eigene Unbesinnlichkeit und wurde immer elender. So fing Lorens heimlich an, ihr aufzupassen und hinter ihr drein zu räumen, was sie etwa vergessen hatte. Ohne daß sie es selbst merkte, verließ sie sich bald darauf, und allmählich wurde es dadurch besser mit ihr.

Es kam der Frühling und die Sonne stieg. Die Erde strömte einen warmen Duft aus, und über Watt und Weiden balzten die Vögel, daß Lorens wunderbar vom Zuschauen wurde. Er fing wieder an zu lachen, was er fast verlernt hatte, und piff wohl gar, was niemand sonst auf der Insel tat. Als er so eines Abends in die Küche kam, noch heiß und rot von der ungewohnten Feldarbeit, die kleine Merret auf dem Arm, die sein Liebling war und immer mit dem Finger in seinen Mund zu bohren suchte, wenn er ihr eins piff - da sah Inge von ihrer Arbeit auf, und zum erstenmal ging auch über ihr Gesicht wieder der Schatten eines Lächelns.

„Greth Skrabbel -“ sagte sie, und er verstand wohl, was sie meinte, denn von der Großmutter mußte er das Pfeifen und den Singsang geerbt haben, so gut wie das helle Lachen, das weder Vater noch Mutter vor ihm gehabt hatten und auch keiner seiner Brüder kannte.

Lorens setzte das Kind auf die Erde und trat zu seiner Frau. „Inge“, sagte er leise und umschlang sie heiß; „Inge, wenn du wieder lachen könntest - ich habe Hunger danach, Inge.“

Ihr Schossen die Tränen in die Augen. Sie hob die Hand und Strich mütterlich über den Kopf, der fest an ihrem Halse lag. „Habe ich dich hungern lassen, mein armer Junge? Ich wußte es nicht mehr, aber nun soll auch alles wieder besser werden - bald - bald - habe nur noch ein wenig Geduld mit mir.“ (196)

Von nun an wurde es täglich heller um sie. Es war, als hätte sein Anruf sie geweckt und als setzte sie nun ihren Willen dahinter, wieder fröhlich zu werden. Die langen Tage und hellen Nächte, die Lorens seit Kinderzeiten nicht mehr auf der Insel erlebt hatte; das lebendige Leben von Mensch und Vieh; und die sommerliche Wärme, die er kaum noch kannte, machten sein Blut so rasch und so heiß, daß Lachen und Singsang im Hause nicht mehr verstummten. Wenn die kleinen Mädchen auch nicht singen konnten, so lachten sie desto mehr mit dem Vater. Immer öfter aber stimmte Inge leise ein wenig ein, und als die schönen Tage um Pfingsten kamen, wo die Felder bestellt und der erste Grasschnitt noch nicht angesagt war, da lag sie Lorens wieder im Arm, als hätte der Pastor sie gestern zusammengegeben - war wieder weich und warm, lachend und selig wie eine ganz jung-junge Frau. -

Kurz ehe die Heuernte begann, kam der alte Erk Andresen aus Tinnum zu seinem Schwiegersohn und bat ihn, ob er wohl mit ihm nach Hoyer fahren möchte; er wollte Fohlen kaufen, um sie aufzuziehen, denn er hielt nichts von denen, die auf Sylt zur Welt kamen. Lorens war die Abwechslung recht; auf die Dauer behagte ihm die feste Erde denn doch nicht. So reisten die beiden Männer aus, kauften drüben drei Fohlen - denn Lorens wollte Inge auch mit einem überraschen - und gingen am fünften Tage mit ihnen wieder an Bord des Fährschiffes. Als die Flut zu steigen anfang, wollten sie gerade loswerfen, da kam ein Mensch über den Deich gelaufen, der ihnen mit allen Zeichen von Angst winkte, vom Deich heruntersprang und ins Watt hinauswatete. Das Wasser ging ihm bis an die Brust - an den Hals - da warf ihm der Schiffer ein Tau zu und zog ihn an Bord.

Der Mann rang nach Atem, keuchte und stieß ein paar Worte im plattesten Dänisch hervor. Dann wies er ihnen seinen Rücken, der von blutigen Striemen zerfetzt war.

„Ein entfloher Leibeigener“, meinte der Schiffer und ließ den Anker hiewen, so schnell es nur anging; „verfluchte Bande!“

Als der Mann merkte, daß die Sylter ihn nicht zurückstießen, sondern mitnehmen wollten, fiel er vor ihnen auf die Knie und streckte die Hände gegen sie aus, als wären sie Engel vom (197) Himmel; die Tränen stürzten ihm nur so hervor, während er Dankesworte zu stammeln versuchte. In dem Augenblick aber, als der Anker hochkam, tauchte in einiger Entfernung auf dem Deich eine Gruppe von Reitern auf; da wußten alle, - was es galt. Lorens sprang hinzu und half dem Schiffer, die Segel zu setzen. Es wehte ein lustiger Nordwest und war viel Wasser, so konnten sie hoffen, glatt übers Hoyerwatt hinauszukommen. Der Flüchtling selbst

aber saß, seitdem er die Reiter entdeckt hatte, völlig teilnahmslos und stierte mit verglasten Augen zum Deich hinüber.

Jetzt deckte die Reiterschar die Mühle von Emmerleff, nun den Kirchturm, doch nun fuhr der Wind knatternd in die Segel und das schwerfällige Fährschiff gewann Leben.

„Kriech unter Deck; wenn sie dich sehen, werden sie schießen“, sagte Lorens zu dem Dänen, aber der Mann verstand ihn nicht oder war vor Angst völlig verdummt. Da packte ihn Lorens, schleppte ihn zur Luke und stieß ihn in den Raum hinunter. Dann trat er mit Erk Andresen neben den Schiffer, der selbst am Ruder stand, und schaute gleichmütig den Reitern entgegen. Schon sprengte der erste vom Deich herunter über das grüne Vorland zum Wattrand und wollte sein Pferd ins Wasser hinaus zwingen. Aber das stemmte die Vorderfüße auf und stand wie ein störriger Bock.

„Halt!“ schrie der Reiter zum Schiff hinüber; „halt!“

Lorens spuckte vor ihm ins Wasser.

„Als ich noch mit dem glücklichen Matthis fuhr, hatten wir einmal einen an Bord“, sagte er und dachte an Gottfried Köhler; „der fütterte von der roten Tonne bis zum Land hinaus die Fische, so gütig war er. Aber ehe es ihm ankam, daß er den Kopf über Bord stecken mußte, schrie er auch immer: Halt, halt! In des Allmächtigen Namen bitte ich Euch: haltet an!“

Die andern Männer lachten, aber dann duckten sie sich, denn der nächste Reiter, der nun den Deich heruntergeflogen kam, als rührte seines Pferdes Huf kaum den Boden, hob die Hand, und pfeifend fuhr eine Kugel über das Schiff fort.

„Halt in des Königs Namen!“ rief er in deutscher Sprache; „das Vieh ist mein.“

„Wir haben unsere Fohlen ehrlich bei Teide Todsen am (198) Ruttebüller Koog gekauft“, antwortete Lorens lachend, aber er nahm sich nicht die Mühe, es laut zu rufen, denn eben gebot der Schiffer: „Ree!“ und da der Junge halbtot vor Angst sich hinter den Fohlen geborgen hatte, griff Lorens zu und half selbst den Baum umlegen.

Während sie nun hart unterm Winde sich schnell vom Lande entfernten, hielten die Reiter drüben einen Rat. Sie ritten den Deich hinauf – hinunter – spähten nach allen Seiten und wiesen mit lebhaften Gebärden immer wieder auf das Fährschiff hin. Dann betrachteten sie die Schiffe, die hier und da im Watt an ihren Ankern rissen, deuteten endlich auf eins, das einen unklug hohen Mast hatte, und stoben davon. Der Schiffer machte ein finsternes Gesicht.

„Wenn sie die Jacht vom Amtmann bekommen, steht die Sache faul.“

„Seit wann hat Herr von Pincier eine Jacht?“

„Pincier? Oha, der ist gar nicht mehr Amtmann.“

„Nicht mehr Amtmann? Seit wann?“

„Seit voriger Woche; hat Teide Todsen Euch nicht davon erzählt?“

„Nein, wie ging das denn zu?“

„Jee -“ der Schiffer steckte sich einen Priem in die Backe, stellte den Jungen ans Ruder und ging mit den Männern vor den Mast; „ihr wißt doch: der Minister Görtz kauft und verkauft alles, was ihm in die Hände kommt -“

„Wie ein Trödeljude“, stimmte Lorens zu. „Was meint Ihr, Vater, ob wir ihm nicht doch einmal Eure ledernen Buxen anbieten?“

Erk Andresen knurrte. Die ledernen Hosen hatte er einmal von einem Strandgang heimgebracht; die hielten ihn seit zehn Jahren wohl schon warm und trocken.

„Ja - und nun verkauft er auch Amtmannsbelehrungen“, fuhr der Schiffer gemächlich fort, „und hat Tondern an einen Claas Stövike verkauft.“

„Wie kann das angehen?“

„Weiß nicht, ist mir auch justament egal“, sagte der Schiffer. „Aber diesem Stövike gehört das Beest da mit dem langen Mast, und dazu ein Junge, der segelt wie der fliegende Holländer (199) selbst. Der läuft Euch durch die Osterley, über die Draght und Mittelplate und fängt Euch ab, ehe Ihr nach Keitum kommt.“

„Und dann -?“

„- holt er uns im Namen des Königs den Mann wieder von Bord.“

„Was geht uns seines Königs Namen an?“

Der Schiffer grientete.

„Nichts - aber die Sorte Leute ist mit blauen Bohnen nicht sparsam, und damit verstehen sie besser umzugehen als du und ich.“

Lorens schwieg.

„Bist du sicher, daß er leibeigen ist?“ fragte Erk Andresen nach einer Weile.

„Ich habe schon mehr von der Sorte an Bord gehabt“, antwortete der Schiffer. „Wißt ihr, sie sind nicht mehr als ein Stück Vieh, das ist schon wahr; ich möchte so einen auch nicht gegen meine beste Kuh oder ein gutes Fohlen tauschen.“

„Weshalb hilfst du ihnen denn?“

„Jee - Mensch ist doch Mensch, nicht wahr? Ob der nun auch mal ausgeschlafen hat?“

Der Schiffer riß die Luke auf und rief in den Raum hinunter, aber da regte sich nichts. So stieg er selbst in das Loch und kam nach einer Weile wieder hoch.

„Hee, Lorens, kannst mir mal helfen! Viel Leben ist da nicht mehr drin, und wenn er uns tot geht, verklagt uns sein Herr auf Mannbuße.“

Sie zogen den Bewußtlosen ans Tageslicht, rieben ihm den Rücken mit Branntwein, flößten ihm auch ein, so viel er schlucken konnte, und als er wieder zu sich kam, gaben sie ihm ein paar getrocknete Fische. An denen sog er mit großer Gier. Dann fingen sie an, ihn auszufragen, soweit sie sich mit ihm verständigen konnten. Dabei kam eine Geschichte zutage, wie sie unter den leibeigenen Jüten nicht gerade selten war, die aber den freien Syltern doch das Blut zu Kopfe jagte.

Der junge Mensch, Bitte Sören mit Namen, gehörte dem Freiherrn Christian Ditlef Rantzau auf Löwenholm im Amte Randers. Unter dem Vater dieses Christian Ditlef war es ihnen so gut gegangen, wie Bitte Sören treuherzig versicherte, aber der (200) junge Herr hatte zu schöne Pferde im Stall. Die wollte er nicht an die Feldbestellung wenden. So spannte er die Leibeigenen vor Pflug und Wagen.

„Wenn uns der Vogt nur mehr Ruhe gelassen hätte, würden wir es wohl geschafft haben“, meinte Bitte Sören. „Aber ehe die Feldbestellung fertig war, hatte er schon fünf von uns totgeschlagen, und meine Mutter, die Köchin im Schloß ist, hörte von einem, der bei Tisch aufwartet, daß der Vogt zum gnädigen Herrn gesagt hatte: bei der Ernte würden wohl noch mehr draufgehen. Aber das wollte der Herr doch lieber, als seine Pferde dran zu geben - oh, die hatten es gut - den ganzen Tag zu fressen, so viel sie nur mochten, und brauchten nie zu arbeiten.“

„Und also rißt Ihr aus?“ half der Schiffer ein. Er hatte inzwischen immer ein Auge im Segel und das andere drüben bei der Jacht gehabt, und in dem Augenblick, als nun ein Segel an dem unklug hohen Mast hochging, nahm er dem Jungen wieder das Ruder aus der Hand und drückte es schärfer Backbord. „Wollen mal 'n bütschen auf Listland fahren“, meinte er, und wer ihn kannte, wußte, daß sein Kompaß Mißweisung hatte, wenn das Hamburger Platt bei ihm durchschlug.

Aber der Flüchtling merkte nicht, was vorging; er sog an seinem Dorsch.

„Ja“, antwortete er auf des Schiffers Frage; „wir dachten: wenn wir doch sterben müssen - meine Mutter kam zu mir und gab mir Geld; sieh.“

Er holte zwei holländische Deut aus dem Hosensack und liebäugelte damit. Offenbar hatte er vordem noch nie ein Stück Geld in der Hand gehabt und betrachtete die blankgeputzten Kupferstücke mehr als Amulette denn als Gebrauchsgegenstände. Dabei war er gewiß zwanzig und einige Jahre alt.

„Und wenn sie deine Mutter fangen?“ warf Lorens ein.

Betroffen sah der junge Mensch auf; dieser Gedanke war ihm entschieden noch nicht gekommen. Doch dann ging ein schlaues Lächeln über sein breites Gesicht.

„Sie machen sie nicht tot, sie kocht so schön, sagen sie.“

Lorens schwieg. Ihm war ein Fall zu Ohren gekommen, wo sich der Besitzer an die Frau eines geflohenen Leibeigenen gehalten (201) hatte. Er hatte die Frau auch nicht tot gemacht, aber er hatte sie mit daumesdicken Weiden peitschen lassen, solange die Stöcke nur halten wollten. Danach hatte er sie so zwischen zwei Pfähle schließen lassen, daß die Frau wohl liegen, aber nicht sich aufrichten konnte. Sie war nicht gleich tot gewesen - o nein, aber am dritten Tage war sie dann doch gestorben. Immerhin - vielleicht hatte sie nicht so gut kochen können wie Bitte Sorens Mutter - und weshalb sollte man ihm das Herz schwer machen? Kein Mensch konnte der Mutter mehr helfen, wenn ein Verdacht auf sie fiel und sie in den Händen ihres rechtmäßigen Herrn war.

Ree! Wieder wurde ein Schlag nach Nordosten geführt. Wenn der Schiffer ihn bis ins Römöer Tief hinauf nahm, konnte er mit dem nächsten in den Königshafen einlaufen. Die Frage war nur, ob die schmucke Jacht mit den mächtigen Flügeln ihn auf diesem Wege noch überholen



konnte, denn die Jacht war dem Fährschiff gefolgt, statt Kurs durch die Osterley auf Keitum zu nehmen.

Lorens der Hahn und Erk Andresen sahen wohl die Gefahr, fanden es aber nicht nötig, Bitte Sören damit bekannt zu machen. Der hatte sich inzwischen mit den Fohlen angefreundet, hatte ihnen vorsichtig die Fesseln gelockert, ohne ihnen doch Raum zum Beinbrechen zu geben, fütterte sie mit dem Stück Brot, das Lorens ihm geschenkt hatte, und ließ sie vorsichtig ein wenig laufen. Man konnte leicht sehen, daß er sich auf den Umgang mit Pferden verstand. „Er kann Euch die Fohlen nach Tinnum treiben“, meinte Lorens, aber Erk Andresen seufzte: „Wollte, wir wären erst daheim. Ich habe keine Lust mehr zu dem Ding, Lorens, dazu bin ich zu alt.“

„Schade, Vater, ich finde, es macht mächtig Spaß. Donnerschlag, hat die Deern flinke Füße!“ Welche Deern? Der Jüte sah sich um, aber auf die Jacht achtete er nicht, und verstand nicht, weshalb Lorens ihn wieder ins dunkle Loch steckte. Er fragte aber nicht; er war an Gehorsam ohne Worte gewöhnt.

Beim nächsten Schlage kreuzte die Jacht dicht hinter dem plumpen Fährschiff auf, aber sie konnte so noch nicht gegen den (202) scharfen Nordwest an die Einfahrt gewinnen, mußte noch einmal nach Nordost hinauf. Dem Fährschiffer aber kam seine bessere Kenntnis der Rinne zugute. Er rutschte dicht unter Ellenbogensodde in den Hafen, hielt so gut er konnte nördlich von Uthörn ab und kam in flachem Bogen scharf in die äußerste Westecke des Hafens. Um diese Jahreszeit war er meist recht besucht. Doch heute lagen hier nur zwei Austernfänger und ein Färöer Küstenfahrer vor Anker. Der Fährschiffer konnte sogleich an den Dukdalben festmachen, die Segel polterten herunter und Lorens und Bitte Sören liefen, was sie laufen konnten, und jeder dabei ein weißes Tuch schwenkend, nach der Hütte des Lister Eierkönigs, die im Winkel zwischen Listland und dem Ellenbogen eingeklemmt in den Dünen lag.

Als die Jacht eine gute halbe Stunde später neben dem Fährschiff festmachte, grasten die drei Fohlen friedlich drüben auf dem Weideland, und der Schiffsjunge saß an Deck und schnitzelte an einem Stück Holz herum; sonst war niemand zu sehen.

Neugierig schaute er auf die feinen Herren in ihren reichen Gewändern; er sah sie an, wie man wohl ein schönes Stück Vieh betrachtet.

„Verfluchter Bengel! Wo ist der Schiffer?“

„Meint Ihr mich?“ fragte der Junge erstaunt.

Ein böser Fluch in dänischer Sprache war die einzige Antwort des ersten Fragers. Dann mischte sich ein zweiter ein, der ein ruhiges, stolzes Gesicht zeigte.

„Wo ist der Schiffer?“

„Da“, antwortete der Junge und deutete auf die Luke; „er schläft.“

„So wecke ihn.“

„Das darf ich nicht.“

Der Stolze winkte einem jungen Menschen in wunderlich bunter Kleidung. Der sprang gewandt auf das Fährschiff hinüber, versetzte dem Jungen ein paar tüchtige Ohrfeigen und riß die Luke auf. Der Junge erhob ein mörderisches Geschrei, und im nächsten Augenblick kletterte der Schiffer mit zornrotem Gesicht an Deck, packte den jungen Menschen und stieß ihn rücklings vom Schiff hinunter, wo er im Schlamm zappelte wie ein Maikäfer, den man auf den Rücken legt. Die Herren brachen (203) in zornige Rufe aus, aber der mit dem stolzen ruhigen Gesicht hob die Hand, und nicht einer griff zur Pistole, was Erk Andresen, der nun auch an Deck kam, sicher erwartet hatte. Er ahnte nicht, daß der entflozene Leibeigene ein besonders wertvolles Besitzstück war, und daß seinem Herrn alles daran lag, ihn auf gütlichem Wege wieder zu bekommen.

„Ihr seid unhöflich“, bemerkte der, dem alle andern gehorchten. „Wir wünschen nur Euch zu fragen, ob Ihr nicht noch andere Fahrgäste hattet?“

„Dazu brauchst du mich nicht aus dem Schlaf zu wecken“, brummte der Schiffer grob und verschwand mit halbem Leib wieder in der Luke.

„Bleib oder ich schieße!“

Der Schiffer kam wieder hoch.

„Was hast du davon? Ein toter Mann gibt auch keine Antwort. Aber wenn du schießt, bist du dein Leben auch los. Ihr sitzt in der Mausefalle, ihr Herren!“

Unwillkürlich sahen die Herren sich um und bemerkten nun zwei Boote, die von Ellenbogens

Odde nach Uthörn übersetzten.

„Sie schließen das Fahrwasser. So bleibt nur noch die schmale Rinne zwischen Uthörn und Melhörn. Da findet von Melhörn aus wohl mehr als eine Kugel den Weg zu euch, und wenn ihr den Hafenfrieden brecht, schießen sie euch das Schiff leck.“

Die Herren tobten, nur der Stolze wahrte seine Ruhe.

„Wir wollen nichts als unser Recht. Der Mann, der auf deinem Schiff übersetzte, ist mein Eigentum.“

„Kann jeder sagen! Wohl, ich hatte noch zwei an Bord, einen Langen und einen Kurzen. Der Kurze sah aus wie ein Leibeigener, das ist wahr; aber der Lange bezahlte mit für ihn, so fragte ich nicht.“

„Wo sind die beiden geblieben?“

„Sie gingen zum Bierkönig.“

Die Laune der Herren schlug bei diesem Wort plötzlich um. „Bierkönig - Bierkönig!“ und sie brüllten vor Lachen.

„Darf man fragen, ob dies hier das Reich Seiner Majestät des Bierkönigs ist?“

„Wohl, das ist es.“

(204)

„Und dort drüben sein Schloß?“

„Wohl, wohl.“

„Nun, dann wollen wir Seiner Majestät unsere Aufwartung machen, Messieurs.“

Der Schiffer zog ein bedenkliches Gesicht, als er sah, daß die Herren zu ihren Waffen griffen.

„Laßt die Waffen hier und geht nicht allesamt; ihr würdet nicht lebend hinkommen.“

„Das wollen wir doch sehen!“

Nun mischte sich Erk Andresen ein.

„Der Schiffer hat recht, ihr Herren. Der Bierkönig läßt niemand in sein Gebiet, der nicht von einem Befreundeten geführt wird. Ehe ihr die Hütte erreicht, müßt ihr durch die Dünen. Die Leute, die dahinter liegen, könnt ihr nicht sehen, wohl aber sehen sie euch, und sie treffen gut. Es sind Lille Peers eigene Söhne.“

„Werden sie mich durchlassen, wenn ich allein komme?“ fragte der Herr des Flüchtlings.

Erk Andresen sah fragend auf den Schiffer; der hob gleichmütig die Achseln.

„Kann sein, kann auch nicht sein“, antwortete er mürrisch; dann verschwand er endgültig in seiner Luke.

Die Herren redeten heftig durcheinander, doch da sie halb dänisch, halb französisch sprachen, verstand Erk Andresen nicht eben viel davon. Nur soviel begriff er, daß sie die Verfolgung des Flüchtlings nur wie ein Jagdvergnügen ansahen, und daß es den andern allen ziemlich gleichgültig war, ob sie ihn lebend oder tot fingen. Nur der Besitzer selbst, der also wohl der Herr von Rantzau war, schien Wert darauf zu legen, Bitte Sören noch lebend und möglichst unbeschädigt wieder in seine Hände zu bekommen. Er hörte auch nicht viel auf das Gerede der andern, sondern ließ sich ein Brett vom Schiffsrand nach dem Lande hinüber legen und machte sich wirklich auf den Weg.

Er war nicht gewöhnt zu Fuß zu gehen, der Freiherr Christian Ditlef von Rantzau, doch schritt er, solange er noch grünes Weideland unter den Füßen hatte, recht stattlich aus. Dann aber wurde der Weg Weich; der Dünensand war darübergelaufen, und in den Dünen selbst wurde das Schreiten zum (205) mühsamen Waten. Dazu kam, daß es gegen Abend ging, und die Sonne ihm blendend in die Augen stach. Die Seevögel, die hier herum in Mengen brüteten, gingen schreiend auf und stießen von allen Seiten auf ihn hernieder, hackten nach den bunten Federn auf seinem Hut, und bald war er übel bekleckert. Ein paar riesige Hunde von unangenehmem Aussehen folgten ihm auf den Fersen, aber ihm wurde nicht behaglicher zumute, als ein scharfer Pfiff aus unbekanntem Regionen die Tiere plötzlich unsichtbar machte. Er war ein tapferer Herr, der junge Herr von Rantzau auf Löwenholm, aber er war nicht gewöhnt, allein zu sein, und das Schweigen der Sandberge beklemmte ihn. Endlich sah er die Hütte vor sich. Dicker Rauch quoll unter dem niedrigen Strohdach hervor, und als er in die Türöffnung trat, die nach Osten ging, sah er in der schwarzen Höhle nichts als das flackernde Herdfeuer. Aber ein drohendes Knurren warnte ihn, weiter zu gehen, und als er sich umblickte, standen die beiden bössartigen Hunde wieder neben ihm.

„Hallo!“ rief er.

Da krabbelte es in der Hütte, und heraus trat ein nur eben mittelgroßer Mann, aber schwer

und breit wie ein unbehauener Eichenklotz.

„Was willst du hier? Eier stehlen? Scher dich dahin, woher du gekommen bist!“

Dem Edelmann schwellen die Adern an den Schläfen, aber er bezwang sich.

„Ich suche einen entflohenen Leibeigenen.“

„Das ist ein ander Ding, und soviel an mir liegt, will ich dir dabei wohl helfen.“

Der Bierkönig pfiß auf zwei Fingern, und aus einer Dünenschlucht kam ein jüngerer Mann, lang mit schlenkerigen Gliedern, aber gut im Zeug und mit einem Gesicht, das an stolzer Ruhe dem des Edelmannes nichts nachgab.

„Jee – Vater?“ fragte er, ohne dem Herrn von Rantzau mehr als einen halben Blick zu gönnen.

„Hast du nicht vorher einen Mann laufen sehen?“

„Wohl, wohl.“

„So zeige dem Herrn, wo er lief, aber sieh zu, daß er keine Eier stiehlt.“ (206)

Die Hand des Herrn von Rantzau fuhr an die Pistole, die er gegen Erk Andresens Rat im Gürtel trug, aber der andere kam ihm zuvor und preßte mit einem einzigen Griff seiner harten Faust des Edelmanns Arm so, daß der schlaff herunterfiel; dann zog er ihm die Pistole seinerseits aus dem Gürtel.

„So, mein Junge, das Ding kannst du dir auf dem Rückweg wieder abholen. Ja - wir sind nicht deine Leibeigenen. Nun geh nur den Pfad dort hinauf, Lorens wird schon auf dich aufpassen.“

Herrn von Rantzaus Augen glühten, aber er wandte sich schweigend und schlug den bezeichneten Pfad ein. Lorens der Hahn folgte ihm. Im stillen bewunderte er die Selbstbeherrschung des Edelmannes; ihm mußte wirklich besonders viel an Bitte Sören liegen.

Der Pfad kroch an einer Düne hoch, lief auf einem langgestreckten Kamm weiter und stieg dann einen mächtigen weißen Sandberg hinauf. Als Herr von Rantzau den gewaltigen Rücken nicht ohne Mühe im weichen Sande watend erstiegen hatte, blieb er unwillkürlich stehen. Vor ihm - unter ihm dehnten sich weite Täler, dahinter neue Dünenketten. Die Sonne stand nun schon tief; lang fielen die Schatten der hohen Dünen in die dunklen Täler hinein, die widerhallten von dem Geschrei unzähliger Seevögel. Wieder stießen die Vögel voller Wut auf die einzeln stehenden Menschen - kreischend, flügelschlagend, so daß der Freiherr kaum ruhig Umschau halten konnte.

Lorens war inzwischen weitergestiegen und stand nun - schwarz gegen den hellen Abendhimmel - hoch auf einer Kuppe, die sich noch über dem großen Sandberg erhob und dann als vorspringende Nase schroff gegen das Tal abfiel. Herr von Rantzau trat neben ihn, da wies Lorens nach Süden hinüber, wo sich eine Dünenkette hinter die andere schob - ein unübersehbares Gewirr.

„Dort lief ein Mann; nun mag er wohl schon halbwegs Sylt sein.“

Bitte Sörens Herr schirmte die Augen vor der tiefstehenden Sonne und sah scharf nach der bezeichneten Richtung. Da wimmelte und krimmelte es von weidenden Schafen - weißen - braunen, und noch ganz schwarzen Lämmern. Was der Herr (207) auch immer für eine menschliche Gestalt hielt, erwies sich im nächsten Augenblick doch wieder als ein Schaf; dazu verwirrten ihn die flügelschlagenden Möwen. Wie sollte er hier Bitte Sören finden? Und Eile tat not - zwischen Listland und Sylt ging die Grenze quer über die Insel. Erreichte der Flüchtling sie zuerst, so war er damit dem Machtbereich des dänischen Königs und des Freiherrn von Rantzau zugleich entronnen.

„Hole deine Hunde, daß ich sie auf die Fährte setze; habt ihr auch Pferde?“

„Sie würden dir nicht gehorchen, weder Hund noch Pferd“,

antwortete Lorens und tat, als merkte er nicht, daß dem Herrn wieder die Zornesröte ins Gesicht schlug, weil er ihm das „Du“ zurückgab.

„So komm mit, es soll dein Schade nicht sein.“

„Das erlaubt der Vater nicht“, sagte Lorens scheinheilig; bei sich aber grientete er: „mir würden die Biester doch ebensowenig gehorchen!“

„Dann werde ich meinen eigenen Hund von Bord holen.“

„Lille Peers Hunde werden ihn zerreißen.“

Da brach des Edelmannes so mühsam gewährte Selbstbeherrschung; seine lang gedämpfte Wut kochte über. Er machte eine heftige Bewegung - vielleicht wollte er in Ermangelung anderer Waffen seine freiherrlichen Fäuste an Lorens erproben - aber der Boden, auf dem er stand, war nicht für heißblütige Edelleute geschaffen. Das dünne Wurzelgeflecht des

Dünengrases, das den losen Sand zusammenhielt, zerriß. Der Vorsprung, auf dem die beiden Männer standen, kam ins Rutschen. Doch während Lorens, wie er es in Kindertagen hundertmal getan hatte, sich sofort zu Boden warf, sich mit beiden Händen in den noch feststehenden Halmbüscheln festkrallte und vorsichtig daran wieder hochzog, rollte der Fremde, der stehenden Fußes wieder Halt gewinnen wollte und sich dabei mit seinen Sporen in dem zähen Geflecht verwickelte, mit dem ganzen Ballen zusammen kopfüber kopfunter den steilen Dünenhang hinab.

Lächelnd schaute Lorens ihm nach, bis er unten angekommen war. Dann schlenderte er selbst vergnüglich pfeifend zur Hütte Lille Peers, des Eierkönigs von Listland, zurück, und ließ sich von dessen Frau zwei gute Dutzend Seeschwalbeneier zur (208) Abendgrütze in die Pfanne schlagen. Dazu trank er warme Schafmilch und klaubte einen geräucherten Fisch aus seiner Haut. Von allem aber gab er auch ein gut Teil an Bitte Sören ab, der unter der nächsten Düne in einer behaglichen kleinen Höhle lag. Der Herr von Rantzau aber krebste mit einem verstauchten Fuß suchend und fluchend jenseits des Dünenkammes im Gelände umher und kam erst im Morgenrauen hinkend und etwas herabgestimmt an den Hafen zurück. Die Gefährten lachten schallend, als sie ihn so wiedersahen: gelb vor ohnmächtigem Zorn, mit geknickter Hutfeder und von oben bis unten mit Möwendreck bekleckert. Sie wollten einen Rachezug in das Reich des Eierkönigs unternehmen, aber er erlaubte es nicht. „Gegen Vögel und Sandberge hat man keine Waffen“, sagte er, als hätte er überhaupt keine Menschen dort drüben angetroffen. Dann gab er Befehl, die Segel zu setzen. –

Bald nach Mittag, als die Jacht nur noch wie ein weißes Wölkchen über dem Watt zu sehen war, kamen Lorens der Hahn und Lille Peer zum Fährschiff.

„Den billigen Knecht sind wir los, Vater“, sagte Lorens zu Erk Andresen; „Lille Peer will ihn behalten.“

„Dann haben wir wieder die Zahl voll“, sagte der Bierkönig, dem vor Jahren sein Jüngster von fremdem Schiffsvolk geraubt war; „die Fohlen will ich euch dafür wohl an Bord bringen; legt nur das Laufbrett aus.“

Das taten sie, und Lille Peer, von dessen Stärke die Sylter Wunderdinge zu erzählen wußten, kroch unter die Fohlen - eins nach dem andern - faßte ihre Vorder- und Hinterbeine in je eine Hand und trug die wild schlagenden Tiere so auf das Fährschiff hinüber, nicht anders, wie sonst ein Schäfer wohl neugeborene Lämmer trägt. -

Als Lorens am späten Abend in Süderende ankam, empfing ihn seine Frau mit blanken Augen. Sie freute sich über das kräftige Fohlen - sie freute sich noch mehr, daß sie ihren Mann wieder hatte.

„Ist doch schön, daß du nicht auf Grönland gefahren hast. Seemannsfrau ist immer halb Witwe.“

„Seemannsleben - Freimannsleben“, sagte der Mann und lachte, denn ihn kam schon wieder sie Sehnsucht an; „einmal (209) Kapitän - immer Kapitän! Da wird doch nur ein halber Landwirt daraus.“

Am Sonntag in aller Frühe kam Botschaft vom Landvogt: Lorens mußte unbedingt vantage in Keitum Kirchengang halten; es wäre ein Brief vom Herzog gekommen, der mußte noch in der Kirche besprochen werden. Ärgerlich schüttelte Lorens den Kopf.

„Kann Steffen Taken nicht bis zum Petri-Paulthing warten, wenn es sich um Wichtiges handelt? Und wenn nicht - weshalb soll ich denn nach Keitum laufen?“

Aber er tat doch, wie der alte Mann wünschte, und Inge trieb die Neugier, daß sie mit ihm nach Keitum gehen mußte.

In der Kirche gab es wie stets im Sommer nur wenig Männer, aber desto mehr Frauen. Es schien schon etwas durchgesickert zu sein von des Herzogs Brief, denn die Weiber kicherten und tuschelten unter der Predigt, besonders die jungen Mädchen, denen das verhaltene Lachen die Wangen rötete. Nach Schluß des Gottesdienstes zog denn auch der Pastor, Herr Paul Hansen, ein Blatt hervor, das unter seiner Bibel auf dem Altar lag, und sofort wurde es so kirchenstill, wie er nur irgend wünschen konnte.

„Liebe Gemeinde“, hob er an; „Steffen Taken hat mich gebeten, diesen Brief hier zu verlesen, weil keine Zeit mehr ist, bis zum Thingtage zu warten. Wie ihr wißt, ist unser Herzog - Gott schenke ihm alle Gnade - noch ein Kind, und sein Oheim, Herzog Christian August, führt für ihn die Regentschaft. Nun ist Herzog Christian August vantage auf Föhr, um sich dort mit Wasserfahren und Fischen zu erlustieren. Wer ihm da etwas in die Ohren geblasen hat,

können wir nicht für sicher wissen, aber ihn ist ein Gelüste angekommen, auch uns Sylter kennenzulernen. So hat der Landvogt heute um Mitternacht diesen Brief von des Herzogs Schreiber erhalten.“

Er hob das Blatt, an dem ein großmächtiges Siegel hing, an seine blöden Augen und las:

„Es wolle der Herr Landvoigt sofohrt 12 Sildringer Mägdgen in ihrer ordentlichen Kleidung herüber senden Morgen gantz früh nebst zwei Kerls mit Plückfidelß, welche hierselbst vor Ihr. Hochfürstl. Durchl. Tantzen sollen. Ihr müßt es ja nicht (210) versäumen, damit keine Ungnade daraus im Verbleiben entstehe. Knud Früdden soll sie her bringen, zu welchem Ende Er hingesand wird sie abzuhohlen. Alles einem jeden bei 10 Rthlr. Hochfürstl. Brüche. Wiek d. 25 Junius. Auff Special Befehl.“

Als der Pastor geendet, entstand zunächst eine tote Stille, denn jeder wartete, daß der andere erst reden sollte. Nur ein paar ganz junge unter den Sildringer Mägdgen kicherten leise, und auch Inge lächelte ein wenig. Dann trat Steffen Taken aus den Reihen der Männer vor.

„Heute ganz in der Frühe, wie der Herr Herzog wünschte, konnte Knud Früdden nicht zurückfahren, weil wir Ostwind haben. Aber in einer Stunde, meint er, wird genug Wasser sein, daß er über Stenak Grund kommen kann. Dann will er fahren. Sein Kutter liegt in der Kreuzwehle, und wer nun also Lust hat, soll sich gleich dahin aufmachen.“

Aber nichts rührte sich auf der Weiberseite, obgleich wohl einer oder der andern die Füße zucken mochten. Aber es war nicht Sitte, daß die jungen Mädchen für sich sprachen, nicht einmal auf dem Weiberthing am Petri-Paultage, ob sie gleich nach altem Gesetz schon vom vierzehnten Lebensjahr an mündig waren. Endlich trat eine Frau vor, die drei lustige Töchter hinter sich hatte, und sprach bedachtsam: „Mich dünket, daß dieser Tanz wohl nicht anders gemeint ist, denn der der Herodias Tochter. So finde ich es nicht recht, wenn wir unsere christlichen Töchter dorthin schicken.“

Herr Paul nickte beifällig mit dem Kopf, aber der Landvogt knurrte:

„Jee, Inken, das sagst du wohl, aber magst du zehn Reichstaler Brüche zahlen?“

Zehn Taler Brüche? Die Frauen steckten die Köpfe zusammen, aber nun mischte Lorens sich ein.

„Wer soll denn die Brüche zahlen? Die zwölf, die nicht kommen wollen. Aber wer sind die zwölf, wenn keine will? Der Herzog wird sie nicht fassen können.“

„Magst recht haben oder auch nicht“, gab Steffen Taken zurück. „Aber Knud Früdden meint, es wäre der Minister Görtz gewesen, der dem Herzog die Ohren voll geblasen hat. (211) Jedenfalls ist Görtz auch auf Föhr, und er denkt immer noch an den Holländer, der damals auf Hörnum strandete. Görtz vergißt nichts, da könnt ihr sicher sein. Und ich bin ein alter Mann und lebe gern in Frieden mit aller Welt. Deshalb rede ich zum Guten. Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat - steht nicht so in der Bibel, Herr Paul?“

Der Pastor neigte bestätigend das Haupt.

„Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott“, vollendete er. Aber da wurde Lorens zornig.

„Sind wir Leibeigene, Pastor?“ rief er, daß es durch die Kirche schallte; dann deutete er auf Bitte Sören, der mit Lille Peer zur Kirche gekommen war und vergnügt um sich schaute, obgleich er kein Wort verstand von dem, was um ihn vorging. „Seht, da steht einer, der einem harten Herrn mit Leib und Leben angehörte, aber das kann ich nicht recht finden, und wenn der Apostel Paulus zehnmal so predigte. Jesus sagte nur: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Wohl, wir zahlen unsere Schatzung und Steuern, wie sich das gehört. Aber daß wir unsere Mädchen vor den hohen Herren herumspringen lassen wie die geputzten Affen auf dem Hamburger Dom, das kann kein einer von uns verlangen. Wir sind nicht leibeigen, das sage ich!“

Herr Paul Hansen stand vor dem Altar und starrte den erregten Mann mit offenem Munde an; er stammte selbst von Nordfriesen ab und hatte eine langsame Zunge, wie die Sylter meist auch. Aber der Landvogt schmunzelte:

„Greth Skrabbel!“ sagte er und klopfte Lorens wohlwollend auf die Schulter; „man hätte ihr Maulwerk doch noch extra totschiagen sollen - nun ist es in dich gefahren. Jee, du hast ja recht, mein Junge, hast ja so sehr recht, aber im Verkehr mit dem Herrn Minister gilt das gute Recht keinen mageren Hering; das weiß ich nun besser als du. Er vergißt nichts und wird uns den Pelz gehörig kämmen, wenn wir ihm nicht zu Willen sind. Wißt ihr, daß jetzt niemand mehr Salz siedern darf außer dem Staat? Der Staat aber ist der Minister Görtz ganz

allein.“

Lorens zuckte die Achseln. Noch in seiner Kinderzeit wurde in Rantum aus Seetorf Salz gewonnen. Seit immer mehr Männer und junge Burschen auf Grönland fuhren, hatte das Salzsieden aufgehört, denn die Weiber hatten über Sommer auch ohne (212) das genug zu tun, und im Winter stand meist zu viel Wasser im Watt, um den Seetorf stechen zu können.

„Wir haben schon eine gute Weile von Galmsbüll her bezogen, was wir an Salz brauchen.“

„Den Galmsbüllern ist das Salzsieden so gut verboten wie uns.“

„So lassen wir es aus Lüneburg kommen.“

„Das kostet wohl rein gar nichts, mein Junge“, spottete der Landvogt. „Tut wie ihr wollt, aber sagt hinterher nicht, daß ich euch nicht gewarnt hätte. Überlegt es euch in Ruhe, und wer dann mitfahren will, sei an der Kreuzwehle, ehe die Sonne steil im Süden steht; ich werde auch dort sein.“

Damit ging Steffen Taken aus der Kirche und schlug langsam den Weg nach Archsum ein. Es folgte ihm aber niemand. Die jungen Mädchen durften nicht den Mund auf tun, und die Mütter waren knurrig.

„Inken hat recht, wir sind doch nicht wie die Herodias“, sprachen sie untereinander. „Ah mei - was hat der Lorens gepriestert! So kann es Herr Paul noch längst nicht. Aber das mit dem Galmsbüller Salz ist schlimm, wenn es wahr ist.“

Lorens und Inge gingen allein über die Heide auf Westerland zu. Beide schwiegen, aber Inge spürte wohl, wie es in ihm kochte, und als sie die Westerländer Kirche schon hinter sich hatten und den Süderweg hinunter wanderten, brach er aus:

„Hätte ich nicht dagegen geredet, würden Landvogt und Pastor die alten Weiber weiß Gott noch gefügig geknetet haben!“

Inge antwortete nicht, und er sah sie mißtrauisch von der Seite an.

„Haben sie dich etwa auch schon dumm gemacht?“ „Vielleicht bin ich von Natur dumm“, sagte Inge ruhig; „aber ich meine, es wäre besser gewesen, wenn du dem Ding seinen Lauf gelassen hättest.“

Lorens blieb mitten auf dem Wege stehen.

„Inge -“ sagte er fassungslos; „Inge - hättest du vor den Herren auf Föhr tanzen mögen?“

„Ich nicht - nein, ich bin doch deine Frau, Lorens. Aber die Mädchen hätten wohl ihren Spaß dabei gehabt.“

„Die hohen Herren auch!“ gab er bitter zurück.

„Hättest du denn Gondel hinschicken mögen?“ (213)

„Wenn sie zehn Jahre älter wäre - warum denn nicht?“

„Inge, du weißt nicht, wie diese Herren sind!“

„Die Mädchen könnten sich an Knud Früdden halten. Wenn er sie holen kommt, muß er ihnen auch Schutz sein, er oder seine Frau. Die Föhringer Mädchen werden doch auch nicht gefressen, und - Lorens, wenn ein Mädchen sich nicht selbst schützt, dann kann ihr kein Gott helfen.“

Lorens war wie vor den Kopf geschlagen - so sprach Inge? Seine Inge?

„Du fürchtest wohl auch den Salzminister?“ fragte er höhnisch, aber sie antwortete so ruhig, als nähme sie seine Frage ernst:

„Das tue ich; weshalb sollen wir ihn reizen? Wir Frauen sind doch machtlos gegen die Obrigkeit.“

„Wir Männer auch?“

„Die andern sind draußen, und allein kannst du nicht gegenan.“

Es dauerte nicht lange, so kam eine Anfrage, wieviel friesisches und wieviel Lüneburger Salz in jedem Haushalt im Jahr gebraucht würden. Es war aber jedem Hausbesitzer bei 50 Reichsthalern Brüche anbefohlen, die Frage genau zu beantworten. Inge machte ihre Berechnungen und bat Lorens, den Bescheid zur Landvogtei zu bringen.

„Brauchst kein langes Gesicht zu ziehen“, meinte Steffen Taken gutmütig, als Lorens bei ihm erschien; „dies gilt nicht uns besonders. Diese Anfrage geht durch die ganzen Gottorffschen Länder, und niemand darf mehr Salz aufkaufen und weiter verkaufen, als der Herr Minister selbst. Es heißt, daß er viermal so teuer verkauft, als er einkauft - er wird nicht ärmer davon werden, dünkt mich.“

„Dagegen muß man doch etwas tun können!“ rief Lorens erbittert.

„Jee - brauchst ja kein Salz zu fressen! Aber wenn du die Anfrage nicht beantworten und die

50 Taler nicht zahlen willst, dann wird dir wohl ein Exekutionssoldat ins Haus gelegt werden, den du dann füttern magst, so lange es dir behagt.“

Lorens zog ab, und drei Wochen später kam das Salz, das er auf diese Art bestellt hatte. Es kostete, wie Steffen Taken vorausgesagt, genau viermal so viel wie das Salz, das die Sylter (214) bisher direkt bezogen hatten, aber der Herr Minister gewann, wie man später erfuhr, durch dieses Salzmonopol sechzigtausend Taler aus den Gottorffschen Ländern, und das durfte seine Untertanen wohl billig trösten.

Die Sylter aber kamen nicht dazu, sich über des Herrn Ministers Wohlbefinden gebührend zu freuen. Gerade als das Gras gemäht auf den Weiden lag, erschien der neue Amtmann Stöviike auf Sylt, um die Insel einmal höchstegennäsigt zu beschnüffeln. Er war ein hübscher, stattlicher Mensch, noch jung, und prächtig gekleidet, aber die Sylter Weiber mochten ihn doch nicht leiden.

„Er hat den bösen Blick“, sagten sie untereinander; „gebt acht, der bringt uns nichts Gutes!“ Und richtig - kaum hatte er die Insel verlassen und war heil wieder drüben auf dem Festlande angekommen, so brach ein arges Unwetter los. Bei fliegendem Sturm aus Südwesten stieg das Wasser so schnell von Süden herauf, daß kaum noch das Vieh geborgen werden konnte. Das Heu aber - das fast trockene duftende Heu - wurde vom salzen Wasser gefaßt. Von Wadens und Wester Inge, Dauwung und Langlaag, von den Holmen, Heinmarsch, Randeshörn, Nord Inge und Südermark wurde alles fortgeschwemmt und in Frud Jensens Fenne, süden Bahnert und bei Westen und Osten Klöweshoog aufgesackt, vieles aber auch ganz fortgetrieben. Das gab nun einen großen Jammer, denn jedermann war auf die Heuernte angewiesen, um sein Vieh durch den Winter zu bringen, und wenn der Landvogt sich auf seine alten Tage nicht noch einmal als Mann mit der eisernen Faust gezeigt hätte, würde unter den Händen der Weiber auch noch das angetriebene Heu in nichts zerronnen sein wie weiland der Hörnummer Strandraub.

Steffen Taken ließ das Heu Tag und Nacht von seinen eigenen Söhnen und Lorens Jens Grethen bewachen, bis es trocken war; dann machte er sich mit ihnen an die Teilung. Das war ein saures Stück Arbeit, und mit dem Ergebnis war doch niemand zufrieden. Alle zogen den Landvogt durch die Zähne; des Zankens und Streitens war kein Ende; jeder fühlte sich benachteiligt - und ganz mit Recht, denn das Heu hatte durch das salzige Wasser viel von seinem Wert verloren, auch war ein (215) gut Teil eben ganz fortgeschwemmt, in den Verlust aber mußten sich alle teilen, so gut wie in das, was gerettet war. Lorens mußte eine Handvoll Silberlinge aus der alten Truhe holen, um auf dem Festlande Heu für den Wintervorrat aufzukaufen. Das machte ihm den Kopf wirr - wie sollte das weitergehen, wenn man nur vom Haufen fortnahm und nichts weiter hinzu tat?

Im Herbst kam neuer Ärger. Der Amtmann Stöviike forderte die 104 Fuder Torf für das Amtshaus in Tondern von den Syltern, die sie vorzeiten, als sie noch reichlich Seetorf stachen, wohl hatten liefern können. Vor zwölf Jahren waren ihnen diese Lieferungen ein für allemal erlassen worden, weil sie nachweisen konnten, daß sie auf der Insel für sich selbst schon nicht genügend Feuerung hätten, dass sie Dünger trocknen und Heidekraut reißen mußten, nur um das eigene Herdfeuer lebendig zu halten. Nun forderte der neue Amtmann die alten Lieferungen, und wenn die Sylter sich vor schweren Brüchen schützen wollten, mußten sie in Tondern selbst die 104 Fuder von dem Torf aufkaufen, den die Bauern aus dem Kongsmoor dorthin brachten.

„Der Minister hat dem Amtmann anheimgestellt, sich unser freundschaftlich anzunehmen“, sagte der Landvogt zu Lorens Hahn. „Wie ich höre, hat der Amtmann ihn nun zu seiner Hochzeit nach Mögeltondern eingeladen. Dort werden sie gemeinsam in Liebe unser denken.“

„Was können sie uns tun? -“ warf Lorens geringschätzig hin, obgleich ihm allmählich doch etwas beklommen zumute wurde.

„Jee nun, da findet sich wohl dies oder das. So steht die Antwort auf mein alljährliches Gesuch, die Steuerreduktion betreffend, noch aus. Ah mei, Lorens, weißt du nichts davon? Sieh, die Sache liegt so: vor hundert Jahren steuerte Sylt noch für 100 Pflüge. Nach dem Verlust von 1634 wurde die Zahl der Pflüge auf 52 heruntergesetzt. 1668 beantragte mein Vater, daß die steuerbare Landfläche wegen der Verwüstungen durch Flugsand und Meer abermals verringert werden sollte. Es wurde auch eine Ermäßigung um ein Viertel bewilligt, aber nicht ein für allemal, sondern seitdem muß in jedem Jahr von neuem nachgewiesen werden, daß die Verhältnisse sich nicht gebessert haben.“ (216)

„Gebessert? Wie sollen Wasser und Sand zurückgehen?“ fragte Lorens verbiestert.

„Ja, wie -? Das fragte ich meinen Vater auch, als er mir die Geschäfte übergab, und ich machte ebensogut wie du jetzt ein Gesicht wie ein umflutetes Schaf. Aber das Fragen nützt nichts, sondern ich muß alljährlich das gleiche Gesuch um die Reduktion machen, wie mein Vater es zwanzig Jahre hindurch auch getan hat. In jedem Jahr noch habe ich es innerhalb des Monats September mit glatter Bewilligung zurückerhalten - in diesem Jahr nicht. Merk meine Worte: Das bedeutet uns nichts Gutes.“

Mit grimmigem Gesicht sog Lorens an seiner Pfeife, und der Landvogt beobachtete ihn mit stillem Vergnügen. Es tat doch gut, alle Sorgen auf jüngere Schultern abzuwälzen. Sein Sohn Peter eignete sich leider gar nicht dazu, desto besser Lorens der Hahn – besonders seit er bei der Tanzgeschichte so frech gekräht hatte. -

Und wieder behielt der altbefahrene Kommandeur von Sylt recht: drei Tage nach diesem Gespräch mit Lorens Jens Grethen erhielt er folgendes Schreiben:

„Im Nahmen der durchlauchtigsten gnädigsten Herrschaft wirdt dem Landt Voigt und Eingesehenen der Insul Sylt wegen ihres Gesuches, daß die remission deß 4ten Theils ihrer praestandorum ferner gnädigst continuiret werden möge, Commissions wegen der Bescheidt ertheilet, daß, da diße Insul vor Alters auf 100 Pflüge gestanden und nachmahls auf 52 Pflüge reduciret ist, sei als nur hohe Gnade anzunehmen, daß demnach ihnen der 4te Theil von solchen Pflügen abzuführenden praestandorum so viel Jahre nach einander erlassen worden, da dasselbige Anfangs nur biß anderweitige Verfügung und zu ihrer Erhohlung ihnen testiret worden, nachdem aber nunmehr der Herrschaft kundt geworden, durch waß unzulässige Mittel sie solche remission erschlichen haben, als wirdt es in hoc casu d. 27. Jan. und den 7. Marty c. a. abgeschlossenen Hochfürstl. Decrets allerdings gelassen und Supplicanten mit dißem ihren Gesuch nach reiflicher Untersuchung aller Umstände ein vor allemahl abgewiesen.“

Tondern d. 6. October. Goerz. Stövike.“ (217)

Das gab einen Sturm, in dem manch kleines Schiff zu kentern drohte. Da war mehr als eine Haushaltung auf Sylt, die nur mit Not die ermäßigten Steuern hatte aufbringen können, dem vollen Steuersatze von 50 Talern auf den Pflug aber tatsächlich nicht gewachsen war. Auch Lorens mußte tiefer in die Truhe greifen, als er je gewohnt gewesen war. Das Fohlen, das er Inge vom Festland mitgebracht hatte, taugte allerdings noch nicht zur Arbeit, aber es fraß wie ein Alter und zählte auch für ein ausgewachsenes Pferd. Seit er auf die Art zwei Pferde im Stall hatte, galt Lorens als Vollmann und mußte ein ganzes Loos steuern, das war ein Viertel Pflug. Als er seine dreizehn blanken Taler auf den Tisch der Landvogtei zählen mußte, hatte er ein Gefühl, als hätte er mit dem Fohlenkauf eine Dummheit gemacht. Aber er mochte mit Inge nicht darüber sprechen, denn es war nun wieder etwas bei ihr unterwegs, und sie fühlte sich dabei schlechter als bei den andern Kindern und überließ Lorens gern die ganze Steuerwirtschaft und was da als Rechenkram noch drum und dran baumelte.

Des weiteren bedrückte es Lorens, als trüge er selbst die Schuld daran, daß nun wahrhaftig Exekutionssoldaten auf die Insel kamen, weil viele die hohen Steuern nicht zahlen wollten oder nicht zahlen konnten. Die Soldaten waren rohe Kerls, die viel Unfug anrichteten, ohne daß die Hausbesitzer sich dagegen wehren konnten. Im Wirtshaus neben dem Keitumer Pastorat lag ein ganz schlimmer, der Musketier Hans Carstens Boye, beständig der Sauferei ergeben, der die Meinung vertrat, ein guter Landsknecht könne auch wohl den Wind totschießen. Und da um diese Zeit ein starker Südostensturm die Winterkälte vom Festland brachte, tat er mit Pistolen und Musketen starke und ganz verwegene Schüsse. Herr Paul machte eine de- und wehmütige Eingabe an den Herrn Amtmann Stövike: „weilen ich befahrenden Unglücks halber mein Hauß Tag und Nachtes bewachen lassen und folglich viele Kosten aufwenden muß, damit ich hinkünfftig in meinem Hauß Ruhe und Sicherheit haben möge“ – aber er bekam nur den Bescheid zurück, daß er sein Geld besser dazu anwenden könnte, die rückständigen Steuern seiner Pfarrkinder zu bezahlen.

Schlimm hatte der Winter begonnen und wurde noch immer (218) schlimmer. Niemand hatte Geld. Von Hamburg waren in diesem Sommer 32 Schiffe nach Grönland gefahren und hatten insgesamt nicht mehr als acht Fische heimgebracht. Die sich aufs Robbenschlagen verlegt hatten, waren noch am besten davongekommen, aber die Sylter kamen allermeist mit leeren Taschen heim. Was in den letzten Jahren an Strandgut auf der Insel angetrieben, war längst verschlemmt und verdemmt, und die Sylter hatten nichts davon zurückbehalten als



die Kenntnis, daß andere Leute es reichlicher hatten als sie selbst. Es kam die Zeit, da die Frauen seufzten: wenn wir nur mehr Fische hätten, könnten wir uns wohl auch ohne Brot behelfen, wie unsere Eltern taten. Aber seit die Männer auf Grönland fuhren und von dort nur bares Geld mitbrachten, hatte niemand mehr einen Vorrat von getrockneten Dorschen am Haus wie zu der Zeit, als die Männer noch auf Helgoland fuhren. Die Seemannsfamilien fingen an zu hungern, und die Morsumer an zu spotten: In Keitum ist die schwere Not, Morsum hat doch Speck und Brot! Preise die See, aber bleibe an Land.

Zu Lorens Hahn kamen seine Brüder:

„Seemannsleben - Freimannsleben. Wer es einmal schmeckte, kann nicht mehr an Land bleiben als ein Bauer. Aber heutzutage muß man pumpen oder versaufen. Lehre uns, was du selbst weißt, daß wir das Maul über Wasser halten können.“

Dann saßen sie bei ihm in der kalten Stube, wenn die warme Küche voll schnatternder Weiber war, und er gab ihnen weiter, was Jens Grethen ihn gelehrt hatte, und manches von dem, was ihm durch eigene Beobachtung und Erfahrung klargeworden war. Da sie aber alle für Zahlen und Formeln begabt waren, wenn sie auch sonst harte Köpfe hatten, so machte ihnen die theoretische Navigation einen mächtigen Spaß. Als sich herumsprach, daß Lorens allenthalben lehren konnte, fanden sich immer mehr junge Leute bei ihm ein, so daß er gegen das Frühjahr hin auch noch den ganzen Pesel vollsitzte und Inge ihm eine tägliche Schande machte über den Schmutz, den die Junggäste ihr ins Haus trugen. Nur die beiden Brüder, die mit Aaners und Niggels Petersen Hahn in der Hütte unterm Dünensand hausten, spotteten über „Lorens Schulmeister“ und spielten ihm allen Schabernack, so daß Aaners und Niggels endlich ihrer (219) überdrüssig wurden. Sie kamen zu Lorens und wollten bei ihm hausen.

„Ich bin ein altbefahrener Ehemann“, sagte Lorens und lachte; „wenn ihr es noch nicht wißt, so weiß ich es doch: im Hause ist die Frau Kapitän! Also fragt Inge.“

„Lorens ist häßlich“, rief Inge; „als ob ich nicht immer alles täte, was er will! Mir soll es recht sein, wenn ihr zu uns kommt, aber ihr müßt mir dafür versprechen, binnen drei Jahren jeder das Mädchen zu freien, das schon für euch in meinem Kopf steckt. Zeitlebens will ich nicht drei Männer im Hause haben – einer ist mehr als genug!“

„Wenn das eine Mädchen Moiken Claasen heißt, bin ich nicht dagegen“, grinte Aaners, aber Niggels meinte: gar so streng dürfte Inge mit ihm nicht sein, er wüßte noch keine.

„Ich weiß dir zehn für eine“, sagte Inge. -

Schlimm hatte der Winter begonnen und wurde immer noch schlimmer. Die da tot geglaubt waren, kamen wieder, und die seit langem schon in der Erinnerung der Menschen begraben waren, standen wieder auf. Auf Listland wurde bei einem Schiffbruch ein Jüngling angetrieben, in dem Lille Peer und seine Frau ihren vor vierzehn Jahren geraubten jüngsten Sohn wiederfanden. Nach Tinnum aber kehrte Bo, des Landvogt Steffen Taken ältester Sohn, heim, der vor zwölf Jahren im Mittelmeer von Marokkanern gefangen und als Sklave verschleppt worden war. Er war all die Jahre hindurch von einer Hand in die andere gegangen - diese Hände aber waren schwarz von der Wüstensonne und rot von Blut gewesen, und Bo Steffens war nicht eben sauberer daraus hervorgegangen. Er war der einzige von Steffens Söhnen, der die Lebenskraft und Lebenslust seiner Väter geerbt hatte. Der Vater hatte ihn seinerzeit zum Studium bestimmt, weil er ihm die Landvogtei hinterlassen wollte, aber Bo hatte es gemacht wie sein Freund und Altersgenosse Gerson Cruppius, der seinem Vater die Bibel vor die Füße geworfen mit den Worten:

„Ich trete die Bücher unter die Bank und werde ein Seemann mein Leben lang!“

Sie waren beide gegen den Willen der Väter zur See gegangen und hatten beide auf ihrer Lebensreise wenig Gutes gefischt. (220)

Nun tauchte Bo plötzlich wieder auf Sylt auf, roh, wild und böseartig. Er forderte, daß der Vater seine alte Absicht wieder aufnehmen und ihn zum Landvogt machen sollte.

„Peter als der Jüngste bekommt unser Haus und Eigentumsland, wie es sein Recht ist. Dein Amt aber erbe ich, wie du als Ältester es von deinem Vater erbtest.“

Diese Geschichte ging durch alle Spinnstuben, aber um Weihnachten hieß es, daß Bo Steffens die Insel wieder verlassen hätte, und wenige Tage später schickte der Landvogt und ließ Lorens bitten, ihn zu besuchen, er würde ihn gern sprechen, könnte aber nicht so weit gehen. Lorens fand den Alten im Bett, so gelb, so kümmerlich, so verfallen, daß er seine Sorge nicht zurückhalten konnte.

„Ihr seht nicht gut aus, Landvogt.“

„Mit mir geht es zu Ende“, antwortete Steffen Taken gleichgültig. „Das Leben schmeckt mir nicht mehr als die Pfeife, die ich nun auch in die Ecke geworfen habe. Setze dich zu mir, Lorens, und höre zu. Die Zeiten sind schlimm und werden immer schlimmer. Die Dänen und die Schweden können nicht Frieden halten, und der Gottorffer sitzt als Prellbock dazwischen. Der Gottorffer aber heißt heute Görtz, und mein Sohn Peter ist alledem in keiner Weise gewachsen.“

„Bo -?“ warf Lorens zweifelnd ein, als der Alte schwieg und die Augen schloß, als hätte er genug gesagt.

Über das gelbe verfallene Gesicht lief eine schwache Röte.

„Bo hat die Hand gegen mich erhoben, um mich zu zwingen, ihm die Landvogtei zu geben. Welche Torheit! Er kann nicht lesen, nicht schreiben; er hat keine Kunde vom Gesetz und keine Achtung vor dem, was recht ist. So wollte er Landvogt werden - als ob man ein Amt verschenken könnte wie einen Knochen, den man dem Hunde hinwirft. Er rang mit mir, um mich zu zwingen. Ich wollte nicht um Hilfe rufen, so warf er mich zu Boden. Dabei riß etwas - da hinten im Rücken; nun liege ich und kann nicht mehr aufstehen. Und ein anderes riß hier -“ er legte die Hand auf die Brust. „Glaube mir, Lorens, es tut nicht gut, die Faust des eigenen Sohnes zu spüren.“

„Ich habe keinen Sohn“, antwortete Lorens; er wußte nicht, was er sonst sagen sollte. (221)

„So sage Gott Dank für deine Töchter“, gab Steffen Taken bitter zurück; „Kinder sind Kinder.“ Eine Weile lag der Alte mit geschlossenen Augen, dann entsann er sich wieder seines Besuchers.

„Jee - Lorens“, fing er wieder an, und aller Kummer entlud sich noch einmal in einem mächtigen Seufzer; „was bleibt uns übrig als die Tatsachen? Und die stehen nun einmal so, daß Peter Taken, euer künftiger Herr Landvogt, ein altes Weib ist - oder nein doch: manches Weib ist ihm über. Er ist nicht mehr fähig, die Sylter zu regieren und andererseits gegen Görtz zu vertreten, als - nun, als ich es in meinem jetzigen Zustande bin; er versteht so viel davon wie die alte Sau vom Garnelenfang. Wenn du nicht die Hand ans Ruder legst, werdet ihr bald auf Strand sitzen.“

„Ihr meint: wenn ein anderer ihm das Kinn stützt, kann er wohl schwimmen“, antwortete Lorens spöttisch.

„Wohl - so meine ich es“, gab der Landvogt ruhig zurück, aber es war eine tote Ruhe über ihm, die Lorens den Spott vertrieb. „So weit ich sehen kann, bist du der einzige Sylter Mann, der zum Landvogt taugt. Ich kann dich nicht dazu machen, aber wenn es erst heißt, wie in Schiffsnot: wer weiß, muß sagen - dann denke an mich und scheue dich nicht, die Verantwortung zu übernehmen. Es ist schon mancher Steuermann in Wahrheit Kapitän gewesen.“

„Ihr wollt, daß ich als Steuermann mit Peter fahre - meint Ihr, daß er sich das gefallen lassen wird?“

Der Vater des künftigen Landvogts lachte hart auf.

„Er wird dir noch Dank sagen dafür! Er kann die See nicht halten, wenn schlecht Wetter ist. Er wagt nichts. Das kannst du nicht verstehen, du Hahn!“

„Nein“, sagte Lorens ehrlich; „ich meine auch: in der Bibel steht, daß wir den andern nur zurechtweisen sollen, wenn er gegen uns selbst sündigt. Sonst läßt man besser jeden sein eigenes Amt versorgen.“

„In der Bibel steht aber auch: wer nicht für mich ist, der ist wider mich“, antwortete der alte Mann ernst. „Darin sündigen die Besten im Lande am ersten, daß sie sich zurückhalten, wo sie recht auftreten sollten. Ihr laßt das Gesindel hochkommen, (222) statt es unterm Daumen zu halten, nur weil ihr euch selbst nicht das Recht dazu nehmt.“

Er schwieg erschöpft und fügte nach längerem Schweigen matt hinzu:

„Ich weiß nicht mehr, was ich im einzelnen dir sagen wollte. Aber meine Meinung kennst du nun. Denke daran, wenn Peter Landvogt sein wird.“

„Ihr werdet wieder hochkommen, Steffen Taken“, sprach Lorens in ernstlicher Sorge, aber der alte Mann schüttelte nur schweigend den Kopf und wies auf seine Pfeife, die zerbrochen im Winkel lag. So viel ist mir das ganze Leben noch wert, nicht mehr, sprach diese Bewegung, und Lorens verstand sie wohl. -

Zehn Tage später starb der Landvogt Steffen Taken im 74. Jahre seines Lebens. Er wurde im alten Erbbegräbnis der Taken auf dem Keitumer Kirchhof beigesetzt und sein Sohn Peter

Taken II. als sein Nachfolger im Amt von der Gottorffschen Regierung bestätigt. (223)

## 14 Der Sylter Hahn

Lorens Petersen der Hahn wußte nicht recht, wie er sich halten sollte. In den ersten Monaten des neuen Jahres begab sich nichts Sonderliches, das des verstorbenen Landvogts Besorgnisse gerechtfertigt hätte. So fühlte Lorens sich nicht gebunden, wieder über Sommer auf Sylt zu bleiben; im Gegenteil hätte er es vor sich selbst lächerlich gefunden, sich nur im geringsten um Peter Taken II. zu kümmern, der so behaglich in der Landvogtei saß und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ. Auch kam hinzu, daß der Silberberg in Lorens' Geldkiste sichtlich abgenommen hatte; Lorens fand eine neue Auffüllung eigentlich notwendig und gewann allmählich die Überzeugung, daß er wieder auf Grönland fahren mußte. Es war viel Gerede auf Sylt, daß die Holländer in den letzten Jahren viel mehr Glück auf Grönland gehabt hätten als die Hamburger. So entschlossen sich viele, in diesem Sommer einmal in Amsterdam Heuer zu nehmen. Die Brüder Peter und Lütje Haicken versprachen, mit ihrer Schmach die Hollandfahrer zu befördern. Wer mitwollte, mußte sich bei ihnen vormelden.

Lorens schwankte und zauderte so lange, bis er hörte, daß sich bei Peter Haicken schon mehr als achtzig Hollandfahrer gemeldet hätten; es wäre zweifelhaft, ob er überhaupt noch mehr mitnehmen wollte. Da sagte Lorens sich: morgen melde ich mich auch, und das soll mir ein Zeichen sein, ob er mich noch annimmt oder nicht. Am Abend nahm er schon seine Schiffskiste vor, kramte aus, packte ein, und es war ihm ein wunderliches Gefühl, wieder all die Dinge durch die Finger gehen zu lassen, die zu dem Leben da draußen gehörten. Die Kinder schliefen fest hinter ihren Wandtüren, höchstens, daß mal eins im Schlaf sich umdrehte und gegen die Tür bumste. Auch Inge war schon ins Stroh gekrochen, hatte die Türen offengelassen, und der schwere Atem der schwangeren Frau ging ruhig hin und wieder. Sonst war alles still im Hause. Das Öllämpchen knisterte und sprühte; immer wieder mußte Lorens den Docht herausziehen, (224) im übrigen aber pöselte er stillvergnügt mit seinem Kram herum. Plötzlich empfand er, daß er nicht mehr allein war. Er sah auf und sah die Stube voll Schatten, wie er sie schon einmal gesehen hatte. Jens Grethen aber trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Da fühlte Lorens, wie seine Kraft von ihm genommen wurde. Ihm war, als strömte sein rotes Herzblut in des toten Mannes Adern ein, und als würde der Schatten immer lebendiger. Ihn selbst aber überkam eine lähmende Mattigkeit, und er konnte die Berührung der leichten Hand kaum nach ertragen.

„Googe -“ sagte er endlich flehend und wunderte sich selbst, wie lautlos seine eigene Stimme klang.

„Still, Lorens, ich tue dir nichts“, antwortete eine andere Stimme ebenso tonlos. „Ich komme nur in unser aller Namen, dich an dein Versprechen zu ermahnen.“

„Ich versprach nichts, Googe.“

„Wahr, du versprachst nichts. Aber du hattest uns verstanden, als wir schon einmal bei dir waren.“

„Meint Ihr, daß ich daheim bleiben soll, mein lebelang? Ich bin noch jung, Googe, mich zieht es noch nach draußen.“

„Wohl, du sollst auch wieder fahren, aber nicht in diesem Jahr und nicht im nächsten. Tu, was wir dir sagen, wir sehen weiter als du.“

Lorens sann nach.

„Geht es um Sylt, Googe?“ fragte er dann.

„Es geht um dich“, antwortete der Tote und zog die Hand von Lorens ab.

Das Lämpchen flackerte und sprühte. Lorens stand auf, um wieder den Docht hochzuziehen. Dabei fühlte er den eigenen Herzschlag so stark und ruhig wie nur je, und als er sich umblickte, fand er sich wieder allein. Er verstaute aber allen Kram in der Kiste, wie er nun schon ein Jahr gelegen hatte, und ging andern Tages nicht zu Peter Haicken, sondern sagte zu Inge: ich bleibe daheim.

Peter Haickens Schmach ging ohne Lorens in See, und fünf Tage später brachte Inge ein kleines Mädchen zur Welt. Das Kind war gesund und gut entwickelt, Inge aber lag in hohem Fieber und schrie, daß ihre Beine abgesägt würden. Als sie (225) endlich zu sich kam, war sie gelähmt, und es dauerte bis zum Sommerthing, ehe sie wieder gehen lernte. Da meinte

Lorens zunächst, daß Jens Grethen ihn deshalb auf Sylt festgehalten hätte, aber drei Wochen nach der Geburt der kleinen Inken kam eine Botschaft nach Sylt, die ihn so anpackte, daß er sie gleich unter den Namen Inken auf das erste Blatt seiner Bibel setzte:

„Den 23. Marty ist Schiffer Peter Haicken von Morsum mit sein Schmack mit 85 Persons von Sylt gefahren, gedistennert nach Amsterdam, und haben es den 24. Marty ungefähr die Klock 12 leider Gottes umgezellt beoosten Amland und sind alzu Mahl versoffen.“

Das gab einen traurigen Sommer und einen trostlosen Herbst. Da war kaum eine Familie, die nicht einen näheren oder ferneren Verwandten beklagen mußte; auch Inges Bruder Moghels war mit untergegangen, und ihr Vater nahm sich seinen Tod so zu Herzen, daß er in wenigen Monaten alt und stumpf wurde. Niemand hatte recht Mut, ein frohes Erntefest zu feiern, und in der Hochzeitswoche konnte Herr Paul, der doch das größte Kirchspiel der Insel betreute, nur zwei Trauungen in sein Kopulationsregister eintragen. Der eine Hochzeiter aber war ein Mann von Seeland, der andere stammte von Föhr. Kein Sylter Mann hätte in diesem Winter seinen Ehestand gründen mögen. -

Den Sommer hindurch hatten die Kriegsgerüchte geschwiegen, oder die Sylter hatten taube Ohren gehabt, sogar Lorens, dem die Tage mit der Landarbeit nur so durch die Finger geglitten waren. Gondel sorgte schon recht verständig für das Vieh, die um zwei Jahre jüngere Cressen unter Aufsicht der kranken Mutter für das Hauswesen, und Klein-Merret für sich selbst. So lawierten sie noch eben den Wall entlang, aber als auf den Winter zu die Mutter wieder selbst Hand anlegen konnte, wehte das Leben doch wieder frischer, und ein Reff nach dem andern konnte losgemacht werden, bis sie endlich mit vollen Segeln aus dem alten ins neue Jahr einfahren konnten.

Als im Herbst die Brüder Hahn von Hamburg heimkamen, sperrte Lorens freilich die Ohren wieder auf, so viel wußten (226) die Brüder von allerlei Kriegsunruhen zu berichten, über die in Hamburg viel geredet war. Die Schweden saßen in Mecklenburg, und die Dänen zogen dorthin; die Russen waren auch unterwegs und wollten den Dänen helfen. Die Schweden aber wurden von Stenbock befehligt, und dem ging der Ruf voran, daß er wohl Dänen und Russen vereint in die Pfanne schlagen könnte.

„Was kümmert uns das alles?“ sagte Peter Taken, der neue Landvogt; „ich weiß für sicher, daß Görtz sich ruhig halten will.“

„Wenn Stenbock die Dänen durch Holstein herauftreibt, wird uns Görtz nicht schützen“, meinte Lorens bedenklich, aber Detleff Claußen, bei dem die beiden aus Zufall zusammengetroffen waren, rief ärgerlich: „Mußt den Teufel nicht an die Wand malen, Lorens. Wer weiß, was deine Brüder in Hamburg gehört haben. Geht eine Heringsgeschichte aus, kommt eine Walfischgeschichte nach Haus – wenigstens bei euch Grönlandfahrern.“

Lorens schwieg, aber als um Neujahr ein Husumer Frachtschiffer die Nachricht mitbrachte, daß Stenbock die Dänen bei Gadebusch geschlagen hätte - vor mehreren Wochen schon - und daß die Dänen auf ihrem Rückzuge schon in Dithmarschen angelangt wären, da machte Lorens sich daran und grub nachts, als die kleinen Mädchen schliefen, unter dem Pesel ein tiefes Loch, doppelt so groß wie seine Geldkiste, und verwahrte es sorgsam mit Mauersteinen. Dann deckte er es mit eichenen Bohlen und stampfte wieder Lehm darauf, daß kein Mensch etwas unter dem Fußboden gesucht hätte. In dies unterirdische Kellerloch tat er die größere Hälfte des Silbers, das er bisher in der Kiste gehabt hatte, und wies Inge, wie sie den Lehm aufschneiden und zwei Bohlen herausnehmen mußte, um zu dem Gelde zu gelangen.

„Meinst du, daß die Kriegsvölker hierher kommen werden?“ fragte sie erstaunt.

„Alles ist möglich in der Welt und auf den Eilanden“, gab er zurück. „Heute hörte ich, daß Stenbock in Altona ist. Der es sagte, war ein Pellwormer. Der hatte es von Tatern, und wenn die braunen Flöhe erst wieder springen, deutet das nichts (227) Gutes. Altona brennt, hatte das Taternweib gesagt. Mag sein – mag auch nicht sein. Vorsicht ist besser als Nachsicht.“

Der Januar ging vorüber und der halbe Februar, dann bekam Lorens den Thingwall ins Haus.

„Demnach ick van Avenndt spät Befehl bekamen wegen de Brandtschat, deswegen Not Socklich Dinge moth gehalten werden, alß werde Iy in Egener Persohn nefenst alle Hußweerden - Morgen am Dingesdage up Middach in detleif Claussen tho Keytum Huse unuth Blieflich tho Dinge Erschienen und ferner Voraffscheding gewärtigen.“

Gott befohlen. - Peter Taken.“

„Brandschatzung - da haben wir es!“ murmelte Lorens vor sich hin und machte sich andern Tags schon mit Sorgen im Kopf auf den Weg nach Keitum. Bei Detleff Claußen fand er eine große Menge Hausbesitzer versammelt, und es war ein rechtes Geschrei.

„In fünf Tagen ist Petrithing, und heute lädt uns der Landvogt noch besonders für seinen Kram, als ob wir sonst nichts zu tun hätten, als nach Keitum zu laufen“, sagte ein alter Morsumer Bauer ärgerlich.

„Jee, was soll das auch heißen? Brandschatzung? Ist denn Krieg?“ fragte ein anderer.

„Wohl ist Krieg“, antwortete Lorens, weil die meisten der Männer nur schweigend die Achseln zuckten und nicht mehr von den Welthändeln zu wissen schienen als der Fragesteller selbst.

„Der Schwede sitzt bei Tönning, und der Däne brandschatzt in Tondern. Görtz hat beiden Freundschaft versprochen und sie keinem gehalten. Nun ist er zwischen Kai und Bordwand gefallen.“

„Der Salzhändler!“ rief Jacobus Cruppius und spuckte wütend mitten in die Stube: „Wir müßten die Brandschatzung verweigern und bei der Herzogin Mutter klagen gehen.“

„Ich glaube nicht, daß Görtz die Schatzung ausgeschrieben hat“,

begann Lorens noch einmal, doch da kam Peter Taken, und alle scharten sich um ihn. Er sah ängstlich aus und hielt ein gewichtiges Schreiben in der Hand.

„Ja, es ist Krieg“, sagte er zu den auf ihn Eindringenden, ohne (228) erst das Thing ordnungsgemäß zu eröffnen; „und der Herr General-Kriegskommissarius verlangt von jedem Pflug zwei Tonnen Roggen und zwei Tonnen Hafer.“

Ein Augenblick tiefer Stille war die erste Antwort, dann nahm der alte Morsumer Bauer seinen Stock.

„Dennso kann ich wohl gehen, denn was ich an Hafer und Roggen noch habe, reicht so kaum zur nächsten Ernte. Davon kann ich nichts abgeben. Ich meine aber, Peter Taken, deswegen hättest du uns nicht erst nach Keitum zu fordern brauchen.“

„Ihr dürft nicht gehen, Peter Knudten“, sagte der Landvogt hastig und hielt den Alten am Rockknopf; „wenn wir nicht liefern, schickt der Kriegskommissarius uns Soldaten ins Haus.“

„Was ist denn das für ein Kriegskommissarius?“ fragte Jan Petersen Hahn aus Rantum; „ist wohl ein Freund vom Salzminister?“

Die andern Rantumer lachten lärmend über den „Salzminister“, aber Peter Taken wies Unterschrift und Siegel seines Schreibens.

„Es ist der dänische Kriegskommissarius von Platen“, erklärte er. „Was hat der auf Sylt zu brandschatzen? Bei den Raben, das dürfen wir uns nicht gefallen lassen! Der Däne - hoho, noch besser! Sollen wir nicht auch den Schweden füttern?“

So gingen die Reden durcheinander, und Peter Taken seufzte zum Steinerweichen.

„Die Schweden hätten wohl nötig, daß wir sie fütterten; sie sollen bei Tönning schon arge Not leiden.“

„So wollen wir den Schweden schicken, was wir noch entbehren können“, rief Manne Andresen aus Tinnum; „ich gebe sechs Sack Hafer und eine Tonne Butter, auch einen Hammel will ich schlachten. Dem Dänen gönne ich noch längst nichts. Der Schwede ist doch unseres Herzogs Oheim und Freund. Ich will mich wohl nach Tönning einkneifen, wer macht mit?“

Aber es fand sich niemand, der Manne Andresens Opferwilligkeit geteilt hätte. Die meisten traten Peter Knudtens Meinung bei: wir sind froh, wenn wir selbst durch das Frühjahr kommen, wir können nichts mehr abgeben. Sie griffen nach ihren Stöcken, und fast hätte sich die Thingversammlung ohne jeden Beschluß aufgelöst. Lorens sah auf den Landvogt, der völlig verbiestert zwischen den erregten Männern stand, und es fiel ihm ein, wie (229) Steffen Taken seinerzeit von dem eigenen Sohn gesagt hatte: er kann die See nicht halten, wenn schlecht Wetter ist; wenn du nicht Hand ans Ruder legst, werdet ihr bald auf Strand sitzen. Da trat Lorens vor.

„Ihr Sylter Männer“, begann er laut, und in seiner Stimme lag ein so harter Klang, daß das Gerappel der andern plötzlich verstummte. „Wir wollen doch nicht ohne Beschluß vom Thing fortgehen, sonst haben wir über eine Woche dänische Besatzung auf der Insel. Ob der König ein Recht hat, uns zu brandschatzen oder nicht, danach dürfen wir jetzt nicht fragen. Sein Kriegskommissarius sitzt in Tondern und hat die Macht, uns zu zwingen.“

„Der Schwede soll uns helfen!“ rief Manne Andresen dazwischen.

„Das ist eine törichte Rede“, antwortete Lorens scharf. „Der Schwede ist bei Tönning eingeschlossen und kann sich selbst nicht helfen. Im Augenblick bleibt uns nichts anderes, als uns dem zu fügen, der die Macht in Händen hat, und seine Forderungen zu erfüllen.“

„Hört, wie der Hahn kräht“, spottete Manne Andresen.

„Wer weiß, muß sagen“, gab Lorens ruhig zurück. „Ich meine nur, wir dürfen nicht ohne Beschluß vom Thing gehen.“

Einen Augenblick herrschte Stille.

„Wozu rätst du denn, Lorens?“ fragte Peter Knudten und sah mit klugen Augen zu Lorens auf. „Ich will niemals wieder Soldaten im Hause haben; das habe ich einmal erlebt und für alle Tage genug davon. Ich habe aber wirklich weder Hafer noch Roggen, wie könnte ich mich lösen?“

„Durch Geld“, antwortete Lorens. „Mir geht es wie Euch. So will ich nach Tondern und dort aufkaufen, was ich liefern soll. Wenn es Euch recht ist, kommt mit. Besser wäre noch, wir täten uns alle zusammen, und der Landvogt führe nach Tondern.“

„Wenn ihr beide mitkommt, will ich es wohl tun“, sagte Peter Taken kleinlaut, und Lorens mußte wieder an den alten Steffen denken: er wird dir noch Dank sagen, wenn du ihm sein Amt verwaltest. -

In diesem Frühjahr dachte Lorens nicht mehr darüber nach, ob er auf Grönland reisen sollte oder nicht. Zu klar lag auf der (230) Hand, daß er auf Sylt erster Steuermann war und auch den Landvogt noch unterm Daumen halten mußte, da das Schiff gegen Wind und Strom ansegeln sollte. Eine Brandschatzung folgte der andern. Heute wurden von jedem Pfluge zehn Tonnen Häcksel gefordert, morgen drei Fuder Heu; dann noch einmal Roggen und Hafer und endlich 8840 Pfund Fleisch und 3267 Stück sechspfündige Brote von der Insel im ganzen. Wieder und wieder mußte Lorens mit dem Landvogt nach dem Festland hinüber, um aufzukaufen, was dort noch zu bekommen war. Als das Festland auch ausgesogen war, mußten sie sich durch bar Geld lösen, das meist viel teurer kam. So wurden die Sylter arm, und endlich waren viele Haushaltungen nicht mehr imstande, den auf sie fallenden Anteil aufzubringen. Um eine Besetzung der Insel zu verhindern, mußten die Wohlhabenden die Ärmeren unterstützen; danach aber ward die Sorge um so größer, wie es weitergehen sollte.

Jedesmal, wenn eine neue Forderung vom Kriegskommissar gekommen war, hatte Peter Taken einen außerordentlichen Thingtag einberufen, und auf jedem Thingtage hatte Manne Andresen stärker dafür gearbeitet, Stimmung für die Schweden zu machen. Nun gelang es ihm endlich, damit durchzudringen, da er selbst seine letzten Vorräte an Lebensmitteln - soweit seine Frau sie nicht vor ihm versteckt hatte - seine Schmach und seine eigene Person an das Wagnis wenden wollte. Er gewann viele Sylter, daß sie ihm an Lebensmitteln anvertrauten, was sie nur irgend entbehren konnten. Damit machte er sich auf nach Tönning, wurde aber unter Föhr schon von einem dänischen Kaper geschnappt. Er wurde in die Gefangenschaft abgeführt und konnte nun zwei Jahre lang in Ruhe und Einsamkeit darüber nachdenken, daß er die Sylter durch sein Unternehmen nicht reicher gemacht hatte. Seine Schmach war er los, so gut wie sie ihre letzten Vorräte.

Inzwischen hatten die Schweden den Hungerriemen immer enger schnallen müssen, bis die Not so arg wurde, daß der Hunger Seuchen erzeugte. Da griff General Stenbock zu einem letzten verzweifelten Mittel. Er schickte einen Soldaten, der ihm treu ergeben war, am frühen Morgen aus mit dem Befehl, ihm das Herz desjenigen zu bringen, der ihm zuerst begegnet (231) würde. Das war aber des Soldaten eigener Bruder, und so treu er auch Stenbock ergeben war, seinen Bruder liebte der Soldat noch mehr und konnte es nicht über sich gewinnen, ihn zu töten. Statt dessen griff er einen schwarzen Pudel, tötete ihn und brachte sein Herz noch warm dem General. Der war sehr erfreut darüber, schloß sich in sein Zimmer ein, tat seine Zaubereien, zerlegte das Herz in vier Teile und aß einen nach dem andern noch warm auf. Am andern Morgen stand der Wall der Festung voll schwarzer Pudel, alle aufrecht auf zwei Beinen mit einem Gewehr zwischen den Vorderpfoten. Hätte der Soldat ein Menschenherz gebracht, so wäre der Wall von bewaffneten Männern besetzt gewesen. So aber konnten die Dänen die Festung stürmen und Stenbock mußte sich ergeben. Von den achtzehntausend Mann, mit denen er in Tönning eingezogen war, waren nur noch elftausend am Leben; die übrigen waren durch Hunger und Pest umgekommen. Stenbock selbst kam als Gefangener nach Flensburg und starb bald danach.

Durch die Übergabe der Stenbockschen Armee wurde König Friedrich IV. von Dänemark Herr über die Gottorffschen Lande. Görtz floh nach Schweden, aber seine bösen Werke folgten ihm nach. Die Herzogin Mutter machte ihm den Prozeß, und ihr Bruder ließ ihn in ihrem Namen hängen. Das alles beendete den Krieg aber keineswegs. Im Gegenteil: Dänen, Schweden und Russen katzbalgten sich ärger als zuvor, und zwei Wochen nach dem Fall von Tönning wurde eine Brandschatzung von dreißigtausend Reichstaler Kronen für das Amt Tondern vom Dänenkönig ausgeschrieben, und als Sylt seinen Anteil nicht zahlen konnte, kamen die ersten dänischen Soldaten auf die Insel. Lorens der Hahn öffnete seinen Geldkeller noch einmal und verbarg darin nun auch die silbernen Becher, die er von David Worms erhalten hatte, einen goldenen Fingerring, der noch von Greth Skrabbel stammen sollte, und Inges silberne Knöpfe.

Die Seefahrer reisten um diese Zeit ab, und die Feldbestellung sollte beginnen. Es wehten aber harte und kalte Winde den ganzen April und Mai hindurch, und als sie endlich einschlugen, und die Sonne nun die Erde erwärmen mochte, war der Boden so ausgedörrt, daß nichts aus ihm hervorwachsen konnte. Das (232) Vieh rieb sich die Mäuler blutig, nur um die spärlichen Grashalme recht genau abzuweiden, und als das Korn endlich hochkam, standen die einzelnen Halme so dünn wie sonst auf Brachland. Die Schmacken und Schuten der Sylter wurden zum königlichen Dienst eingefordert, so daß die Sylter nicht mehr fischen konnten, um wie in anderen schlechten Jahren die Mißernte durch doppelte Fischvorräte wieder etwas auszugleichen. Die Not wuchs im Laufe des Sommers, statt abzunehmen, dann kamen Gerüchte vom Festland herüber, daß alle herzoglich Gottorffschen Beamten durch königliche Beamte ersetzt werden sollten, und Ende August erhielt Peter Taken II. seine Verabschiedung.

Steffen Taken hatte seinen Sohn mehr als einmal Lorens gegenüber einen Narren oder ein altes Weib genannt, und ganz gewiß nicht ohne Berechtigung. Aber Peter kannte doch die Insel und alle Familienverhältnisse der Insulaner, und soweit es in seinen Kräften stand, hatte er einerseits auf Ordnung gehalten und andererseits versucht, die Insel vor zu schweren Anforderungen zu schützen. So fügte er noch seinem letzten Schreiben an den Kgl. Amtsinspektor Meley zu Tondern, der ihm sein Amt genommen hatte, die Worte an: „Bitte meinen Herrn Justitz Rath, wolle das Landt So viel möeglich mit Exekution Verschonen.“ Sein Nachfolger wurde der älteste Sohn des „glücklichen Matthis“ von Föhr, Peter Matthißen. Er hatte die Rechte studiert und war in jeder Hinsicht wohl dem guten Peter Taken weit überlegen. Aber er war schon Landvogt von Osterland-Föhr und behielt dieses Amt und seinen Wohnsitz auf Föhr auch in Zukunft bei, so daß er die Sylter Landvogtei gewissermaßen nur im Nebenamt verwaltete. Wohl kam er zum Herbstthing herüber, danach aber legten Sturm und Kälte die Verbindung zwischen den Inseln lahm, und die Sylter waren in der Hauptsache darauf angewiesen, von nun an für sich selbst zu sorgen, so gut sie eben konnten.

Ende Sommers kamen zu allem andern Unheil noch dänische Werbeoffiziere auf die Insel, denn der Krieg fraß nicht nur Geld und Lebensmittel, er fraß auch Menschen. Die Seefahrer waren noch auf der Reise, und wer sonst noch jung und kräftig genug war, die Werber zu fürchten, drückte sich nun noch in (233) Eile zum Seeloch hinaus, so Lorens der Hahn. Bei dunkler Nacht nahm er von den Seinen Abschied, um vor Morgengrauen schon Hörnum zu erreichen, wo er und drei andere Sylter von einer Helgoländer Schaluppe erwartet wurden.

„Hör, Inge“, sagte er, indem er schon den festen Ledergurt über den schweren Ölrock schnallte; „ich nehme kein Geld mit; ich muß wieder verdienen, nicht ausgeben. Aber ängstige du dich nicht, auszugeben, was noch vorhanden ist. Gib lieber alles hin, als daß du dir fremdes Kriegsvolk ins Haus legen läßt.“

Inge schüttelte den Kopf.

„Es hat keinen Sinn, das letzte Geld hinzugeben. Sie nehmen alles und wollen noch mehr. Eher gebe ich das alte Pferd; das junge hat Kraft für zwei. Das bunte Kalb kann ich auch noch schlachten und drei Schafe. Mache dir nur keine Gedanken, wir kommen schon durch -“ so redete sie, aber ihr Herz war müde, und endlich legte sie den Kopf an seine Schulter, und ihre Augen waren voll Tränen, wenn sie auch lächelte. „Es war nicht gut, daß du so lange daheim warst. Nun mag ich es nicht mehr, wenn du fortgehst.“

„Nur für ein paar Wochen oder - mag sein - bis zum Erntefest, Inge, aber nicht länger“, tröstete Lorens. „Wir schicken wohl Nachricht oder lassen fragen, ob die Luft wieder rein ist. Dann kommen wir heim. Oder soll ich doch bleiben?“

„Daß du den Werbern in die Hände fällst -!“ rief sie und trat von ihm fort. „Ich bin töricht, daß ich dich nicht lassen mag - höre, da kommen die Keitumer schon.“

Es waren die Männer, mit denen zusammen Lorens auf Helgoland fahren wollte. Sie polterten draußen, kamen aber nicht ungern noch einmal ins Warme und tranken das Glas Wein, das Inge ihnen bot. Dann tauschten sie Gruß und Handschlag mit ihr, traten wieder in die dunkle Nacht hinaus, und auch Lorens warf sein Bündel auf den Rücken, um ihnen zu folgen. Er schob noch einmal die Bett-Tür auf und warf einen Blick; auf die schlafenden Kinder.

„Wecke sie nicht“, bat Inge; „sie schreien sonst die halbe Nacht hindurch.“

„Die zweite Hälfte der Nacht“, sagte Lorens lachend, „die erste ist schon vorüber. Kriech du nur noch zu ihnen ins Stroh, (234) da hast du es warm und wirst doch auch müde sein. Gute Nacht.“

Er küßte sie eilig, denn die andern waren schon zum Hause hinaus. Inge griff noch nach seiner Hand - da faßte sie schon ins Leere. Einen Augenblick noch hörte sie seinen Schritt auf dem härteren Wege, dann stieß der Südwest sie ins Haus zurück.

Rüstig schritten die Helgolandfahrer aus; kurz vor Rantum, dort wo die Insel am schmalsten ist, überquerten sie die Dünen und gingen dann am Strande weiter. Brausend kam ihnen der starke Südwest entgegen. Lorens atmete tief auf. Die salzige Luft grüßte ihn wie einen Freund. Sonderbar - die gleiche Luft wehte doch auch jenseits der Dünen, oder mischte sie sich drüben schon stärker mit Erd- und Pflanzengeruch? Er fühlte, wie hier draußen wieder alles von ihm abfiel, was ihn so lange gedrückt hatte: die Sorge um die mangelhafte Ernte, die endlosen Steuern und Schatzungen, das Thinglaufen und die Bettelgänge nach Tondern. Nun er sich wieder frei von alledem fühlte, spürte er erst, wie schwer die Last gewesen war. Er warf sein Bündel auf die andere Schulter und reckte sich.

„Schön!“ sagte er aus Herzensgrunde.

Die Gefährten lachten.

„Greth Skrabbel!“ meinte der eine, aber dann fügte er doch hinzu: „Hast schon recht, Lorens, es tut gut, mal wieder von Mutters Schürzenzipfel loszukommen.“

„Die Frauen können mit dem Kleinkram besser fertig werden“, tröstete der zweite sich selbst und die Genossen. „Sie sind allemann lieber mit einem alten Wagen auf Land, als mit einem neuen Schiff auf See. Aber das liegt uns nicht - hee, Lorens?“ „Wir müssen wieder Geld schaffen“, sagte Lorens ernst; da schwiegen sie.

Vor Hörnum Odde mußten die Wanderer wieder nach dem Watt hinüber. Das lag wie ein blankgeputzter Silberspiegel unter dem Morgenhimmel, dessen Helligkeit das Nahen der Sonne verkündete. Lorens kam die Lust an, noch einmal „Schön!“ zu rufen, aber er schluckte den Ausruf doch beizeiten wieder herunter. Südlich des Buder riß die Helgoländer Schaluppe im scharfen Wattstrom an ihrem Anker. Als die drei (235) Männer sich zeigten, löste der Junge das kleine Beiboot, in dem er saß, und ließ sich vor dem Flutstrom zum Buder treiben. Es war keine Zeit zu verlieren. Die Flüchtlinge mußten an Bord, ehe das Wasser zum Stehen kam. Die Schaluppe mußte den Ebbestrom nützen, um durch die Vortrapptiefe in die offene See hinauszukommen; gegen Wind und Strom konnte sie bei dem Südwest nicht an.

Lorens dehnte die Nüstern und schnupperte wie ein Pferd, das auf fette Weide kommt. In den letzten Jahren war er genug im Watt herumgeschiffert, aber eine gute Nordseedünung unterm Kiel fühlte sich doch - bei den Raben! - anders an. Um seine Jungensfreude zu verbergen, fing er mit Bart Rickmers, dem Helgolander, ein Gespräch an, aber der war nicht eben mitteilksam.

„Es gibt verflucht wenig Fische vom Jahr“, meinte er; „konntet ihr nicht bleiben, wo ihr wart?“

„Die Werber saßen uns auf den Hacken; kommen sie auch aufs Land?“

„Das nicht, aber ein paar von uns haben sie in Husum geschnappt.“

„So könnt ihr uns doch gut brauchen.“

„Wohl, wohl, wenn es nur mehr Heringe gäbe!“

„Ihr habt um Gottes Segen Krieg geführt, deshalb kommt er nicht mehr zu euch.“

„Um die Rochen haben wir uns nie gestritten, und doch sind in diesem Frühjahr kaum ein paar Dutzend zu uns gekommen. Ihr Sylter habt im Winter Brot und Speck und Milch. Wenn uns der Fang mißbrät, haben wir nichts als Hunger.“

„Der Schellfisch kann noch kommen.“

Darauf antwortete Bart Rickmers nicht mehr, sondern spuckte nur ausdrucksvoll einmal in See. Er mußte nun aufpassen, um die Westbrandung von Hörnumsand herumzukommen.



Nur das kleine Sturmsegel durfte er setzen, und doch bog sich der Mast, daß er ächzte. Bart Rickmers legte beide Hände überm Ruder zusammen: „Unser Herrgott helfe uns mit Glück zu unsern Lieben nach Haus!“

„Amen!“ antworteten die andern, nur Lorens sprach es nicht aus. Dieser alte Helgolander Spruch war ihm ein Gruß wie der (236) starke Südwest. Eine mächtige Bewegung schnürte ihm die Kehle zu. Ihm war, als führe er wieder in die eigene Jugend zurück, und bei den „Lieben zu Haus“ dachte er an Jens Grethen und nicht an Inge.

„Ist es dir recht, Googe, daß ich wieder auf Helgoland fahre?“ fragte er in seinem Herzen, und ihm war, als lächelte der Alte zur Antwort. -

Der Sommer war hart. Auf Helgoland hockte das Grauen vor einem hungrigen Winter an jedem Herd. Der Schellfisch kam zur rechten Zeit, aber das Wetter war immer unruhig und der Fang nicht so ergiebig, wie er wohl hätte sein können. Auch kosteten die Fahrten nach Hamburg zu viel Zeit, und in Husum saß immer noch der Däne. Dazu kam, daß die weiße Klippe in den letzten Jahrzehnten erschrecklich schnell abgenommen hatte und im Winter vorm Jahr von einer hohen Flut ganz fortgerissen war. Allerdings hielt der Wall zwischen Land und Düne noch, aber sein Bestand war nur noch eine Frage der Zeit, und wenn er auch brach, hatte Helgoland keinen sichern Hafen mehr. Die Gottorffer hatten seinerzeit allerlei Befestigungen an der Südwestecke des roten Felsens angelegt. Auch diese waren zusammengestürzt - „und wenn die Dänen kommen“ - fügte Bart Rickmers hinzu und vollendete den Satz nur mit einem Achselzucken.

Lorens hörte das alles mit an, aber machte sich weiter keine Kopfschmerzen darum. Er fuhr mit Bart Rickmers auf Part und war Tag für Tag glücklich, wenn er nur die Nordsee unterm Kiel spürte; weiter dachte er nicht. Im Herbst brachte er drei Taler mit heim und zwei Säcke voll getrockneter Fische, aber er fand, daß er einen guten Sommer gehabt hatte, und Inge war es auch zufrieden. Die Grönlandfahrer waren fast alle mit leeren Taschen heimgekehrt; von denen, die mit den Helgoländern gefischt hatten, waren zwei auf See geblieben, und die dänischen Werber hatten fünf Sylter geschnappt, die gemeint hatten, sich auf der Insel selbst verbergen zu können. So war Lorens noch ganz gut gefahren, aber kaum war er daheim, so fühlte er wieder die Last der Sorgen und des Elends.

Nicht, daß Inge ihm das Leben schwer gemacht hätte. Seit sie wieder ein Kleines gehabt hatte, schien sie ihren Kummer um (237) Peters Tod verwunden zu haben. Sie war gleichmäßig freundlich, oft heiter, wenn sie auch nicht mehr so lachen konnte wie in jüngeren Jahren. Aber auch sie mußte das Brot dünn schneiden und konnte nur selten einmal den Kindern Sirup zur Grütze geben. Und daß es ihnen immer noch besser ging als allen Nachbarn ringsum, das drückte Inge, wie es auch Lorens belastete. Die dänischen Werber waren abgezogen mit ihrem magern Fang. Sie hatten nicht recht begriffen, daß die meisten der Männer zum Herbst heimkehren würden. Die Frauen hatten geredet, als blieben sie alle noch auf Jahre hinaus draußen. So war die Luft rein, und die Sylter konnten in Ruhe den Winter daheim verleben. Aber wer zur See fährt, kann gut essen, und wo in einem Hause zwei oder gar drei Junggäste sich an den Tisch setzten, da spürte die Mutter bald, wie kärglich die Ernte gewesen war. Wenn die Juden, die im Herbst mit ihrem Kram zur Insel kamen, nicht berichtet hätten, daß es auf dem Festlande noch viel schlimmer aussähe, würde Lorens seinen Geldkeller aufgetan haben, um Korn zu kaufen. Aber so - was nützt das Geld, wenn im ganzen Lande die Lebensmittel knapp sind? Man kann die Silberstücke nicht essen. Die zwei Säcke voll getrockneter Fische, die Lorens mit heimgebracht hatte, freuten Inge mehr, als wenn es zwei Säcke voll Silberlinge gewesen wären.

Hunger und Not gingen über die Insel. Auch die Feuerung war knapp. Im Sommer hatten sich gelbe Ameisen auf den Weiden gezeigt. Die hatten den Schafkötel gefressen, daß nur die leeren Häutchen liegengeblieben waren. So hatten die Leute die noch kaum trockenen Kuhfladen brennen müssen und hatten zum Winter fast nichts als lose Heideplaggen. Brotkorn und Grütze gingen zu Ende, fast ehe der Winter recht begonnen hatte, und manch einer mußte die Milchkuh schlachten, weil er auch für sie kein Futter mehr beschaffen konnte. Inge hatte vorgesorgt, indem sie - kaum daß Lorens den Rücken gekehrt hatte - das zweite Pferd abgeschafft und eine alte Kuh gegen Futter getauscht hatte. Aber die wenigsten Frauen dachten so weit wie Inge; sie sahen erst Land, wenn der Löffel schon auf dem Topfboden kratzte. Wäre das Wetter nicht so schlecht gewesen, hätte man noch Fische oder Vögel im Watt fangen können. (238) Aber fast ohne Unterbrechung wehten starke Westwinde, und

das Watt stand so hoch, daß die Vögel kaum zur Ruhe kommen konnten. Als Lorens nach Rantum ging, um zu sehen, ob er seiner Mutter irgendwie helfen müßte, wußte die alte Frau nichts weiter als:

„Unser Herrgott segne den Strand.“

„Müßt Ihr nicht sagen, Mutter. Was auf Strand kommt, ist nicht ohne weiteres unser.“

„Wenn ich hungere, ist alles mein, was ich essen kann.“

Lorens seufzte. So dachten wohl die meisten Sylter, aber Jens Grethen hatte anders gesprochen.

„Hungert Ihr denn, Mutter? So soll Jan doch ein Schaf schlachten.“

„Nur zum Essen? Das fehlt noch! Auch mag ich kein Fleisch.“

„Wollt Ihr Fische? Inge soll morgen welche bringen.“

Die alte Frau schwieg vermückt. Im Grunde genommen fehlte es ihr an nichts. Seit Jan ihr eine Schwiegertochter ins Haus gebracht hatte, war sie aufs beste versorgt. Die junge Frau hatte eine gute Hand fürs Vieh. Sie hatten zwei Schweine geschlachtet, und der Grünkohl stand üppig hinterm Haus. Von den Schafen konnten sie gut noch ein oder das andere ans Messer nehmen, und Milch hatten sie immer noch genug. Nur an Grütze und Brotkorn fehlte es hier wie in allen andern Häusern, und Mutter Gondel gehörte zu denen, die immer nur nach Unerreichbarem Hunger haben.

Als Lorens abends bei Inge in der Küche saß, war er so still und sein Gesicht so dunkel, daß Inge die Kinder früh ins Bett jagte und den beiden Männern - denn Niggels hauste immer noch bei ihnen - eine Pfeife stopfte.

„Mußt dir nicht mehr Sorgen machen, als Not ist, Lorens“, sagte sie dabei. „Güter der Welt sind Ebbe und Flut unterworfen.“

„Wohl, und auf die tiefsten Ebben folgen die höchsten Fluten“, antwortete er bitter. „Das ist Altweiberweisheit. Ich meine, man muß auch den Ebbestrom nützen.“

„Wie das?“

Lorens sog an seiner Pfeife.

„Statt zu jammern und den lieben langen Tag strandjen zu (239) gehen, sollten die Leute lieber die leere Zeit nützen, um tüchtig zu lernen. Aber es kommen weniger zu mir als vorm Jahr.“

„Jee -“ meinte Niggels und zog den Ton so lang wie eine Reise nach Ostindien. „Du bist zu streng, Lorens. Bei diesem Wetter könnte doch jeden Tag ein Schiff auf Strand kommen.“

„Und wenn es käme -?“

Niggels bewegte unbehaglich die Schultern in seiner Wolljacke. „Jee - Lorens -“

„Jawohl - jee, Lorens“, äffte der ältere Bruder ihm zornig nach. „Ihr meint wohl, weil wir keinen Landvogt auf Sylt haben, könnten wir gut drei Drittel von jeder Strandung nehmen.“

Niggels antwortete nicht mehr, und schweigend rauchten die Männer weiter, während Inge mit den Töpfen klapperte. Endlich klopfte Niggels seine Pfeife aus und ging mit kurzem „Gute Nacht zusammen“ aus der Tür. Da sah Lorens auf.

„Mir ist Angst, Inge“, sagte er wie ein Kind, das sich vor der Dunkelheit fürchtet.

„Mußt nicht, Lorens. Es steht nirgend ganz so schlimm, wie die Leute tun.“

„Magst recht haben; aber schlimmer, als sie ertragen können, ist schlimm genug, und die wenigsten können es noch lange ertragen.“

„Weil sie nicht beizeiten vorsorgten.“

„Und weshalb taten sie es nicht? Doch nur aus Dummheit. Unklug sind sie und unwissend, aber wenn man ihnen die Hand bietet, daß sie etwas lernen sollen, dann haben sie keine Lust.“

„Mußt Geduld haben, Lorens“, sagte Inge tröstend, und nach einer Weile: „Ist es das allein, was dich drückt?“

Lorens biß auf seine leere Pfeife.

„Sie hoffen alle auf Strandsegen.“

Über Inges Gesicht ging ein heller Schein.

„Wenn es Brotkorn wäre -“ sagte sie leise.

„Denkst du auch so?“ rief Lorens schmerzlich. „Ach, Inge, was an unsern Strand kommt, ist die Frucht von eines andern Menschen saurer Arbeit. Niemand aber erntet ungestraft, wo er nicht gesät hat.“

„Wenn Gott es uns schickt?“ (240)

Lorens stand auf und riß das kleine Fenster auf. Er hatte es so eingerichtet, daß man es aufmachen konnte, ohne es doch ganz herauszunehmen. Ihn kam es manchmal an, daß er sehen wollte, was draußen vorging. Jetzt war nichts vorm Hause als die schwere Dunkelheit einer Regennacht, aber er steckte den Kopf durch die Luke, als erstickte er drinnen. Dann schloß er das Fenster wieder mit ruhiger Hand.

„Ist es wirklich Gott, der uns das Strandgut schickt?“ fragte er nachdrücklich. „Denk' doch, wie wenig von jenem Holländer übrigblieb, um den der Rantumer Strandvogt abgesetzt wurde. Sechs Tonnen Goldes soll die Ladung wert gewesen sein. Eine halbe mag der Amsterdamer Jude gerettet haben, wenn's hochkommt. Wo ist das andere Gut geblieben?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Inge und horchte auf das Heulen des Windes, das von einer wilden See sprach. „Ich meine nur: wenn es doch einem Schiff bestimmt ist, aufzulaufen und es hat Brotkorn - höre nur den Sturm! Ich glaube, Niggels ging auch noch aus.“

Lorens horchte hinaus, dann wollte er nach seiner Mütze greifen, aber Inge kam ihm zuvor und hielt seine Hand fest.

„Bleib bei mir, mir ist Angst“, bat sie erregt. „Wenn es so windet, muß ich immer an Peter denken. Jetzt könnte er bald schon als Junge fahren.“

„Das wäre zu schwer für ihn gewesen, er hätte noch längst nicht die Kraft dazu. Glaub mir, ihm ist wohler da, wo er ist.“ „Aber wo ist er? Wo?“ rief Inge und brach in Tränen aus. „Im Himmel, sagt Pastor - ach, so weit weg, und ich habe ihn doch immer noch lieb.“

Da kam es über Lorens, daß er sie zu sich auf die Bank zog und ihr von seinen Gesichtern sprach.

„Sie sind alle bei uns, die wir lieb hatten im Leben; sie helfen und raten uns. Wenn ich nicht auf Jens Grethen gehört hätte, würde ich mit Peter Haicken vor Ameland geblieben sein. Sieh, Inge, und das ist es, was mich jetzt ängstigt. Ich sah wieder Jens Grethen und sehe Steffen Taken und auch Niß Bohn -“

„Siehst du sie jetzt auch?“ unterbrach ihn Inge schauernd und drückte sich eng an ihn; „siehst du mein Pidderke?“

„Ich sehe nicht, wie du meinst, aber ich sehe, daß sie mich (241) warnen. Es hängt Unheil über dem Strand - ah mei, ich wünsche, daß alle, die uns lieb sind, reine Hände behalten. Wünsche du nicht, daß uns Brotkorn am Strande wächst; es ist Teufelssaat.“

Die Tür sprang auf. Es war einer ins Haus gekommen. Als Lorens hinausging, fand er Muchel Carstensen, den alten Strandvogt, der nun ganz allein den Westerländer und Rantumer Distrikt versorgte.

„Was ist?“ fragte Lorens im Innersten erschreckt, aber der Alte sah ihn nur erstaunt an.

„Was soll sein? Ich bringe den Kessel zurück, den Inge meiner Tet gestern lieh. Ob ihr nicht morgen unsern Schlachterpunsch kosten wollt, läßt Tet euch fragen.“

Inge bat ihn in die warme Küche, und der alte Mann saß behaglich schwatzend eine gute Weile bei ihnen.

„Schlecht Wetter draußen“, sagte er, als er sich endlich wieder aufmachte. „Ich muß morgen an den Strand, aber es ist ja rein wie verhext - bei all dem Sturm kaum ein Spierchen Wrackholz nun schon den ganzen Herbst.“

Er ging, und Inge rieb sich die Augen.

„Uh jee, bin ich müde!“

„Geh schlafen“, sagte Lorens und horchte nach draußen. „Wenn der Strandvogt nicht wacht, muß ich es tun.“

„Mußt du?“

„Ja - sie - sie quälen mich.“

Inge fragte nicht weiter. Diesmal hielt sie auch seine Hand nicht fest, sondern ließ ihn die Mütze, ließ ihn seinen Stock greifen und half ihm nur sorglich, die im Winde schlagende Haustür wieder zu schließen, als er in die dunkle Regennacht hinausstrebte. Dann holte sie sich Klein-Inken und kroch mit ihr ins Stroh, um doch etwas Warmes, Lebendiges bei sich zu haben. -

Von nun an duldete es Lorens keine schlimme Nacht mehr im Hause. Wenn Inge es ihm auch noch so warm und gemütlich daheim machte - je mehr der Wind draußen heulte, desto weniger litt es ihn drinnen. Unter dem Lachen der Kinder und dem Schwatzen der Nachbarinnen horchte er hinaus, als riefen ihn heimliche Stimmen, und wenn spät abends das Haus still wurde, nahm er Mütze und Stock und ging hinaus. Manchmal (242) kam

er bald zurück, ehe Inge noch recht eingeschlafen war. Meist aber blieb er fast die ganze Nacht draußen und kroch erst gegen Morgen müde und erschöpft ins Stroh. Inge war oft unheimlich zumute. Ihr schien, als hätte er kaum noch einen eigenen Willen. Aber sie ließ ihn gewähren, denn wenn sie allein schlief, sah sie wohl ihr Pidderte im Traum - lachend, gesund und kräftig, wie er im Leben niemals gewesen war.

Das Jöölfest kam heran, und Inge richtete einen Schmaus, schöner noch als in anderen Jahren. Sie meinte, da der ganze Winter so kümmerlich war, müßte sie einmal den Kindern auch ganz besonders Gutes gönnen. Sie hatte noch einen Krug Sirup im Hause, den gab sie in eins dran, obgleich er sonst wohl für zweimal gereicht hätte. Das gab einen Jubel und ein Geschlecke. Die Kinder klebten fast aneinander, so hatten sie sich mit dem süßen Zeug eingeferkelt, und Niggels-Ohm, der immer Narrenkram im Kopf hatte, brachte ihnen bei, wie sie sich gegenseitig ablecken sollten. Das gab ein Geschrei und Gequieke, daß Inge sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt. Und Lorens lachte, bis ihm die Tränen aus den Augen traten.

Dann - mitten im tollsten Lärm - fing er wieder an, hinauszuhorchen. Es war böses Wetter und - kein Zweifel - der Wind drehte nach Westen und ging immer mehr auf. Lorens wollte die Fensterluke öffnen, aber Inges stummer Blick hielt ihn zurück.

„Nicht heute“, bat dieser Blick. „Bleibe nur heute nacht bei uns, es ist Jöölfest, Christabend, da wird nichts geschehen.“

Lorens ließ die Hand sinken und blieb. Er zwang sich, in die Lust der Kinder einzustimmen, und fast war es, als vergäße er seine Unruhe, da Merret, die sein Liebling war, ihm auf die Knie kletterte und lachend fragte:

„Willst du mich auch mal lecken, Vater?“

„Küssen will ich dich, mein Pummelke“, rief er und nahm das mollige Ding in die Arme, sein Gesichtchen, sein blondes Haar, seinen kleinen Speckhals mit Küssen bedeckend. Die Schwestern schrien vor Vergnügen, weil Merret verzweifelt strampelte, denn das Küssen war nicht ihr Fall. Als der Vater sie endlich losließ, lief sie zu Inge und barg weinend ihr Gesicht in der Mutter Schürze: (243)

„Nun mußt du mich aber ganz waschen!“

Niggels lachte und Inge auch, aber nun sprang Lorens auf.

„Ich kann sie nicht weinen hören, es klingt wie Peter -“ und als Gondel nun auch den Mund verzog, griff er doch nach Mütze und Stock. „Nein, Inge, ich bleibe nicht fort. Ich will nur einmal sehen, ob Muchel Carstensen vielleicht unterwegs ist. Es ist ein fliegender Sturm vonnacht.“

Das war es. Als Lorens hinauskam, sprang ihm der Sturm entgegen, als wollte er ihn ins Haus zurückdrücken. Aber Lorens stemmte sich gegen ihn und ging zu Muchel Carstensen hinüber. Da war das Haus voll, denn Muchel hatte eine Menge erwachsener Kinder und eine ganze Hetze Enkel. Seine Tet aber hatte gerade wie Inge gemeint: wenn der ganze Winter so kümmerlich ist, muß der Jöölschmaus doppelt schön sein. So hatte sie reichlich gegeben und von jedem das Beste. Sie kamen Lorens mit vollen Branntweingläsern entgegen.

„Wo bleiben Niggels und Inge?“

„Bei den Kindern. Ich wollte Euch nur anbieten mitzukommen, wenn Ihr vonnacht noch hinaus müßt, Muchel Carstensen.“

Der Strandvogt starrte Lorens mit offenem Munde an.

„Hinaus? Heute nacht? Ich denke gar nicht daran. Es ist ja pechfinster. Ich bin ein alter Mann, ich sehe nicht die Hand vor den Augen. Wenn du gehen willst, so tue es nur; du stiehst mir schon keine Balken.“

Die andern lachten lärmend, aber die alte Tet sagte mit ihrer zittrigen Stimme:

„Am Christabend sind alle Engel draußen.“

„Zum Jöölfest sind auch böse Geister unterwegs“, gab Lorens hart zurück. Dann wandte er sich: „Gute Nacht zusammen.“

Draußen stand er einen Augenblick zaudernd still. Sollte er Inge noch sagen, daß er nun doch an den Strand gehen mußte? Ach nein, sie würde ihn zu halten versuchen, und er konnte doch nicht zu Hause bleiben, wenn draußen so böses Wetter war. Ob er sie davon überzeugen könnte? Dann würde sie es auch wohl ohne Worte verstehen, wenn er fortblieb, besser, als wenn Niggels dabei war und die Kinder. Er bohrte die Fäuste in die Augenhöhlen, um das liebliche Bild zu verscheuchen, das ihn heimlocken wollte. Da rührte etwas leise

seine Knie, und in (244) dem matten Schein, der aus Muchel Carstensen's Fenstern in die dunkle Nacht hinausfiel, bemerkte er Rolf, des Strandvogts großen Hund, der ihn meistens auf seinen Gängen begleitete. „Willst du mitkommen?“ fragte Lorens, und der Hund stieß ein kurzes Bellen aus.

„Ja, ja.“

„So komm; mag sein, daß wir umsonst gehen, dann können wir nachher ruhig schlafen.“

Es tat Lorens gut, seine eigene Stimme zu hören. Ein Druck lag auf ihm, der seinen Herzschlag lähmte und ihm die Kehle zusammenschnürte. So sprach er mit dem Hunde, der verständig sich dicht neben ihm hielt, statt auf Köterart hin und wider zu springen. Lorens nahm den Kurs steil West, um so schnell wie möglich den Strand zu erreichen. Ihn wunderte, daß im alten Krug kein noch so spärlicher Lichtschein zu sehen war. Wo konnte die blöde Ingeborg sich in einer solchen Nacht herumtreiben? Denn das Wetter war schlimm. Der Regen schüttete nur so herunter, und der Wind fuhr hinterdrein, daß die Tropfen wie Peitschenhiebe des Wanderers Gesicht trafen. In den Dünen war es noch schlimmer. Der Sand flog in Wolken, so naß er war, und Winselnd kroch der Hund hinter Lorens drein. Als sie an den Strand hinunterkamen, riß der Himmel auf. Ein paar Sterne traten in die Lücke, und über den brechenden Wellen lag eine matte Helligkeit.

Langsam ging Lorens bis an den Saum der Wellen hinunter, dann wandte er sich nach Norden, um erst den Westerländer Distrikt bis an die Grenze von Kampen hin abzuschreiten. Aber als er wenige Schritte gegangen war, blieb der Hund heulend stehen, und gleichzeitig verstärkte sich die Angst, die Lorens an der Kehle saß, so sehr, daß der Schrecken ihn herumriß. Er packte den Hund fest, nahm das wollene Langtuch, das er selbst um den Hals gewickelt hatte, ab und band das eine Ende dem Hunde um den Hals; das andere behielt er fest in der Hand. Er war jetzt sicher, daß er etwas finden würde und dachte, daß ihm des Hundes gute Nase vielleicht dabei nützen könnte. So wollte er ihn nicht missen, wenn ihm nun auch der Regen in den Hals schlug und in Bächen über Brust und Rücken rann. Ihn schauerte; dann wieder war ihm glühheiß wie im (245) Fieber. Er schaute aus, daß ihm die Augen schmerzten, und allmählich lernte er in der Dunkelheit sehen, wie er es noch nie gekonnt hatte.

Heulend fuhr der Sturm über Mensch und Tier hin. Donnernd brachen sich die Wogen ihm zur Seite. Lorens hörte nichts von alledem. Er war nur Auge. Seine ganze starke Manneskraft richtete sich ausschließlich auf das Sehen, und er war noch kaum mehr als eine halbe Stunde nach Süden hinunter gegangen, so fand er, was er suchte. Nicht gar weit vom Strande zeichnete sich über dem tosenden dunklen Wasser deutlich der schwarze Rumpf eines Schiffes ab; ein langer Mast stach schräge in die hellere Himmelswölbung hinauf.

„Er schlägt nicht mehr, so liegt er wohl fest“, sagte Lorens zu dem Hunde. „Das ist vor zwei Stunden bei Hochwasser aufgelaufen – ein Gotteswunder, daß die Rantumer noch nicht dabei sind.“

Ein paar Schritte weiter lagen Bretter und Balken auf dem Strande, daneben eine runde Wollmütze. Lorens hob sie auf.

„Sieh, die ist auf Sylt zu Hause. Die stammt nicht vom Wrack“, meinte er und hielt sie dem Hund an die Nase. Der roch daran, fuhr mit der Nase auf den Sand, roch wieder und stieß einen leisen Laut aus, halb Winseln, halb Heulen, der Lorens ein kaltes Entsetzen überjagte.

„Such, Rolf - such, gutes Tier.“

Der Hund fuhr mit der Nase hin und her. Wo die Mütze gelegen hatte, waren die Wellen darüber hingegangen, und der schlagende Regen hatte danach den durchlässigen Sandboden ausgelaugt. Lorens nahm den Hund kürzer und führte ihn in flachem Bogen nach den Dünen hinauf. Plötzlich jaulte der Hund laut auf und strebte dann mit der Nase voran wieder den Wellen zu. Lorens ließ ihn gewähren.

„So gut - so brav - ja, mein Hund, nun zurück - ah mei, hier haben sie etwas geschleppt wie einen Sack. Wohl - wohl - hier die Dünenschlucht hinauf - ins Deichtal?“

Unter Mann und Hund öffnete sich ein weites flaches Tal, das Deichtal, auf friesisch: Dikjendääl, nach dem Rest eines vorzeiten zerstörten Deiches so genannt, der vom Watt herauf dies Dünental Zuschnitt. Über die Dünenkette jagte der Sturm, so (246) daß Lorens sich nicht halten konnte. Er stolperte den Abhang hinunter und riß den Hund mit. Der heulte mit borstig gesträubtem Haar, fuhr mit der Nase im Kreise umher, fand die Spur, verlor sie wieder und wurde nur immer aufgeregter. „Ruhe, mein guter Hund, der Sack war schwer,

sie können noch nicht weit sein. Und wenn sie bis Rantum gelaufen sind, wir holen sie doch noch ein.“

Aber alles Zureden nützte nichts. Der Hund heulte wie rasend, riß das wollene Langtuch mitten durch und jagte davon. Wenige Augenblicke später tönte ein wütendes Bellen und der kreischende Schrei einer Weiberstimme. So schnell ihm die Dunkelheit und der holperige Boden erlaubten, folgte Lorens dem Hunde, aber all sein Pfeifen und Rufen stillte des Hundes Bellen nicht. Als er ihn fast erreicht hatte, klang ein anderer Ton dazwischen, ein hilfloses Weinen, und zu seinem Erstaunen fand Lorens neben sich in einer Erdkuhle ein zusammengekauertes Menschenwesen. Der Hund aber stand einige Schritte davon entfernt und verbellte ein anderes Wild.

„Lorens - Lorens, der Hund frißt mich!“

„Er denkt gar nicht daran - Ingeborg Claußen?“ rief Lorens erstaunt. „Was tust du hier in einer solchen Nacht? Mach, daß du nach Hause kommst.“

Sie weinte.

„Sie hatten mich zum Jöölschmaus geladen, aber das Haus war leer. Ich ging an den Strand - huh, da waren schwarze Männer - Angst - Angst -“

„Geh nach Hause“, wiederholte Lorens. „Still, Rolf, was hast du da?“

Der Hund wandte sich mit leisem Knurren um. Vor ihm auf weißem Sandfleck lag ein dunkler Gegenstand. Lorens hob ihn auf und ließ ihn im gleichen Augenblick mit einem Schrei des Ekels und Entsetzens wieder fallen - es war eines Menschen Hand.

Wieder knurrte der Hund, denn die blöde Ingeborg kroch heran.

„Das ist mein, der Ring ist mein, sie warfen ihn mir zu -“ „Wer?“

„Die schwarzen Männer - uuha, sie hackten die Hand aus (247) dem Sande, wo sie den Sack untergegraben hatten. Das ist mein Julklapp, aber der Hund wollte mich beißen, da warf ich es fort - gib her, Lorens, es ist mein Ring -“

„Wo haben die Männer den Sack vergraben?“ fragte Lorens heftig, aber die blöde Ingeborg antwortete nur: „Gib mir den Ring, den Ring - du bist ein Dieb - huh, Lorens Hahn ist ein Dieb!“

Sie griff nach der Hand, aber der Hund packte sie am Rock. Schreiend riß sie sich los und war gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

Mit Mühe überwand Lorens seinen Ekel und hob die Hand auf. Es war eine harte, von Sonne und Wetter gebeizte Schifferfaust. Am Daumen saß ein breiter Ring - Lorens stutzte. Hatte er diesen Daumen mit diesem Ring nicht schon einmal gesehen? Wo nur? Wo?

„Such - such -“ rief er dem Hunde zu, aber obgleich der um und um fuhr, konnte er doch keine Spur mehr finden.

Endlich gab Lorens es auf und ging nach Westerland zurück. Die Unruhe war von ihm genommen, aber er trug schwer an seinem grausigen Fund, als hätte er selbst einen Mord begangen. In des Strandvogts Hause war immer noch Licht hinter allen Fenstern. Da trat er ein. Drinnen war lustiges Leben. Sie rauchten und tranken, die jüngeren Leute tanzten in dem engen Raum, und die Alten riefen ihnen lärmend Beifall.

„Hee, Lorens -“ rief der Strandvogt gutgelaunt -“ hast schnelle Beine, wenn sie dich derweil nach Hörnum hin und wieder zurücktrugen. Nun zeig auch, was du gefunden hast.“ „Ja“, antwortete Lorens und warf die Hand auf den Tisch mitten zwischen Becher und Krüge. „Dies fand ich.“

Sie traten lärmend näher, lachend, neugierig. Dann verstummte das Lachen, und die Gesichter wurden fahl.

„Eine Hand - eines Menschen Hand - sieh nur, sie blutet noch -“

Die Frauen fingen vor Angst an zu weinen. Muchel Carstensen trat die Augen stier aus dem Kopfe. Lorens drehte die Hand um, daß der Daumen zu oberst lag.

„Kennt einer den Ring? Mir ist, ich müßte ihn kennen, aber mein Kopf ist schwer, ich kann mich nicht besinnen.“ (248) Die Männer schoben die Frauen zur Seite und beugten sich über den Tisch. In dem Schein der Lampe glänzte am Daumen der Hand ein plumper Silberring, matt geworden von Alter und Salzwasser. In der Mitte verbreiterte er sich zu einer Platte. Auf der war eine Marke eingeschnitten: ein langer Stab mit zwei kurzen Querbalken.

„Tetten -?“ sagte einer der Söhne Muchel Carstensens halb fragend; da griff plötzlich ein anderer, der jüngste von ihnen allen, nach der Hand und hob sie hoch an das Licht.

„Manne Tetten aus Archsum“, rief er. „Das ist Mannes Ring - so wahr ich lebe! - meiner Frau

Bruder.“

Die junge Frau stieß einen schrillen Schrei aus und drängte sich vor.

„Manne - oh, wie kommt doch sein Ring an diese Hand?“

Alle schwiegen auf diese Frage, bis endlich Lorens antwortete: „Wessen der Ring war, des wird auch die Hand sein.“

„Die Hand –“ wiederholte die junge Frau wie blöde. „Die Hand -? Aber die ist doch nicht - es kann doch nicht - wo ist denn Manne? Um Gott, Lorens, wo liebst du Manne?“

„Ihn fand ich nicht.“

Sie starrten ihn alle an.

„Sprich, Lorens“, forderte Muchel Carstensen; „wie fandest du die Hand? Du kannst doch nicht die Hand ohne den Mann gefunden haben?“

„Dein Hund war mit mir gelaufen, der spürte sie auf. Ich hatte diese Mütze am Strande gefunden. Da liegt ein Wrack, Muchel Carstensen, Ihr werdet in aller Herrgottsfrühe hinaus müssen.“ „Die Mütze, die Mütze“, drängte Manne Tettens Schwester, „weise sie mir, kann sein, daß ich sie kenne.“

Lorens gab sie ihr, aber in gleicher Art wie diese waren wohl hundert Seemannsmützen auf Sylt gestrickt. Die junge Frau wandte sie um und um und konnte doch kein Zeichen finden.

„War Manne denn so spät noch auf See?“ fragte Lorens.

„Er war vorm Jahr mit seiner Schmach und fünf andern Sylter Mann von den Dänen aufgegriffen und zum Kriegsdienst gezwungen“, erklärte sein Schwager. „Einmal hatten wir Botschaft von ihm aus Esbjerg, das ist aber lange her. Seitdem wußten wir nichts von ihm.“ (249)

Plötzlich fing die junge Frau an zu weinen.

„O Gott, o Gott, wenn Ran sie gefaßt hätte - Peter war mit ihm und Schwenn und drei Morsumer. Aber das ist doch nicht möglich, nicht wahr? Wie könnte die Hand allein auf Strand kommen?“

„Ich fand sie nicht am Strande; der Hund jagte sie in den Dünen der blöden Ingeborg ab“, sagte Lorens und berichtete genauer, was er erlebt hatte. „Mich dünkt“, schloß er endlich, „da bleibt kein Zweifel: die Strandgänger haben einen Sylter Mann erschlagen.“

Ein Grausen, wie sie es noch nie empfunden, machte sie alle schweigen. Ein Totschlag an einem wildfremden Schiffbrüchigen verübt - je nun, das war keine gute Sache. Was die Väter in ihrer Jugend einst ohne viel Gewissensangst getan, davon mochten heute die Söhne nicht mehr recht etwas wissen. Aber es war doch ein Ding, das immer noch im Bereich der Möglichkeit lag, und wenn es sich um ein Schiff voll Brotkorn gehandelt hätte, dann hätte es unter denen, die eine hungrige Kinderschar im Hause hatten, wohl wenige gegeben, deren Gewissen vor der Tat gesprochen hätte. Ein Mord an einem Sylter Mann hingegen - davor graute ihnen allen. Das war, als erschlüge man den eigenen Bruder.

„Und warum?“ sagte Lorens bitter. „Nicht um Brotkorn für die Kinder. Nicht aus Notwehr, denn es müssen zwei gewesen sein, die den einen fanden. Um keiner andern Ursache willen, als weil ihr alle das Strandjen nicht lassen könnt und sprecht: was der Teufel uns zuwirft, darum brauchen wir doch nicht zu arbeiten.“

Damit ging Lorens aus dem Hause. Der Wind aber riß ihm die Tür aus der Hand und warf sie hinter ihm zu, daß sie krachte. Am andern Morgen vor Tau und Tage kam der Strandvogt ihm ins Haus und bat ihn, mit hinauszukommen und suchen zu helfen. Der alte Mann war so verwirrt und verbiestert, daß es Lorens leid tat. Aber er schluckte sein Mitleid hinunter und stellte sich kurz angebunden, denn, dachte er bei sich, Manne Tetten ist es, dem Unrecht angetan wurde, nicht Muchel Carstensen. Er brachte kaum die Zähne auseinander, als der andere ihm einen „guten Morgen“ bot. (250)

Der Hund wartete schon vor der Tür und mehrere von Muchel Carstensen's Söhnen und Schwiegersonen. Auch ein Bruder des Manne Tetten war dabei; es hatte sich über Nacht schnell herumgesprochen, was geschehen war. Sie zogen allemann zum Krüge und forderten Ingeborg Claußen auf, mitzukommen.

„Ich mag keine Mannsleute mehr“, sagte sie mürrisch. „Lorens hat meinen Ring gestohlen, und wer mich zum Jöölabend einlud, hat mich vor der Tür sitzen lassen.“

„Wer lud dich ein?“ fragte der Strandvogt gespannt; sie aber grientete:

„Eeh, du nicht, Muchel Carstensen. Macht, daß ihr weiterkommt.“

Da holte Lorens einen blanken Silberling aus der Tasche und ließ ihn im Morgenschein

spielen.

„Den sollst du haben, Ingeborg, wenn du mitkommst.“

Sie griff danach, aber er schob ihn wieder in den Hosensack. „Hinterher“, sagte er ruhig. Da ging sie mit.

Sie stiegen über die Dünen und gingen den Strand hinunter.

Doch ehe sie noch das Wrack erreichten, fanden sie eine Leiche an der Flutgrenze. Ein Möwenschwarm ging davon auf, als der Hund bellend darauf lossprang. Aber der tote Mann hatte die Nase in den Sand gedrückt, so daß das Gesicht noch völlig unverletzt war. Sie drehten ihn um, und Bo Tetten zuckte zurück, als er ihn erkannte.

„Es ist Rink Uwen aus Morsum; er fuhr mit meinem Bruder.“

So wußten sie, daß es das Wrack von Manne Tettens „Hoffnung“ war, ehe sie es noch erreicht hatten. Der Sturm war abgeflaut, am hellen Himmel stand noch der abnehmende Mond, aber hinter den Dünen war schon die Sonne aufgegangen, und ihre Strahlen färbten die letzten schwimmenden Wölkchen und das atmende Wasser mit zartrötlichem Glanze. Das Wrack lag auf dem Strande nicht anders als ein zerbrochenes Kinderspielzeug. Still und friedlich war das ganze Bild; es sah nicht aus, als hätten hier vor wenigen Stunden verzweifelte Menschen um ihr bißchen Leben gerungen.

Vier von den Männern blieben am Strande zurück, um - sobald das Wasser vollends gefallen sein würde - nach dem Wrack hinauszuwaten. Den andern wies Lorens die Stelle, wo (251) er die runde Mütze fand und den Weg über die Dünen, den ihn der Hund geführt. Alle Spuren der Nacht hatte der stürzende Regen verwischt, aber mit den andern Männern folgte auch das blöde Weib, und als Lorens auf eine Erdkuhle deutete und sagte: „Hier fand ich Ingeborg -“ nickte sie eifrig mit dem Kopfe.

„Du warfst die Hand fort, als der Hund dich verbellte?“ fragte der Strandvogt. „Wo hattest du die Hand gefunden?“

„Nicht gefunden“, antwortete Ingeborg gekränkt; „geschenkt! Julklapp, riefen sie, da ist ein Ring für dich, schöne Ingeborg.“

„Welche sie?“

„Schöne Ingeborg - hei, bin ich noch so schön, Muchel Carstensen? Aber Lorens hat mir den Ring gestohlen.“

„Ich gebe dir einen silbernen Taler dafür, wenn du mir sagst, wer dir den Ring gab.“

„Still - still“, flüsterte sie und sah sich ängstlich um. „Schwarze Männer - sind das Teufel? Weiße Augen, weiße Zähne -“ „Sie werden sich die Gesichter mit Ruß geschwärzt haben“, meinte Lorens achselzuckend; dann wandte er sich wieder an Ingeborg. „Die Teufel haben den Sack vergraben, sagtest du gestern. Zeige uns, wo sie gruben.“

„Gibst du mir noch einen Taler?“

„Nein, nur diesen“, antwortete er und hielt ihn hoch, daß er im Sonnenschein blitzte. „Aber sage: wo gruben die Männer?“ „Da - da“, rief Ingeborg und deutete auf die nächste Düne. „Wo da?“

Sie humpelte hin und stieß mit ihrem Stock; in ein Sandloch.

„Da!“

„So fang!“ sagte Lorens und warf ihr den Taler zu. Sie fing ihn auf, küßte ihn und rieb ihn an ihrer Jacke. Dann schwatzte sie weiter, während die Männer ihre Spaten ansetzten und mit dem Graben begannen.

„Der Sack war tot und war lebendig. Hoho - die Hand kam immer wieder hoch. Die schwarzen Teufel traten darauf, aber hoho - kam sie nicht wieder hoch? Den Ring soll Ingeborg haben, sagte die Hand, ich will zu Ingeborg. Da nahm der Teufel ein Beil und schlug die Hand ab und warf sie mir zu: Julklapp, schöne Ingeborg! Huh, siehst du das Blut?“

(252) Sie hob ihren Rock, der voll schwarzer Flecken war, und die Männer sahen mit finsternen Blicken darauf.

„Verfluchte Hexe“, sagte Bo Tetten und wischte sich den blanken Schweiß von der Stirn. „Sie haben Manne lebendig begraben, die Satanskerle. Wenn man nur aus ihr herausbringen könnte, wer es war!“

Sie gruben über Mannesmaß tief und fanden nichts. Aber als sie Ingeborg darum hart anließen, sagte sie mit starrem Blick:

„Was ein Teufel vergräbt, fällt gleich in die Hölle.“

„Sie mag recht haben“, sagte Muchel Carstensen und nahm einen herzhaften Schluck



Branntwein. „Ich muß an den Strand zurück, wenn ihr hier weiter graben wollt –“ Aber sie wollten alle lieber einen Bergelohn verdienen und zogen ab. Nur Lorens blieb mit Bo Tetten zurück. Sie gruben hier noch und dort ein Sandloch auf, aber sie fanden nirgend eine Spur.

Am Wrack war das Suchen erfolgreicher. Das Schiff hatte keine Ladung gehabt, aber in der Kajüte fanden sich Papiere, aus denen hervorging, daß Manne Tetten eine erkleckliche Anzahl dänischer Kronen aus seinem erzwungenen Kriegsdienst gezogen hatte. Auf dem Schiff selbst wurde aber kein Geld gefunden, so mußte man wohl annehmen, daß er es bei sich getragen hatte, als er das Schiff verließ.

Die Stille nach dem Sturm war nur eine vorübergehende Flaute gewesen. Gegen Abend schon ging der Wind wieder auf, und die nächsten Fluten schlugen das Wrack in Trümmer. In den darauf folgenden Tagen aber trieben die Leichen von Peter Tetten und dem Jungen Schwenn aus Archsum, sowie die von Nickels Teides und Peter Bohn aus Morsum am Kampener Stranddistrikt an. Nur die des Manne Tetten kam nie wieder zum Vorschein.

Es schien aber, als ob dies Ereignis die schlafenden Gewissen der Sylter geweckt hätte. Der Brudermord quälte jeden Einzelnen, als hätte er selbst ihn begangen. Ein paar vorwitzige Junggäste, die gegen Abend durchs Deichtal gegangen waren, kamen mit schlotternden Knien zu Ingeborg Claußen und verlangten einen Schnaps. Hinterher erzählten sie, daß sie Manne Tetten dort gesehen hätten, wie er den handlosen Armstumpf gen Himmel (253) reckte. Sie gingen umher und sammelten Geld und Lebensmittel, um sie der Witwe zu bringen. Und hatte vorher jeder laut über die eigene Not geklagt, so suchte nun jeder schweigend des andern Not zu lindern.

Das Grauen ging über die Insel. Nicht nur im Deichtal selbst, auch an andern Orten wurde das blutige Gespenst des Manne Tetten gesehen. Es zeigte sich am Strande, daß die Strandläufer sich verjagten, und in einer bitteren Nacht klopfte es auch bei Lorens Hahn an.

„Ich weiß –“ stöhnte er gequält; „ich spielte mit meinem Kinde, so kam ich zu spät, dich zu retten“; und er erwachte in Schweiß gebadet.–

Nicht nur die Brüder, auch andere Seeleute, die den Winter über aufliegen mußten, kamen nun wieder zu Lorens, um zu lernen, was er sie lehren konnte. Jacobus Cruppius tat es ihm nach und gründete zu Keitum eine Schule, und in Tinum fing Heik Erken an zu unterrichten. Es regte sich ein Eifer wie nie zuvor, und als der Landvogt von Föhr zum Petrithing herüberkam und von des Ok Tökkis neuem „Besteckbuch“ sprach, bat Lorens ihn, ihm eins zu verschaffen, um seinen Unterricht weiter auszubauen.

Das Petrithing hatte allen Sylter Männern als ein Schrecken vor der Seele gestanden. Sollte der Föhrer Landvogt erfahren, was am Jöölabend auf Sylt geschehen war? Aber der Landvogt kam und fuhr wieder ab und wußte nichts von Manne Tettens Geschick. Wer sollte für ihn sprechen? Wer sollte beschuldigt werden? Es fand sich niemand, der Manne Tettens Geist am Thingtage beschwören mochte. Dem neuen Landvogt aber ward es nicht so schwer, wie er vorher gedacht hatte, sich mit den für störrisch und bockbeinig verschrienen Syltern im Guten zu einigen.

Nicht lange nach dem Petrithing - kaum, daß der Frost aus dem Boden gezogen war - fingen die beiden Brüder, mit denen Aaners und Niggels Petersen Hahn durch Jahre zusammen gehaust hatten, an, sich ein Haus zu bauen. Ihre Hütte fiel ihnen über dem Kopf zusammen, und die Düne drückte das Strohdach ein, sagten sie. Aber das war seit Jahren schon so gewesen, und nie hatten sie Geld für ein anderes Haus aufbringen können. (254)

Wie sie nun dazu kamen, begriff niemand recht. Sie waren im Herbst mit leeren Taschen von Hamburg gekommen wie die andern Grönlandfahrer auch. Sie bauten aber nicht aus altem Wrackholz und Heideplaggen, wie in diesen armen Zeiten manche taten, so daß sie mehr in einem Erdloch als in einer Hütte zu wohnen kamen. Nein, die Brüder nahmen richtig einen Zimmermann an und ließen sich Backsteine von Husum kommen; sie nahmen von Anfang an Maß auf zehn Fach, setzten das Haus auf eine tüchtige Warf und ließen reichlich Geld draufgehen. Jedermann sah es und wunderte sich heimlich, aber niemand sprach darüber. - Früher als in andern Jahren segelten in diesem die Sylter Schmackschiffe nach Hamburg und Amsterdam. Die Männer mußten Geld verdienen, und die Weiber waren froh, sie loszuwerden. Die kleinen Kinder und alten Leute fraßen alle zusammen nicht halb das, was ein noch nicht voll ausgewachsener Junggast allein verschlingen konnte, und die Männer wollten auch nicht hungern. So war es ein Segen, wenn sie erst zum Seeloch hinausfuhren. Die Weiber

hungerten sich immer noch genug ab, um es den kleinen Kindern geben zu können, und die alten Leute wurden mit harten Worten satt gemacht. Konnte einer die Kost nicht vertragen – je nun: Mann über Bord ist ein Fresser weniger; die alten Leute schafften ja auch nichts mehr.

So kamen die Daheimgebliebenen durch das Hungervierteljahr - wenn auch nicht alle, so doch die meisten. Die Seeleute aber fanden alle Stellen, so sie mit Vorteil Heuer nehmen konnten. Im Laufe des letzten Jahres hatten fast alle am spanischen Erbfolgekrieg beteiligten Nationen zu Utrecht Frieden geschlossen. Freie Flagge, freies Gut und freier Handel, das war die Losung, unter der von nun an alle europäischen Schiffe fahren durften, und der Erfolg zeigte sich schnell. In erster Linie kam er wohl England zugute, aber auch Dänemark und die deutschen Hansastädte blühten auf. In Hamburg war der Markt für theoretisch vorgebildete Seeleute in diesem Frühjahr vortrefflich. Nun konnten die Inselfriesen weisen, was sie von Ok Tökkis gelernt hatten. Noch waren die Föhler den Syltern überlegen, aber Lorens der Hahn schwor sich zu, daß er seine (255) Landsleute auf dieselbe Stufe bringen wollte, und als er mit Jacobus Cruppius darüber sprach, blies der ins gleiche Horn. Immerhin schnitten die Sylter gut genug ab in diesem Frühjahr; sie fanden alle gute Stellen. Nur Lorens der Hahn sah sich enttäuscht. Er hatte nicht anders gemeint, als wieder auf Grönland fahren zu können. Als er aber zu Worms und Rüscher kam, fand er keinen Platz mehr frei auf ihren Schiffen. Eins hatten sie vor zwei Jahren im Eise eingebüßt, und der Verdienst der andern war so gering gewesen, daß sie es noch nicht hatten ersetzen können. Die andern aber fuhren die gleichen Kommandeure wie im vorigen Sommer. Worms und Rüscher nahmen nicht Veranlassung, einen der andern hinauszusetzen, nur um den Hahn wieder auf einem ihrer Schiffe über Deck krähen zu lassen. Auch die andern Grönlandfirmen hatten ihren Bedarf an Kommandeuren gedeckt, ehe Lorens anfragte, und etwa noch einmal als Steuermann zu fahren, das kam ihm erst gar nicht in den Sinn.

So entschloß er sich endlich, ein Anerbieten anzunehmen, das ihn zum Kapitän eines Handelsschiffes machte. Zwar dünkte es ihm kläglich, nur so in der Welt herumzuschiffen ohne den Anreiz der großen Jagd. Aber das Anerbieten war im übrigen besonders günstig, er konnte nebenher auf eigene Faust Handel treiben und, wenn ihm das Glück hold war, mit gutem Gewinn heimkehren. Die Reise ging zwischen Hamburg und Bergen hin und wider, brachte Flachs und Hanf, leinene Tücher und mancherlei Kolonialwaren hinauf, und Heringe und Stockfische wieder herunter. Die Firma, für die Lorens fuhr, war von gutem alten Ruf, und der Verdienst reichlich, denn Lorens hatte das Glück, in Bergen einen Landsmann zu treffen, eben jenen Bo Steffens, der seinen Vater, den alten Landvogt, ins Grab gebracht hatte. Der war nun in Bergen gut angekommen und auf dem besten Wege, ein wohlhabender Mann zu werden. Ein Sylter Mann geht über vier Juden, sagten seine Geschäftsfreunde, wenn er sie über den Löffel barbierte. Bo Steffens nun konnte Lorens manchen Rat geben und gab ihn gut und reichlich, wenn auch nicht gerade uneigennützig.

„Schaff mir Branntwein, dann seife ich dir die Brüder noch ganz anders ein“, sagte er, und Lorens sah keinen Grund, (256) weshalb er nicht mit Bo Steffens ein gutes Geschäft in Branntwein machen sollte. Sie schoren beide dabei ihr Schäflein - heißt das: die armen norwegischen Schiffer, denen Bo ihre Stockfische abschwatzte – denn Bo Steffens machte keinen Versuch, auch Lorens den Hahn über den Löffel zu barbieren.

Das ging so ein - zwei - drei Sommer hintereinander. Dann war die schlimmste Not auf Sylt überwunden. Der Däne regierte nun die Sylter, und schlimmer als den Salzminister fanden sie ihn auch nicht. Es wurde wieder ruhig im Lande. Lorens Hahn grub seinen Geldkeller auf und schüttete hinein, was er verdiente. Dann schloß er ihn nur durch einen Lukendeckel, denn es kam kein fremdes Volk mehr nach Sylt, und das war allen die Hauptsache. Was schert uns König oder Herzog? sprachen die Sylter untereinander, wenn sie einmal – was nicht oft geschah - auf diese Dinge zu sprechen kamen; wir sind Sylter, und unser Reich ist die See, das lebendige Meer - ah mei, arm ist der Mensch, der immer auf festen Boden treten muß. - Allmählich aber rang sich mehr und mehr die Erkenntnis bei ihnen durch, daß es nicht genügt, für die See geboren zu sein, sondern daß der Mensch auf ihr auch laufen lernen muß, so gut wie auf festem Boden. In jedem Dorf taten alte Seeleute den jüngeren ihre Haustür auf: kommt und lernt, was ich mir mühsam errang. Da hockten Väter und Söhne beisammen über Formeln und Berechnungen, und Ok Tökkis „Besteckbuch“ war fast in jedem Hause zu finden.

Die beiden Brüder, die mit Aaners und Niggels Hahn zusammen in der Hütte unterm Sand gelebt und sich später ein schönes Haus gebaut hatten, kamen zu Lorens:

„Dürfen wir auch bei dir lernen?“

„Mein Bruder Manne wohnt euch näher.“

„Er sagt, sein Pesel sei voll, er könne keine Schüler mehr annehmen.“

„So ist mein Haus übervoll“, antwortete Lorens und sah an ihnen vorüber.

Der ältere Bruder fuhr hoch.

„-Was willst du damit sagen?“

„Die Wahrheit -“ und da Inge soeben in die Stube trat, fragte er sie: „Wieviele kommen zu mir zum Lernen?“ (257)

„Achtzehn Junggäste außer den Kindern.“

„So seht ihr wohl, daß mein Haus übervoll ist. Schafft euch doch selbst Bücher an, daraus könnt ihr so gut lernen, wie ich es für mich einst tat.“

Die Brüder zogen ab, und Inge sah ihnen mit halbem Blick nach.

„Ihr Haus verfällt, kaum daß es fertig geworden ist. In den Stuben sitzt der Schwamm. Das Rohrdach muß nach jedem Wind geflickt werden, und man sagt, daß in den neuen Balken schon der Totenwurm pickt.“

„Sie kamen, um mich zu bitten, und doch hatte ich ein Gefühl, als wären sie mir feindlich“, antwortete Lorens nachdenklich.

„Kein Wunder“, rief Inge. „Hättest du Manne Tettens Hand nicht gefunden, so wäre er verschollen geblieben, und niemand dächte an Mord.“

„Inge - um Gott, wahr' deinen Mund! Du weißt nichts und kannst nichts beweisen.“

„Ich bin nicht die einzige, die so spricht: wie kommt es, daß dies neue Haus so bald verfällt? Es ist von Blutgeld erbaut, da halten Steine und Holz nicht zusammen.“

Lorens schwieg, und nach einer Weile sprach Inge wie aus seinen Gedanken heraus:

„Hättest du die Hand nicht gefunden, so wäre der Schrecken nicht über die Insel gegangen, und wir würden auch heute noch von dem leben, was uns der Teufel auf den Strand wirft.“ Sie trat zu ihm und legte ein buntes Gestrick vor ihn auf den Tisch: „Sieh, was Gondel schafft. Der Jude gibt ihr bares Geld dafür.“ -

Nein, Inge war nicht die einzige, die sich über den Verfall des neugebauten Hauses wunderte, und als erst einmal das Wort „Blutgeld“ gedacht war, ging es auch von Mund zu Munde, obgleich jeder sich hütete, es laut auszusprechen. Als diese Stimmung erst die Kinder ergriffen hatte, war kein Halten mehr. In einer dunklen Nacht prasselte ein Steinhaegel gegen die Fenster, von denen kaum eines heil blieb. Durch die leeren Höhlungen aber fuhr dann nicht nur der Wind, sondern faule Fische und tote Katzen flogen den Brüdern in die Stuben, ohne daß sie die Übeltäter je erwischen konnten. Die roten (258) Backsteinmauern wurden von allen Mathematikschülern von Rantum als Schreibtafeln benutzt, auf denen sie mit Kreide ihre Formeln ausrechneten. An den Balken und Türpfosten erprobte jeder Sylter die Güte seines Messers. Die stattlichen Kühe im Stall fraßen gutes Heu, aber Maren Taken, die Hexe, melkte sie in ihren eigenen Eimer, und die Brüder konnten keinen Tropfen Milch aus den strotzenden Eutern ziehen. Dazu kam ein Unglück nach dem anderen ins Haus, an dem niemand die Schuld trug. Die blöde Ingeborg, die den Brüdern haushielt, weil sich sonst keine Frau auf der Insel dazu fand, wurde von einem ungebärdigen Pferde vor die Brust geschlagen, daß ihr Herz zersprang und sie auf der Stelle tot umfiel; die Schafe wurden von einer hohen Flut geholt; die eine Kuh brachte ein totes Kalb zur Welt; die Schweine wollten nicht fett werden, trotz Molken und Fischfutter.

Immer mehr befestigte sich bei allen Syltern die Überzeugung, daß die beiden Brüder die Mörder des Manne Tetten wären und seinem Gelde ihren Wohlstand verdankten. Aber niemand stellte sie unter Anklage, kein Nachbar ließ ihnen gegenüber ein Wort fallen, das seine Meinung verraten hätte. Auf dem Petrithing war es, als trügen die Brüder die Pest in ihren Kleidern. Wo sie gingen und standen, war ein leerer Raum um sie, aber wenn sie von sich aus sich an die anderen wendeten mit einem Wort, einer Frage, so trafen sie auf glatte Mienen und kalte Augen.

Eines Abends saß Jey, die Witwe des Manne Tetten, noch spät am Herdfeuer und strickte, wie die meisten Weiber jetzt taten, die auch ihrerseits Geld ins Haus schaffen wollten. Da trat ein kaum mittelgroßer, aber starker Mann mit finsterem Gesicht zu ihr in die Küche; eine brandrote Narbe lief ihm über die rechte Schläfe.

„Kennst du mich, Jey?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin Jan Petersen Hahn. Wir Rantumer wollen nicht, daß die Mörder Manne Tettens noch länger auf Sylt leben.“

„Wollt ihr die Klage vor den Landvogt bringen? Das hättet ihr am Petrithing tun müssen.“

„Der Landvogt würde uns nicht hören. Wir haben jeder Spur (259) nachgeforscht; es gibt keine Beweise, und nur auf ‚frommer Leute Reden‘, wie früher, hört heute kein studierter Landvogt mehr.“

„Was wollt ihr dann tun? Man kann Blut nicht mit Blut abwaschen.“

Jan Petersen Hahn zog einen Gegenstand aus seinem Wams und legte ihn vor Jey Mannen hin. Die Frau schrie halb erstickt auf.

„Die Hand - die Hand - wie ist es möglich, daß sie noch lebt? Habt ihr sie wieder ausgegraben?“

„Höre“, sagte Jan und klopfte mit der Hand auf den Tisch; „sie ist aus Holz. Muchel Carstensen hat sie geschnitzt den Winter durch. Er konnte das Bild nicht loswerden, seit sie auf seinem Tisch gelegen hatte. Du weißt, er ist geschickt mit dem Messer; hat er nicht das Kanzelbort in der Westerländer Kirche geschnitzt mit Herz und Kreuz und Anker? Nun fand er einen braunen Baumknorren im Tuul, fast wie eine geballte Faust. Da hat er mit dem Messer nur nachgeholfen, und jeder, der sie sah, schrie auf, wie du tatest.“

Die Frau stand aufrecht am Tisch, sah auf das hölzerne Schnitzwerk, und die Tränen rannen ihr still über das bleiche Gesicht. Endlich überwand sie sich und nahm die Hand auf, drehte und wendete sie langsam und betrachtete sie von allen Seiten. Dann ging sie hinaus, und als sie nach einer Weile zurückkam, trug sie einen kleinen Gegenstand in der hohlen Hand. Es war ihres Mannes silberner Daumenring; sie schob ihn selbst auf das hölzerne Schnitzwerk und gab es Jan Petersen Hahn zurück. „Nimm“, sagte sie ruhig. „Das war es doch, was ihr von mir wolltet.“ -

Der folgende Tag war ein Sonntag, und wie immer im Winterhalbjahr waren alle Kirchen der Insel bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch die Rantumer Kirche, obgleich der Pastor nach wie vor über die Köpfe seiner Pfarrkinder fortpredigte, als Stände er in einem Kohlgarten. Aber die Leute hörten ernsthaft zu und standen steif und aufrecht da, auch die Alten, die unter der Predigt schliefen. Wem es zu lang wurde, der ging wohl ein Weilchen vor die Tür und kam erst zum Segen wieder herein. Aber wer auf sich hielt, der hielt auch aus und steckte (260) höchstens einen Priem zur Unterhaltung in die Backe oder tauschte Meinung und Gegenmeinung über Wind und Wetter. Die meisten nahmen Sonntag für Sonntag die gleichen Plätze ein.

Am dritten Fenster der Männerseite standen an diesem wie an jedem anderen Sonntag die beiden Brüder, die das Sylter Volk für die Mörder des Manne Tetten hielt. Sie sprachen lauter als andere die Worte der Liturgie, blieben an ihrem Stand, so lange auch die Predigt währen mochte, priemten nicht und schwatzten nicht. Aber sie sahen mit finsternen Gesichtern vor sich zu Boden oder auf den Pastor, denn auch hier in der Kirche fühlten sie einen leeren Raum um sich her, obgleich die anderen Männer ihnen so nahe standen, daß sie sie fast berührten.

Mitten unter der Predigt klopfte es dicht neben dem älteren der beiden Brüder von außen an das Fenster. Gleichgültig lenkte er den Blick dorthin, dann wurde er aschfahl. Eine der kleinen grünen Glasscheiben war aus dem Fenster herausgefallen. In der Lücke aber zeigte sich - zeigte sich -

Er packte seinen Bruder am Arm.

„Sieh - sieh -!“

„Was denn?“

„Nun ist es fort - Gott Dank!“

„Was hast du denn?“

„Nichts - nein, es war wohl nichts.“ Doch hafteten seine Blicke wie festgebannt an dem runden Loch, und plötzlich sah auch der jüngere Bruder, daß von außen eine Hand hineingriff - eine Hand mit einem silbernen Ring am Daumen.

„Siehst du auch die Hand?“ fragte er, und seine Augen wurden stier.

Manne Petersen Hahn, der ihm zunächst stand, drehte sich nach ihm um, als hätte der Mann ihn angeredet. „Hee?“ „Nichts, nichts“, sagte der ältere Bruder mit grauem Gesicht, aber der jüngere wiederholte lallend:

„Siehst du auch die Hand?“

„Welche Hand?“ fragte Manne erstaunt.

„Die Hand am Fenster -“

„Da ist keine Hand.“

„Doch - nein, jetzt ist sie fort - Gott Dank!“

Der Pastor predigte unentwegt, was er sich hinter seinen (261) Büchern zurechtgedacht hatte, und andächtig lauschte die Gemeinde seinen schönen Worten, von denen sie kaum eines verstand. Da klopfte es wieder am Fenster, und der ältere Bruder packte den Arm des jüngeren:

„Halt's Maul, was du auch sehen magst“, raunte er ihm zu, aber Manne Petersen Hahn drehte sich doch nach ihnen um und stieß dann seinen Nachbar an: „Sieh die beiden, die haben guten Branntwein im Haus, scheint mir.“

„Hee?“

„Ja, sie sehen eine Hand im Fenster; du auch?“

Manne hatte seine Stimme so wenig gedämpft, daß sich noch mehrere andere nach ihm und den Brüdern umdrehten.

„Da ist wohl ein dummer Junge außen vor.“

„Nein, nein, es ist eine Männerhand“, sagte der jüngere Bruder, und seine Knie schlotterten. Die Männer drängten sich an ihn.

„Wo denn? Draußen in der Luft? Eine Hand allein?“

„Nein, hier innen am Fenster -“ er stöhnte, denn der ältere Bruder preßte seinen Arm wie in einem Schraubstock.

„Hier ist doch keine Hand? Ihr habt einen sitzen“, lachte Manne Petersen Hahn, unbekümmert um den predigenden Pastor auf der Kanzel, und die um ihn standen, stimmten ein: „Wo ist da eine Hand? Wie sieht sie aus?“

„Eines Mannes Hand, sagst du?“ half Aaners ein, als er sah, daß der jüngere wieder sprechen wollte.

„Seht ihr sie nicht?“ stöhnte der und sah mit verglastem Blick auf das Fenster. „Der Ring - o Gott, der Ring!“

„Welcher Ring?“ fragte ein alter Mann und trat näher.

„Seht ihr nicht, wie die Sonne darauf scheint? Der silberne Ring am Daumen - oh, Gott Dank, nun ist es wieder fort!“

„Einen silbernen Ring auf dem Daumen trägt niemand auf der Insel, seit Manne Tetten ermordet wurde“, sprach der Alte schwer. „Was ist's, daß ihr seine Hand seht?“

Die Brüder sahen sich wirt um, wie aus schrecklichem Traum erwacht. Sie sahen die Augen der ganzen Gemeinde auf sich gerichtet, und in jedem lasen sie die gleiche Frage: Was ist's, daß ihr Manne Tettens Hand seht? Dann öffneten sich vor ihnen die Reihen der Andächtigen, und die beiden Brüder gingen durch sie hindurch, ohne daß einer sie angerührt hätte. Der (262) Pastor auf der Kanzel aber hob seine Arme, und die Leute sanken in die Knie.

„So kniet nieder und empfanget den Segen Gottes! Der Herr segne euch und behüte euch, der Herr erhebe sein Angesicht und gebe euch seinen Frieden.“

Er hob die Finger und machte das Zeichen des Kreuzes. Rauschend und scharrend erhob sich schwerfällig die Gemeinde. Dann schob sich alles zur Tür hinaus, und draußen auf dem Friedhof kam tropfenweise das Gespräch wieder in Gang.

„Schöne Predigt, hee? Was unser Pastor nicht priestern kann!“

„Wohl, wohl - ich glaub' wahrhaftig, der Wind geht nach Süden.“

„Einen Mond müssen wir sicher noch warten, ehe die Elbe eisfrei ist.“

„Ich will auf Amsterdam.“

„Hast du gehört, daß auf Föhr ein Englischmann ist, der Grönlandkommandeure sucht?“

„Hee? Was? Nein, was soll das?“

„Lorens Hahn hat vom Landvogt eine Anfrage gehabt. Ich geh' vontage noch zu ihm.“

„Ein Englischmann - wunderbar!“

Sie sprachen alle von Schifffahrt, und die Weiber strebten zu ihren Kochtöpfen. Niemand fragte den Brüdern nach, niemand warf auch nur einen Blick auf das stattliche Haus, das immer noch das neuste im Dorf war und doch so seltsam verfallen und öde aussah. Am anderen Tage waren die Brüder verschwunden, und als sie nicht wiederkamen, ging Maren Taken, die kluge Hexe, hin, löste das Vieh und stellte die Stalltür auf. So gingen Pferde und

Kühe hinaus auf die Außenweiden, wenn es sie hungerte, und kamen die Kühe mit vollem Euter nach Hause, wurden sie von den Ärmsten im Dorf gemolken. Die Pferde fing wohl eine oder die andere gelegentlich zur Feldarbeit ein, aber niemand wollte das Vieh regelrecht betreuen, und so verkam es bald. Das stattliche Haus aber verfiel. Ein Märzsturm riß Löcher ins Rohrdach; der Regen schlug hinein. Es waren noch nicht drei Jahre vergangen, da zeigte nur noch ein Trümmerhaufen die Stätte an, wo es gestanden hatte. Von den Brüdern aber kam nie wieder eine Kunde nach Sylt. (263)

## 15 Der große Grönlandkommandeur

Solange die Sylter Seeleute schon auf Grönland fuhren, wäre nie einer darauf verfallen, von einem Engländer Heuer zu nehmen. Mit Holländern, Hamburgern, Bremern fuhren die Sylter auf Part, das heißt: sie bekamen als Kommandeur, Steuermann und Harpunier von jedem Fisch einen Anteil. Die englischen Reedereien hingegen gaben ihren Grönlandfahrern ein festes Gehalt für die ganze Reise, mochte sie gut oder schlecht ausfallen. Das paßte den Syltern nicht. Dabei fehlte ihnen die Spannung, der Reiz des großen Spieles. Daß sie in schlechten Jahren beim festen Gehalt besser abgeschnitten hätten, als bei der Partnerschaft, änderte an ihrer Stellung nichts; sie hofften eben jedesmal bei der Ausreise auf ein märchenhaftes Glück. Die englischen Reedereien fuhren bei diesem System aber auch nicht gut. Sie bekamen nur schlappes, unlustiges Schiffsvolk, das gleichgültig zusah, wenn ein Fisch unters Eis lief. Man bekam sein Geld für die Reise, ob man viel oder wenig Fische fing; weshalb sollte man sich anstrengen?

Bald nach dem Frieden von Utrecht kam der Bremer Henrich Eelking nach London. Seine Ausreise von Bremen hatte eine etwas unklare Vorgeschichte, und es gab manche, die ihm noch von rückwärts an den Rock spuckten. Aber in London kümmerte sich kein Mensch um ihn. Er sah sich die große Stadt an, und da er mit Walfischspeck und Tran großgeworden war, blieb er bei den Grönlandfahrern hängen und saß tagelang bei ihnen in Lloyds Kaffeehaus. Da wurde ihm bald klar, daß die feste Gage es war, die das Schiffsvolk so unhandlich machte wie ein Tau ohne Knoten. Es glitt den Unternehmern nur so durch die Finger, ohne daß sie es irgendwo anpacken konnten. Henrich Eelking war nicht dumm, und was er sich auf Bremer Platt ausdachte, konnte er wohl auf Englisch zu Papier bringen. So sammelte er in Lloyds Kaffeehaus auf, was er von Seeleuten und Reedern über die englischen Grönlandfahrten nur erfragen konnte - von Holland, Hamburg und Bremen wußte er selbst (264) genug - setzte sich hin und schrieb einen Aufsatz darüber, den die „Times“ abdruckten. Einen halben Monat später nahm die „Südseekompagnie“ den Walfang unter neuen Gesichtspunkten in ihr Unternehmen auf; Henrich Eelking wurde unter schmeichelhaften Bedingungen zum Direktor gewählt - „so viel Sachkenntnis, so viel weise Einsicht“ - und die Reise ging los mit vollen Segeln.

Henrich Eelking bekam völlig freie Hand und setzte Bramsegel über Bramsegel. Zwölf neue Schiffe auf einmal wurden nach seinen Angaben gebaut und mit dem Besten ausgerüstet, was englisches Geld beschaffen konnte. Henrich Eelking aber war nicht dumm. Er wußte, daß gutes Schiff und beste Ausrüstung tote Ware sind ohne das Schiffsvolk, das diese lebendig macht. Er setzte nicht einen Agenten zu Lloyds, um das Schiffsvolk anzumustern, sondern er schickte ihn mit einer guten Schmach nach Föhr und Sylt. Dort sollte er anwerben, was ihm nur unter die Finger käme, vom Kommandeur bis Kajütswächter. Wenn einer auf der Welt, dann konnten die Sylter und Föhrer Grönlandfahrer das neue Unternehmen hochbringen. Deshalb ließ er ihnen Anerbietungen machen, daß seiner Meinung nach jeder Mann mit beiden Händen zugreifen mußte.

Es war aber gerade die Höhe der gebotenen Anteile, die die Föhrer stutzig machte, so daß der Agent kaum die Hälfte der Zusicherungen erhielt, auf die er bestimmt gerechnet hatte. Auf seine Bitte schickte der Landvogt eine Anfrage nach Sylt, ob es lohnen würde, hinüber zu kommen. Der Landvogt wandte sich an Lorens Hahn, von dem sein verstorbener Vater, der glückliche Matthis, noch mit besonderer Anerkennung gesprochen hatte, und Lorens lud den Agenten zu sich zu Gaste, denn er selbst hatte die Handelsschiffahrt dicksatt und wollte - koste es, was es wolle - wieder auf Grönland fahren. Als am Abend Stube und Pesel

voll von Lernenden war, saß der Agent mitten zwischen ihnen und sprach ihnen von der Grönlandabteilung der Südsee-Kompagnie in London. Die Augen der Männer wurden blank, als er die Anteile nannte, die Kommandeur und Offiziere bekommen sollten, aber sie ließen die Lider über die Augen sinken und rauchten gleichgültig weiter.

„Jee, Lorens, was meinst du?“ (265)

„Ich fahre als Kommandeur der ‚Hope‘, das ist fest“, sagte er ruhig; „und ich meine, wer nicht fährt, wenn Segelwind ist, muß warten, bis Segelwind wiederkommt; vielleicht aber muß er bis zum Nimmermehrstag warten.“

Das entschied; und als einen Monat später die zwölf neuen Grönlandfahrer der Londoner Südsee-Kompagnie aus der Themse liefen, standen sie sämtlich unter dem Kommando der Inselfriesen, und auch das Schiffsvolk stammte in überwiegender Mehrheit von Sylt, Föhr und den Halligen. Lorens hatte seinen Bruder Niggels als ersten Steuermann neben sich. Er nahm ihn scharf heran, denn Henrich Eelking hatte ihm gewinkt, daß er zwölf weitere Schiffe im Bau hätte. Dafür brauchte er auch zwölf weitere Kommandeure, und Lorens war fest entschlossen, Niggels zu einem zu machen. Niggels aber war begierig darauf, denn endlich war er auch an ein Mädchen geraten, mit dem zu hausen ihm nicht uneben dünkte.

So kam es, daß Niggels Augen und Ohren aufsperrte und Lorens ihm ohne Sorge das ganze Schiff hätte anvertrauen können. Er überließ ihm auch manches, was sonst Sache des Kommandeurs war, saß viel unten in der Kajüte über Karten und Berechnungen, und wenn er an Deck kam, sah er über das Schiff hinaus auf See und Himmel. Da sah er, was er nie bisher gesehen hatte: daß See und Himmel oft in leuchtendem Grün standen, und er mußte an Gottfried Köhler denken. Sie kamen nach Spitzbergen, und auch hier sah er, was er nie zuvor gesehen hatte: daß der Fuß dieser Berge anzusehen war wie Feuer; die Spitzen der Berge aber waren mit Nebel bedeckt, und der gemarmelte Schnee lag wie die Äste eines Baumes über sie gebreitet und gab einen hellen Schein, als schiene die Sonne, und war doch ein grauer Tag.

Sie segelten weiter an den sieben Eisbergen vorüber, die man so nennt, ob sie gleich nicht auf See schwimmen, sondern auf festem Lande stehen, und Lorens sah, was er nie zuvor gesehen hatte, wie an der Mitte der Berge der Schnee finster war von den Schatten der Nebelwolken, die darüber hinschwebten; über den untersten Wolken aber war der Schnee ganz licht, und die Sonne schien bleich daran. Andern Tages war das Eis, das vorn gegen das Wasser abgebrochen war, schön blau von Farbe, (266) zierlich mit dunkleren Ritzen; die Klippen, die davor aus der See ragten, schienen feurig rot, und oben von den Bergen aus sandte der Schnee einen hellen Widerschein in die graue Luft hinauf. Das alles sah Lorens der Hahn und noch viel mehr, wenn er oben im Krähenest saß, um nach Walfischen auszuschauen, und er wunderte sich, daß er es früher nicht gesehen hatte. Er sah aber auch das trostlose Grau schwerer Nebeltage, das die Seele dessen zusammenpreßt, der es sieht, und er begriff nicht mehr, wie seine Stimmung in früheren Jahren nur nach dem Fisch gegangen war.

„Ich werde alt“, dachte er, wenn ihm so das schwere Grau übers Herz kroch, aber wenn dann ein weißer Vogel heranschwebte und ihn mit blanken Augen fragte:

„Wann fischt Ihr wieder, daß ich mich sattfressen kann?“ dann lachte er ihn doch an, und ganz leise regte sich wohl eine Sehnsucht - „ach, Merret, du weißgewaschenes Seelchen.“ Denn die feine kleine Merret mit den grauen Augen war und blieb sein Liebling unter seinen vier Töchtern. -

Sie hatten aber guten Fang in diesem ersten Jahr der Grönlandkompagnie und sperrten ihre Säcke wohl auf, als im Herbst ihnen ihre reichen Anteile hineinflössen.

„Nun, was sagt Ihr?“ fragte Henrich Eelking mit stolzem Lachen, und Lorens Hahn antwortete für alle andern:

„Jee, was gibt es da viel zu sagen? Leicht ist es, mit silberner Angel zu fischen.“ -

Jahr für Jahr kamen die Grönlandfahrer von London mit dickem Geldsack heim, aber wunderlich war's, daß es den Syltern doch nicht so ganz munden wollte.

„Die hohen Anteile werden den Nutzen fressen, den die Gesellschaft haben könnte“, meinte Lorens. „Wer in Hamburg seinen Platz findet, sollte lieber dort wieder Heuer nehmen. Mir lohnt es nicht, noch einmal zu wechseln. Nicht lange, so muß ich mich ganz für die See bedanken; das Reißen nimmt mich, gerade wenn ein Fisch in Sicht kommt.“

„Fahr ins Mittelmeer“, sagte Niggels, aber Lorens schüttelte den Kopf:

„Vom Handel habe ich genug.“

In jedem Herbst dachte Lorens, nun wollte und müßte er (267) auflegen, aber wenn das Frühjahr kam, packte ihn doch immer wieder das Hinausfieber. Was sollte er im Sommer mit sich anfangen? Die Töchter wuchsen heran und halfen Inge, nahmen ihr mehr als die Hälfte ihrer Arbeit ab; seine Hilfe brauchte sie nicht. Und auf der Insel ging es friedlich zu, seit der König den Herzog unterm Daumen hielt, und seit sich den Sylter Seeleuten auf Grönlandfahrern und Kauffahrteischiffen immer bessere Erwerbsmöglichkeiten boten.

Im vierten Jahr der englischen Grönlandkompagnie kam Henrich Eelking den Kommandeuren mit einer biestigen Neuigkeit.

Er hatte eine Harpune konstruieren lassen, die nicht von der Schaluppe aus mit der Hand geworfen, sondern vom Schiff aus mit einer Kanone auf den Fisch geschossen wurde. Die anderen Kommandeure verweigerten das Ding: die Leute müßten ganz neu darauf eingelernt werden, und würden faul werden, wenn sie nicht hinter dem Fisch dreinriemen müßten. Endlich fand Lorens sich bereit, die Schießharpune praktisch zu erproben. Er hatte auf Eelkings Bitte immer mehr Engländer unter sein Schiffsvolk aufgenommen, und es war ihm gleichgültig, welche Art von Fang diese Leute lernten. Außerdem reizte ihn selbst auch diese neue Erfindung, und als er erst draußen war und an das Wild herankam, da merkte er gar bald den großen Vorteil. Mit vierzehn Fischen im Bauch kam die „Hope“ im Spätsommer die Themse wieder hinauf, und Lorens mußte sich einen zweiten Geldsack anschaffen, um das Erworbene heimzubringen.

Auch im nächsten Frühjahr zog der Reiz des Neuen Lorens noch einmal hinaus, aber mitten im Sommer überfiel ihn plötzlich der Ekel. Er dachte daran zurück, wie er selbst in jungen Jahren als Harpunier die Waffe geworfen hatte. Ja, das war ein ehrlicher Kampf gewesen, wo die Geschicklichkeit des kleinen Menschen die Kraft des gewaltigen Tieres besiegt hatte. Aber dieser Schuß aus einem toten Werkzeug auf das lebendige Tier gefiel ihm nicht. Er beobachtete sein Schiffsvolk; auch unter den Offizieren hatte er nun schon mehrere Engländer. Was sahen diese Leute denn in dem Fisch? Doch nicht mehr das Wild, das lebendige Geschöpf, sondern nur noch den Marktwert. Sie zielten nicht auf den Gegner, sondern auf Pfund, Schilling und Pence; (268) und wenn ihre Hand zitterte beim Abdrücken, so war es nicht mehr die Jagdleidenschaft, die sie unsicher machte, sondern die Geldgier. Und der Ekel würgte Lorens in der Kehle.

Eines Nachts saß er allein in seiner Kajüte. Sie hatten guten Fang gehabt und viel Arbeit, aber immer mehr Schiffe hatten sich dann in ihre Nähe gezogen, und immer weniger Fische waren in der Gegend geblieben, denn der Fisch hatte in den letzten Jahrzehnten auch allerlei gelernt. Nachdem sie nun ihre Fische bis zum letzten Brocken abgemacht hatten, wollte Lorens neue Jagdgründe suchen, aber vorher noch seinem Schiffsvolk eine ruhige Nacht gönnen. Sie hatten an einem schwimmenden Eisberg festgemacht und lagen seit Tagen schon hinter dem Wind.

Alles war still ringsum, nur die Möwen kreischten in einiger Entfernung über einem anderen Schiff, dessen Volk beim Flenssen eines Fisches war. Eine bleiche Nachtsonne stand tief am Himmel, und in den langsam ziehenden Nebelwolken zeigte sich eine matte Nebensonne - blau-gelb-rot - in seltsam unwirklichem Farbenspiel.

Lorens sah und hörte nichts von dem, was draußen war. Er saß allein für sich in der Kajüte und starrte mit müden Augen in das flackernde Licht. Vor ihm lag das Schiffsjournal, und die Feder hielt er noch in der Hand; er hatte lange über seinen Schreibereien gesessen, wollte alles klar haben, ehe er neue Jagdgründe suchen ging. Als das Licht sich verdunkelte, hob er gedankenlos die Hand, um es zu putzen, aber er hatte vergessen, daß eine Feder keine Lichtschneuze ist; der Bart der Feder sprühte auf, brannte und stank. Das weckte ihn, und er mußte lachen.

„Ich werde alt“, sagte er zu sich selbst, indem er nun die richtige Lichtputzschere nahm und die Kerze schneuzte. „Mich freut das alles nicht mehr recht, und wenn wir noch so viele Fische bekommen. Ja, wie alt bin ich denn eigentlich?“

Er fing an zu rechnen und kritzelte die Zahlen auf das Klackspapier, das zwischen den Seiten des Journalen lag. Da waren diese letzten Jahre bei der englischen Kompagnie; davor die Jahre der Handelsschiffahrt nach Bergen hinauf; davor die, in denen er ganz daheim gelegen hatte; davor die bei Worms und Rüscher; davor die beim alten David Worms; davor die (269) Helgoländer - jee ja, da hatte er doch auch schon seine elf bis zwölf Lebensjahre im Hosensack gehabt.



„Fünfzig werden es nun bald sein – ein halbes Jahrhundert.

Ja, dann ist es freilich Zeit. Länger als bis zum Vierzigsten ist der Seemann nicht jung, und ein alter Seemann - puh, für den haben alle Winde wohl Gegenwinde. Ja, Jens Grethen, du hattest recht: vor acht Jahren hätte ich endgültig auflegen sollen.“

Er starrte ins Licht und dachte an die Nächte, da der Alte ihm nah gewesen war, und ihm dünkte, daß er ihm auch heute nicht fern wäre. Ihm war, als fühlte er wieder seine Hand auf seiner Schulter, doch als er zögernd den Blick vom Lichte löste und zur Seite wandte, sah er nicht Jens Grethen, sondern Inge, seine Frau. Sie neigte sich ihm entgegen und lächelte, wie sie als Braut getan, und war jung wie damals. Aber als er den Mund aufzutun und sie fragen wollte, war sie schon wieder verschwunden, und nichts blieb ihm als eine heimliche, zehrende Sehnsucht, die ihn den ganzen Sommer über nicht wieder losließ. -

Als Inge in den Jahren nach Peterchens Tode ihren Mann so lange ganz daheim gehabt hatte, war es ihr manchmal fast zu viel geworden. Aber als er dann wieder ausfuhr, fehlte er ihr doch. Sie mochte ihm das nicht zeigen und tat im Herbst, wenn er zurückkam, oft borstig und immer kühl und herbe, gerade wenn ihr Herz heiß wurde bei seiner Berührung. Mehrmals hatte sie noch ein Kleines erwartet, aber keinmal hatte sie es mehr ganz austragen können. Davon hatte sie ihm nichts gesagt und hatte ihren Kummer, daß sie ihm keinen Sohn schenken konnte, still für sich verwunden. Die Mädchen wuchsen heran, frisch und unbekümmert. Sie liefen so neben der Mutter her, ohne viel von ihr zu wissen. Inge war wortkarg mit den Töchtern, hielt sie aber straff zur Arbeit an, so daß sie ihr in jungen Jahren schon gut zur Hand gehen konnten.

So kam es, daß in den letzten Jahren, da Lorens ausfuhr, Inge auch über Sommer nicht mehr allzu schwer arbeiten mußte.

Gondel, die Älteste, hatte nun schon ihre volle Kraft. Sie war kurz und breit, wie die Leute sprachen, daß Greth Skrabbel gewesen wäre, hatte krauses Blondhaar, das ihr in festen Locken unter der Hüf hervorkam, krallen blaue Augen und einen roten (270) Mund, der selten stillstand. Ihre Hände arbeiteten wie von selbst, und niemals war sie müde bis zu dem Augenblick, da sie ins Stroh kroch. Da freilich schlief sie schon, kaum daß sie lag, oft mitten im Wort oder Lachen. Als sie erst voll ausgewachsen war und nun ihrerseits die jüngeren Schwestern herumregierte, hatte Inge nicht mehr viel im Hause zu schaffen und saß auch sommertags für Stunden mit Spinnrad oder Strickstrumpf am Herde. Dabei wachte ganz wunderbar die Sehnsucht nach Lorens in ihr auf. Sie sah ihn, sie sprach mit ihm, liebe Worte, die sie in Wirklichkeit niemals zu ihm gesprochen hätte, und hörte seine Antworten, als wäre er bei ihr. Bis dann wieder ein Blick auf Gondel ihr wies, daß sie selbst über die Jahre junger Liebe hinaus war. Dann schämte sie sich ihrer Sehnsucht, aber die ließ sich nicht abweisen und kam immer wieder.

Eines Tages ging sie zu ihrer Schwiegermutter nach Rantum, um ihr ein Brot zu bringen, wie nur Gondel es zu backen verstand. Die alte Frau mußte immer etwas Besonderes haben, sonst war sie nicht zufrieden und plagte alle Hausgenossen. Inge fand sie allein. Nur die kleinsten Kinder krabbelten um die Großmutter herum; die anderen waren alle im Heu. Nach einer Weile kam die Nachbarin, die kluge Maren Taken, von der die Leute sprachen, sie wäre eine Hexe. Inge sah sie mit leisem Grauen an und doch auch mit heimlicher Begierde. Wenn es wahr wäre, daß Maren konnte, was über Menschenkraft ging? Sie dachte an Lorens, und die heiße Glut schlug ihr ins Gesicht, als Maren sie ansprach:

„Fährt dein Mann auch für den Englischmann, den Henrich Eelking?“

„Wohl, Maren, aber Eelking stammt aus Bremen.“

„Mag sein, aber sage deinem Mann, er soll sich beizeiten von ihm lösen; es geht nicht lange mehr gut mit diesem Eelking.“

Inge antwortete nicht darauf, aber als Maren Taken aufbrach, schloß sie sich ihr an und ging mit ihr die hundert Schritte durchs Dorf; dabei sagte sie:

„Wie kann ich meinen Mann warnen? Wenn er im Herbst heimkommt, hat er meist schon Heuer genommen für das kommende Frühjahr.“

„Kannst du ihm nicht Botschaft nach London schicken?“ (271)

„Das mag ich nicht, es könnte Gerede geben, und noch ist Henrich Eelking sicher.“

„So rufe ihn doch.“

„Wie könnte ich das, Maren Taken?“

Maren Taken hob die mageren Schultern fast bis an die Ohren. „Wenn du ihn lieb hast -“

Inge faßte ihre Hand.

„Hilf mir, Maren, ich danke es dir.“

Aber Maren schüttelte sie ab.

„So heißt es vorher! Aber hinterher heißt es: alte Hexe. Geh, geh, ich will nichts mit dir zu schaffen haben.“

Damit verschwand sie in ihrem Hause und ließ Inge stehen.

Von nun an ließ es Inge Tag und Nacht keine Ruhe. Ihr lag nichts daran, Lorens vor Henrich Eelking zu warnen; sie wollte ihn nur wiedersehen, und sie war fest davon überzeugt, daß Maren Taken ihr dazu verhelfen könnte. Sie machte sich ein Gewerbe daraus, sich mehr um ihre Schwiegermutter zu kümmern, brachte ihr bald etwas Gutes zu essen, bald ein warmes Gestrück oder ein Stück Leinenzeug, das Lorens ihr vor Jahren geschenkt hatte. Jedesmal aber strich sie so lange um Peter Takens Haus, bis sie Maren in Sicht bekam und ein paar freundliche Worte mit ihr wechseln konnte. Das ging so, bis das Heu drinnen war, aber danach traf sie einmal den jungen Nis bei der Mutter, und der sah sie aus ernsten Augen so traurig an, daß ihr war, als fragte er sie: hältst du Maren auch für eine Hexe?

Das schreckte Inge für kurze Zeit zurück. Dann aber dachte sie: was ist es denn Böses, das ich von ihr will? Ich will meinen Mann wiedersehen und will sie geradenwegs fragen, ob sie mir dazu helfen kann. Kann sie es nicht, so gehe ich nicht wieder zu ihr.

Am gleichen Abend noch machte sie sich auf nach Rantum. Auf dem Wege aber, noch außerhalb des Dorfes, traf sie schon, die sie suchte. Sie blieb stehen und wußte nicht, wie sie anfangen sollte.

„Du wolltest zu mir“, sagte Maren Taken und lachte ihr sonderbar kurzes trockenes Lachen.

„Du willst deinen Mann sehen und willst ihn lodsien, daß er bei dir bleibt.“ (272)

Inge schwieg; nach einer Weile sprach sie mit Überwindung:

„Du kannst mir dazu helfen, das sehe ich. Aber sage mir vorher, was du dafür von mir haben willst.“

„Daß mein Mann wieder Strandvogt wird.“

„Wie könnte ich das machen?“ rief Inge voll Schrecken. „Du verlangst, was unmöglich ist.“

„Du auch.“

Inge setzte sich an den Grabenrand und stützte den Kopf in beide Hände. Wie sollte es angehen, daß Peter Taken wieder Strandvogt würde? Er hatte das Trinken angefangen, und man sah ihn nicht mehr anders, als daß er von Steuerbord nach Backbord schlingerte. Solch einer taugte nicht zum Strandvogt, und wenn Lorens erst daheim sein würde und die Sprache käme darauf, würde er der erste sein, der sagen würde: besser gar keiner als so einer. Merkwürdig war nur, daß diese beiden Leute, der fortgejagte Strandvogt und die Hexe, einen Sohn haben konnten wie Nis, der als ernst, arbeitsam, klug und nüchtern schon in jungen Jahren allgemein geachtet wurde, obgleich er nicht zur See fuhr, sondern die Landstelle bewirtschaftete. Nis - langsam hob Inge den Kopf.

„Wenn Lorens daheim sein wird und ein Wort dabei zu sprechen hat, will ich ihm wohl sagen, daß er es für Nis spricht; ist dir das recht?“

Maren Taken stutzte; dann überlegte sie.

„Wohl, ich sehe, du meinst es ehrlich“, sagte sie; „ehrlicher als die anderen Weiber, die mir alle versprochen, daß sie Peter zum Strandvogt machen wollten. So will ich auch ehrlich gegen dich sein. Rieche einmal hieran.“ Sie holte ein kleines Päckchen aus ihrem Hemd, wickelte es auf und hielt Inge einen Scherben mit einer gelblichen Salbe unter die Nase. Der Geruch war aber so stark, daß Inge wie schwindelig zurücktaumelte. Maren Taken nickte befriedigt.

„Heute abend, wenn der Mond im Süden steht, mußt du dich nackt ausziehen und dir das Gesicht ganz und gar mit diesem Schmier einreiben. Es darf aber nichts übrig bleiben. Dann stellst du dich genau nach Süden, und breitest die Arme aus, als wärest du ans Kreuz geschlagen. So sprichst du dreimal nacheinander das Vaterunser, nicht zu laut, nicht zu leise, nicht zu schnell, (273) nicht zu langsam, und denkst dabei an Lorens, denn du betest um seine Seele.“

„Und dann?“ fragte Inge atemlos.

„Wirst schon sehen“, antwortete Maren Taken, wandte sich und trottete zum Dorfe zurück.

„Vergiß nicht, was du versprochen hast“, rief sie aus einiger Entfernung noch zurück, „sonst geht es dir schlecht!“

Zögernd schlug Inge den Scherben wieder in den alten Lappen und steckte das Päckchen in ihren Korb. Es war alles so anders, als sie gedacht hatte, weniger heilig und weniger unheilig. Das Vaterunser allerdings und die Kreuzesstellung - und andererseits dieser Teufelsgestank - ein Schauer lief Inge über den Rücken, und sie war fest entschlossen, Marens Ratschläge nicht zu befolgen. Dann aber, je weiter der Abend verrückte, kam immer stärker eine quälende Unruhe über sie. Mehr als sonst sprach sie mit den Kindern über ihren kleinen Kram und wünschte insgeheim, daß eine Nachbarin kommen möchte. Aber die Mädchen krochen früh ins Stroh, und die Nachbarinnen wohl auch, denn morgen sollte es vor Tau und Tage ins Korn gehen. So blieb Inge allein, und als sie vor die Haustür trat, sah sie den Mond noch rotgelb im Osten überm Watt. Er war noch nicht ganz voll, aber stand so klar am Himmel, daß er einen hellen Schein geben mußte, wenn er erst hoch im Süden stehen würde.

Inge schloß die untere Halbtür und lehnte sich daran. Der Wind kam aus Nordwest, hier stand sie völlig in Lee und hörte nur, wie er sausend ums Haus und über die Felder lief. Sie wußte jetzt schon, daß sie doch zu Marens Hexenkünsten greifen würde, denn in dieser stillen Nachtstunde war die Sehnsucht in ihr stärker denn je. Ihr Herz schlug, daß das Hemd über ihrer Brust leise zitterte, und bis in die Füße hinein fühlte sie den warmen Blutstrom. Dazu sah sie Lorens deutlich vor sich, nicht wie er jetzt war, der stattlich selbstbewußte Grönlandkommandeur, sondern wie er als Junggast seinerzeit zu ihr gekommen war, um ihr zu sagen, daß er nun mit dem Hausbau beginnen wollte. Wie war er damals jung und glücklich gewesen - so lebendig schlug sein Herz an das ihre, wenn er sie im Arm hielt. (274) Als der Mond hoch im Süden stand, richtete Inge sich auf und reckte sich; ihre Glieder waren völlig steif geworden. Dann machte sie leise auch die obere Tür dicht und ging in die Stube, wo ihre Kinder hinter den Bett-Türen schliefen. So war sie nicht ganz allein und hatte doch keine Zeugen bei ihrem Tun. Langsam legte sie ihre Kleider ab, Stück für Stück. Sie war nun völlig ruhig, und indem sie sich so entkleidete, beobachtete sie, wie die Mondstrahlen die buckligen grünen Fensterscheiben mit feinem Glanz umspielten. Wenn der Ring sich schloß, stand der Mond erst voll im Süden. Sie wickelte den alten Lappen auf, und der starke Geruch der gelben Salbe strömte ihr entgegen.

Nun war es soweit. Sie nahm den Scherben in die Hand und fing an, sich das Gesicht zu bestreichen, Stirn, Augenlider, Wangen, Mund und Kinn, obgleich der Geruch sie so betäubte, als wandelte sie auf Wolken. Dann ließ sie den Scherben fallen und breitete die Arme aus, wie Maren Taken sie gelehrt hatte. Wie ein Feuerstrom schoß ihr das Blut vom Herzen bis in die Fingerspitzen, gleichzeitig aber wurde ihr Gesicht unter der Salbe so kalt, als legte sich eine Eisschicht darüber.

„Lorens“, flüsterte sie; „Lorens -!“

Dann aber entsann sie sich wieder Maren Takens Anweisungen. Hoch hob sie den Kopf, die Blicke auf den flimmernden Mondesglanz gerichtet. Sie stellte die Füße eng nebeneinander und hielt die Arme gebreitet, obgleich Feuerströme mit eisiger Kälte wechselten. Einmal holte sie tief, tief Atem, und noch einmal. Dann begann sie - nicht zu laut und nicht zu leise - nicht zu langsam, nicht zu schnell:

„Vater unser, der du bist im Himmel -“

Sie war aber noch nicht bis zum täglichen Brot gekommen, da brach sie in die Knie und schlug mit dumpfem Ton zu Boden. -

Als Lorens zwei Monate später nach Hause kam, erfuhr er, daß Inge lange krank gewesen war. Sie hätte sich wohl bei der Kornernte übernommen, meinte Gondel. Während der Ernte selbst hatte sie sich noch so hingeschleppt, aber dann war sie durch Wochen nicht recht bei sich gewesen. Sie war auch noch keineswegs wieder gesund, als Lorens heimkam. Bläß und schmal lag sie im Bett, mehr wie eine jung-schöne Frau (275) anzusehen, denn wie eine Mutter erwachsener Töchter, und sie lächelte so lieblich mit fiebergänzenden Augen, daß Lorens meinte, sie wieder als Braut vor sich zu haben. Da kam es ihn an, daß er sich über sie beugte und sie küßte wie in alten Zeiten. Inge aber legte den Arm um seinen Nacken und zog ihn zu sich herab:

„Bleibst du nun bei mir? Für immer?“

Er stutzte; hatte er doch noch mit niemand davon gesprochen, daß er Henrich Eelking nun endgültig aufgesagt hatte. Dann aber fiel ihm die Nacht wieder ein, in der er diesen Entschluß gefaßt hatte. War Inge damals wirklich bei ihm gewesen? Hatte sie ihn gerufen? Es gab Viele, die glaubten, daß ein Mensch, der die Hand des Todes fühlt, seinen Körper

schon einmal verlassen kann. War Inge so krank gewesen? Hatte sie schon mit einem Fuß im Grab gestanden? Ein Schrecken fiel ihn an; er konnte sie nicht entbehren, sie war ihm sein anderes Selbst. „Wenn du nur bei mir bleibst, will ich wohl ganz auflegen“, antwortete er mit heiserer Stimme, und sie legte sich ruhig zurück. Von diesem Tage an wurde sie wieder gesund. Zwei Jahre später brach Henrich Eelkings Unternehmen zusammen, und wer von den Syltern noch für ihn gefahren hatte, suchte nun wieder in Hamburg Heuer. Da aber der Walfang immer mehr zurückging, kam es auf, daß sie fast nur noch auf Kauffahrteischiffen fahren konnten. (276)

## 16 Der Hüter des Strandrechts

Als bei diesem Herbstthing Peter Matthißen, der Landvogt, Lorens den Hahn zum drittenmal fragte, ob er sich nicht endlich ganz für die See bedanken wollte, antwortete dieser mit einem unwillkürlichen Seufzer:

„Das Reißen fragt nicht nach dem Wollen. An jedem Nebeltag schließt es mich krumm; das paßt sich nicht für einen Grönlandkommandeur.“

„So komme ich morgen abend zu dir“, sagte Peter Matthißen; „ich habe lange auf dich gewartet.“

Als der Landvogt am anderen Abend kam, hatte Inge blankgeputzte Öllämpchen in Stube und Pesel entzündet, in dem Vielarmigen Deckenleuchter und auf dem Tisch aber brannten Kerzen, die Lorens aus London mitgebracht hatte. Es sah schmuck und festlich aus, und als Peter Matthißen eintrat und sich behaglich die Hände rieb in der warmen Stube - denn draußen wehte ein fliegender Südwest - da mußte Lorens unwillkürlich an seinen ersten Besuch bei des Landvogts Vater, dem glücklichen Matthis, denken, und er lächelte still vor sich hin. Ja, er hatte erreicht, was er damals als Junge geträumt hatte. Sein Haus war eins der ersten auf der Insel, und an seine Frau reichte keine andere heran. Sein Auge leuchtete auf, als sie nun hereinkam, um den Gast zu begrüßen und den Wein einzuschenken, den Gondel mit des Vaters silbernen Krügen zugleich von draußen brachte. Während Gondel die Pfeifen stopfte und noch einmal ringsum die Lichter putzte, sprach Inge ein paar ruhige Worte zu Peter Matthißen über den Sturm draußen, die Ernte vom Jahr - und fragte ihn nach Frau und Kindern. Dabei aber war ihr Wesen so voll ruhiger Würde, daß der Landvogt ihr mit Ehrerbietung antwortete und auch seinerseits ein paar rasche Fragen über Gemeindeangelegenheiten an sie richtete.

„Ihr Frauen wißt besser darüber Bescheid als die Männer, die sich draußen herumtreiben“, sagte er lächelnd, und ein Widerschein seines Lächelns ging auch über ihr Gesicht. (277)

„Lorens will sich nun für die See bedanken, da ist es gut, wenn er sich in Gemeindefragen einarbeitet“, antwortete sie freundlich und ging dann mit Gondel hinaus; „gute Verrichtung!“

„Ja, Lorens, deine Frau hat recht“, sagte der Landvogt lebhaft. „Ich komme nicht ohne Grund zu dir. Mir machen die Sylter noch graue Haare, wenn ich nicht einen Helfer hier finde.“

Soeben hatte Lorens Hahn noch in behaglicher Freude seiner Frau und Tochter nachgeblickt, nun wurde sein Blick kühl und prüfend, sein Gesicht verschlossen.

„Es wäre wohl gut, wenn du Sylt ganz abgeben könntest“,

meinte er zurückhaltend und sog an seiner Pfeife, aber Peter Matthißen wehrte sogleich ab.

„Dänemark hat kein Geld, um euch Syltern wieder einen eigenen Vogt zu geben“ - und wird es so lange nicht haben, bis mein Ältester ausstudiert haben wird, setzte er in Gedanken hinzu. „Nein, nein, den eigenen Vogt laßt nur schwimmen, den fischt ihr doch nicht. Für alles andere kann ich auch wohl aufkommen, nur - der Strand!“

Über Lorens Hahns Gesicht ging ein Wolkenschatten.

„Muchel Carstensen ist alt.“

„Wohl, wohl, er tut, was er kann, und der Sohn läuft wohl auch einmal für ihn -“

Der Landvogt brach ab und beobachtete das Gesicht seines Wirtes, aber das war kalt und gleichgültig. Bedächtig nahm er einen Schluck Wein, drehte und wendete den schönen Krug bewundernd hin und her und fing dann wieder an:

„Carsten Muchels macht sich Hoffnung auf die Strandvogtei, wenn der Vater stirbt, und wenn ich keinen Beweis gegen ihn habe, muß er sie wohl auch bekommen.“

„Soll ich meinen Nachbarn auf die Finger passen?“ fragte Lorens spöttisch, aber er war innerlich erregter, als er sich merken ließ. Jener Weihnachtsabend stand wieder vor ihm, an dem er dem Nachbarn Manne Tettens blutige Hand auf den Tisch geworfen hatte. Noch heute nagte der Gedanke an ihm, daß er den Mord hätte verhindern können, wenn er nicht mit seinem Kinde gespielt und nicht erst den Strandvogt gefragt hätte, ehe er sich auf den Weg machte.

„Gerade das ist es, was ich von dir wünsche“, sagte Peter (278) Matthißen ruhig und tat, als sähe er nicht, wie Lorens betroffen aufhorchte. „Ich habe die Angelegenheit mit dem Justizrat Meley in Tondern oft und oft besprochen. Ich will dich zum Strandinspektor von Sylt machen. Du sollst die Vögte inspizieren und auch das erste Wort in allen Dingen haben, die die Dünenländereien betreffen. Es liegt alles bereit. Sobald du ja sagst, geht mein Gesuch an die deutsche Kanzlei nach Kopenhagen, und der Justizrat wird es befürworten.“

„Weshalb hängt das von meinem Ja ab?“ fragte Lorens mißtrauisch.

„Weil ich einen Strandinspektor anstellen muß, wenn mir einer bewilligt wird, und weil ich keinem Sylter sonst genug traue, um ihn hier an den Strand zu setzen. Ein Sylter muß es aber sein, und du hast noch unter meinem Vater gefahren. Oder kannst du mir einen anderen nennen?“

Lorens sann nach – nicht über einen anderen; er wußte viel zu genau, daß nur er selbst diesen Posten würde ausfüllen können. Aber das Angebot kam ihm überraschend, und er brauchte Zeit, um sich über seine eigenen Gedanken klar zu werden.

„Wie begründest du dein Gesuch?“ fragte er endlich. Der Landvogt zuckte lässig die Achseln. „Mit der Wahrheit; wenn man sie aussprechen kann, ist sie immer die sicherste Handhabe. Der Sylter Strand bringt zu wenig ein. In den letzten Jahren müssen einige kostbare Schiffe hier aufgelaufen sein, und was meldet Muchel Carstensen? Ein paar Schiffsgeräte und etwas Wrackholz.“

„Rantum muß wieder einen Vogt bekommen, der Distrikt ist zu groß.“

„Aber die Vögte müssen eine Faust über sich spüren, sonst taugen sie nichts“, rief Peter Matthißen ärgerlich. „Carsten Muchels ist gut genug, wenn ihm einer auf die Finger paßt. Wenn er Alleinherr ist, wirtschaftet er genau so gut in die eigene Tasche, wie der Vater tat und der Rantumer tun wird, wenn du es nicht selbst bist. Ich will dich aber nicht nach Rantum setzen; ich will, daß du den ganzen Strand unter dir haben sollst von Hörnum Odde bis Listland hinauf. Laß die Vögte die Arbeit tun, aber paß du den Vögten auf, das ist's, was ich von dir will. Ich bin ehrlich, so sei du es auch; willst du, oder nicht?“ (279) Lorens stand auf, denn die Lichter brannten trübe. Er griff nach der Schere, um sie zu putzen, aber in Wahrheit wollte er sein Gesicht vor seinem Gast verbergen. Ob ich will? dachte er düster; ich habe keine Wahl. Vor meiner Seele steht einer mit handlosem Armstumpf, der zwingt mich an den Strand. Laut aber sprach er wie gleichgültig:

„Morgen, ehe dein Schiff geht, will ich dir Antwort bringen.“ -

Ehe das neue Jahr anbrach, hatte Lorens Petersen Hahn seine Bestallung als Inspektor des gesamten Strand- und Dünengeländes von Sylt in Händen, und von da ab trieb es ihn hinaus bei gutem und schlechtem Wetter, bei schlechtestem aber am meisten. Wenn die See rief, wenn der Strand raste und die Dünen kochten, lief er mit langen Schritten durch den wilden Wirbel und spähte nach allen Seiten, wie die Möwen taten, die dicht über ihn dahinstrichen. Wurde sein Reißen auch nicht besser auf diesen Wegen, so wurde es doch nicht schlimmer, als wenn er hinterm Ofen gesessen hätte. Inge rieb ihn mit fliegendem Öl und strickte ihm wollene Rumpfwärmer. Ihm aber war wohl, wenn er draußen umherlaufen konnte. Drinnen plagten ihn oft die Gesichter derer, die er nicht vergessen konnte. Sie verzogen sich zu widerlichen Fratzen, wenn Merret ihm schön tat, oder Inge ihn in ihre warme Gemütlichkeit locken wollte. Aber sie winkten ihm freundlich zu, wenn er Strandläufer und unberechtigte Berger mit fester Faust packte. -

Es war im Frühling, und die Seefahrer hatten schon sämtlich die Insel verlassen, als Lorens eines Morgens eine völlig ausgeraubte Strandleiche fand. Er machte kein Aufhebens davon und ließ den Toten noch am selben Tage auf dem Rantumer Kirchhof begraben. Aber heimlich ballte er die Fäuste und schwur sich selbst zu, den Räuber zu fassen, und sollte er alle Nächte hindurch den Strand absuchen. Es war aber unruhiges Wetter, vorzeitig warm, und der Wind sprang im Westen hin und wieder. So kam viel Strandgut an, und er hatte alle Ursache, viel unterwegs zu sein.

Eines Abends spät kam er von Hörnum zurück, als er in der Rantumer Gegend eine gebückte Gestalt bemerkte, die augenscheinlich den Strand absuchte. Ohne Besinnen warf er sich glatt zu Boden, hob nur wenig den Kopf und äugte vorsichtig (280) hinüber. Die Gestalt bewegte sich genau in gleicher Art wie vorhin unbekümmert auf ihn zu; ganz entschieden hatte sie ihn noch nicht gesehen, wohl, weil der Himmel im Süden so dunkel war. Ein Frühlingsgewitter stand schwer hinter Hörnumsand, und von Zeit zu Zeit flog ein blaues Licht über die See.

Lorens zog die Mütze tief in die Stirn und drückte das Gesicht in den Sand. So blieb er unbeweglich liegen und lauschte angestrengt. Nicht lange, so vernahm er einen halbblauen, freudigen Ausruf. Dann kamen schlürfende Schritte näher.

„Es muß ein alter Mensch sein“, dachte Lorens bei sich; „alt und dökerig. Sonst hätte er auch mit der Feldbestellung genug zu tun und liefe abends nicht mehr an den Strand.“

Indem er noch so kalkulierte, fühlte er die Spitze eines Stockes in seiner Seite.

„Sobald du mich mit der Hand berührst, packe ich zu“, dachte er zornig und machte sich kampfbereit. Aber der Räuber faßte nicht zu, und statt dessen hörte er das Knacken und Rascheln eines Pelzrockes, wie es klang, wenn die Frauen in der Kirche hinknieten.

„Was schöne Stiefel“, murmelte eine Stimme, bei deren heiserem Klang es ihm kalt über den Rücken lief. „Und noch heil von Kopf zu Füßen. Nun aber erstmal - Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name - ob er wohl einen Geldgurt hat wie der andere? - Dein Reich komme, dein Wille geschehe - ja, dein Wille ist gut, ich dachte nicht, daß ich sobald schon wieder einen finden könnte - wie im Himmel, also auch auf Erden - hatte ich doch den ganzen Tag die Unruhe in den Gliedern! Unser täglich Brot gib uns heute - sollst an den Strand gehen, dachte ich - wie gut - und nun aber schnell: und vergib uns unsere Schuld -“

Wie betäubt hörte Lorens auf diese krächzende, alte Stimme. Es war doch nicht möglich - es konnte doch nicht sein? Ach, er wußte nur zu gut, daß es doch möglich sein konnte - aber als er nun fühlte, daß die knochigen Hände ihn packten und umdrehen wollten, widerstrebte er und drückte das Gesicht noch fester in den Sand.

„Jee - noch warm“, klang die alte Stimme mißtrauisch über ihm, „und was schwer!“ (281)

Dann packte das Weib noch einmal an, rutschte aber aus und schlug ziemlich heftig zu Boden. Erschreckt fuhr Lorens auf. „Mutter -!“

Die Alte saß auf dem Sande und starrte ihn mit offenem Munde an. Lorens hob sie auf.

„Kommt, Mutter, ich bringe Euch heim. Was habt Ihr hier am Strande zu suchen?“

„Was geht es dich an?“

„Ich bin der Strandinspektor und passe allen Leuten auf die Finger, auch der eigenen Mutter!“

„Eh -?“

„Wie könnt Ihr nur so etwas tun?“ rief Lorens außer sich. „Es ist nicht nur gegen das Gesetz, es ist doch auch Sünde!“

Die Alte kicherte und schüttelte den Kopf.

„Nicht, wenn man das Vaterunser vorher spricht, Lorens“, sagte sie geheimnisvoll. „Maren Taken hat es mich gelehrt. Damit erlöst man den Toten. Dann hat er nichts mehr dagegen, wenn man seine Sachen nimmt. Und kein Lebender merkt es.“

„Auch ich nicht?“ fragte Lorens bitter.

„Jee, du warst nicht tot, daher kam es“, antwortete seine Mutter gleichmütig, und ihn packte das Grauen, daß ihre Finger auch vor der Leiche des Sohnes nicht zurückgeschreckt hätten. Er sah auf ihre Hände, die knochig und verkrümmt an ihr herunterhingen, und da wieder ein blauer Schein über See und Himmel flog, sah er auch ihren gierigen Blick. Gleich darauf donnerte es stärker als vorher.

„Kommt heim, das Wetter zieht auf“, sagte er kurz, und dann sprach er nicht mehr, bis sie in Rantum an seinem väterlichen Hause angekommen waren. Die Schwägerin sah gerade aus der Tür und rief die Kinder herein.

„Gut, daß Ihr kommt, Mutter, das Wetter wird schlimm. Warte es lieber auch hier ab, Lorens.“ Er schüttelte den Kopf, aber als die alte Frau mit den Kindern zusammen ins Haus kröpelte, hielt er die Hand der jungen fest.

„Ich traf Mutter am Strande; was tut sie da?“

„Am Strande?“ wiederholte die junge Frau erstaunt. „Sie läuft in den Dünen herum nach Eiern, stundenlang. Es ist zu (282) verwundern. Wenn ich erst so alt bin, werde ich nicht mehr so beinig sein. Oha, bin ich müde!“

„Du solltest mehr auf Mutter aufpassen.“

„Auch noch? Ich habe genug zu tun mit dem Vieh und den Kindern. Mutter findet auch allein wieder nach Hause.“

Lorens sagte nichts mehr, aber als er nachts mit Inge allein war, bekam sein Schiff ein Leck, und er mußte ihr alles erzählen, was er mit seiner Mutter erlebt hatte.

„Was soll ich nur tun, Inge? Töhl sagt, sie könnte Mutter nicht aufpassen, und Mutter selbst sieht nicht ein, daß sie unrecht tut. Man müßte Maren Taken, die Hexe, fassen, daß sie alten Leuten nicht solchen Unfug beibringt.“

Inge fuhr hoch.

„Um Gott, Lorens, laß dich nicht mit Maren ein! Sie kann mehr als Brotbacken.“

„Was weißt du von ihr?“ Inge antwortete nicht, und als er nach ihr tastete, fühlte er, daß ihr Gesicht naß war.

„Weinst du, Inge? Was ist mit dir?“

Denn Inge hatte sich über ihn geworfen und schluchzte, daß ihr ganzer Körper schütterte.

„Hast du dich auch mit ihr eingelassen?“

„Nur einmal, Lorens, bei den Raben! Dann niemals wieder.“

„Wie war das?“

Da erzählte Inge ihm, wie sie vorm Jahr zu Maren Taken gekommen war.

„Als ich mir dann wirklich mit dem Schmier das Gesicht bestrichen hatte und das Vaterunser dazu sprach, da wurde ich immer jünger, und mein Gesicht leuchtete, daß die Stube davon hell wurde. Dann nahm Maren Taken mich an der Hand, und wir gingen über Wolken, und endlich fand ich dich. Du saßest in deiner Kajüte, hattest Bücher und Schreibzeug vor dir, aber die Feder, die du in der Hand hieltest, war halb verbrannt. Oha, ich sah das alles ganz klar, denn von mir ging ein heller Schein aus. Meinst du, daß es schlecht war, Lorens?“

Er schwieg; mit leisem Schauer dachte er an das Gesicht, das er in jener Nacht gehabt hatte, als er mit der Schreibfeder das Licht hatte schneuzen wollen. (283)

„Und dann?“ fragte er.

„Dann sagte Maren: Nun sprich zu ihm, und sage ihm, daß er Henrich Eelking verlassen soll. Aber ich dachte nicht an Henrich Eelking, ich dachte nur an dich. Ich hatte solche Sehnsucht gehabt, und nun sah ich dich wieder mitten im Sommer. Ich war so glücklich, oh, wie war ich glücklich, Lorens; meinst du, daß es doch unrecht war? Als ich dir die Hand auf die Schulter legte, sahst du auf, und du warst auch wieder jung, so jung wie ich. Dann aber war alles plötzlich dunkel, und ich lag auf der Erde und fror, als wäre es Winter. Ich schleppte mich noch so hin, weil die Kornernte gerade anfing, und dann wurde ich krank.“

Lorens hob seine schwere Hand und Strich ihr unbeholfen über das Gesicht, aber keines Kindes samtweiche Liebkosungen hätten ihr süßer sein können. Nach einer Weile fragte er:

„Und weshalb tat Maren dies für dich?“

„Jee, Lorens -“ antwortete Inge niedergeschlagen; „sie wollte es nicht für umsonst tun.“

„Das kann ich mir denken; was gabst du ihr dafür?“

„Ein Versprechen.“

„Hast du dich gebunden?“ fragte er hastig.

„Oha, nein, da ist kein Hexenkram dabei, Lorens, da kannst du dich heilig drauf verlassen. Sie wollte, daß ich Peter Taken zum Strandvogt machen sollte. Aber das konnte ich doch nicht. Da versprach ich ihr, daß ich für Nis ein Wort einlegen würde, wenn wieder ein Strandvogt für Rantum eingesetzt werden sollte. Ich dachte nicht, daß du etwas damit zu tun haben würdest, aber nun liegt das alles wohl bei dir. Bist du böse, Lorens? Es braucht wohl nie wieder ein Strandvogt nach Rantum zu kommen; du machst es gewiß allein besser. Dann bin ich auch nicht an Maren gebunden, glaube mir das nur, Lorens, aber - tu' ihr nichts!“

Sie schluchzte noch einmal leise auf, dann war sie plötzlich eingeschlafen. Aber Lorens lag noch lange wach und grübelte. Am Ende war es nicht einmal das Dummste, Maren Taken den eigenen Sohn zum Aufpasser zu bestellen; er wollte doch ein Auge auf ihn haben. Endlich schlief er auch ein, aber früh weckte ihn der Gedanke an die eigene Mutter wieder auf. Da war es völlig (284) mit dem Schlaf vorbei. Leise stieg er aus dem Bett, ging aus dem Hause und lief den Strand hinunter. Aber der Seewind machte ihm den Kopf nicht klarer, und ganz zermürbt kam er um Mittag wieder heim.

Inge hatte schon nach ihm ausgeschaut. Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn in die Stube. Draußen wirtschafteten die Mädchen mit Lachen und Schwatzen.

„Ich habe den ganzen Morgen an Mutter gedacht“, sagte Inge und schlug den Blick zu Boden, als schämte sie sich, ihn an die verflossene Nacht zu erinnern. „Was meinst du, wenn wir sie zu uns nähmen? Ich habe mehr Zeit als Töhl, und den Mädchen sagen wir nur, daß es Töhl zuviel wird.“

So kam Gondel Petersen zu ihrem ältesten Sohn ins Haus. Sie tat es nicht gern, aber er sagte ihr kurz, daß er sie wegen versuchten Strandraubes vor das Petri Paulthing bringen würde, wenn sie nicht täte, wie er wollte. Sie sah aber seinen Augen an, daß er es ernst meinte; da fügte sie sich mürrisch. Inge räumte ihr die Kellerstube ein, in der sie so warm hinter der Küche saß, und tat alles, um ihr das Haus heimisch zu machen. Bei Töhl hatte Gondel tüchtig zupacken müssen, wenn sie der Schwiegertochter nicht in die Dünen entwischen konnte. Inge ließ sie nur arbeiten, soviel sie mochte; wozu waren denn die jungen Mädchen da? Aber sie paßte scharf auf, daß die Alte nicht allein aus dem Hause ging. Da wurde Gondel mucksch, saß im Herdwinkel und rührte sich nicht, so daß sie bald faul und krank wurde.

Inge hatte sich nicht ganz leicht zu diesem Schritt entschlossen. Die schmutzige und zänkische Schwiegermutter war ihr in der Seele zuwider; sie hatte Niggels seinerzeit weniger ungerne ins Haus genommen. Aber nun sie selbst die Kleider der Alten sauberhalten und in der Kammer hinter ihr drein kramen konnte, nahm das Ungeziefer allmählich ab. Auch hatte Gondel wenig Gelegenheit zum Zanken, da alle freundlich zu ihr waren; und endlich kam noch eines dazu, daß Inge sich ihres Entschlusses, die Alte ins Haus zu nehmen, gar freute: Lorens blieb mehr daheim. Wohl lief er noch bei jedem Sturm hinaus, und oft nachts noch einmal, wenn er am Tage Spuren von einem Schiffbruch draußen in See gefunden hatte. Aber die quälende Unruhe war (285) doch von ihm genommen, und als mitten in der Ernte ein paar schöne stille Tage einfielen, an denen nur ein sanfter Ostwind vom Festland herüberwehte, half er den Mädchen von früh bis spät im Korn und blieb auch nachts daheim – „was sollte wohl bei Ostwind auf den Strand kommen?“

An jedem Thingtag klagte Lorens aber dem Landvogt die Ohren voll über den langen Hörnum-Distrikt, und nach einigen Jahren erreichte er wirklich, daß Nis Taken als Strandvogt für Rantum eingesetzt wurde. Das geschah, als König Friedrich in den Herzogtümern eine gleichmäßige Strandordnung einführte, die gewiß nicht zum Schaden der königlichen Kasse diente, aber deren Durchführung eben der strengeren Kontrolle wegen mehr Beamte erforderte. Nis Taken erfüllte alle Hoffnungen, die Lorens in ihn setzte. Er hatte scharfe Augen und Ohren und wußte sie zu brauchen. Lorens zog ihn auch zu seiner Ansicht herüber, daß ein tüchtiger Stockhieb meist wirksamer wäre als ein langes Klageverfahren. Es gab nicht wenige unter denen, die gern strandjen gingen, die des Herrn Strandinspektors Stock auf dem eigenen Rücken oder seine wuchtige Hand am eigenen Kopf zu spüren bekamen; denen verging allmählich der Geschmack an den Lockspeisen, die ihnen der Teufel auf den Strand warf. Die Leute hatten auch nicht mehr soviel Zeit zum Strandlaufen wie früher. Für gutgeschulte Seeleute wurde der Arbeitsmarkt von Jahr zu Jahr besser; was war da natürlicher, als daß die Eltern auf gute Schulung der Söhne schon vor der Schiffsjungenzeit immer mehr Wert legten. Es gab bald viele, die schon im zehnten Lebensjahr fließend lesen und schreiben konnten, was Mutter Gondel bei Lorens noch als Hexenwerk angesehen hatte. Waren aber die Junggäste, die schon regelmäßige Reisen machten, über Winter daheim, so ging das Lernen erst recht von neuem wieder an, denn nun hatten sie unterwegs erst gesehen, wieviel ihnen noch fehlte. So kam es, daß den Syltern die See schließlich wichtiger dünkte als der Strand. König Friedrich IV. starb, und Christian VI. faßte das Ruder. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung gab er eine neue Verordnung in betreff der Enrollierung zu Kriegsdiensten von den Seefahrern der Westseeinseln und Halligen. Dadurch gewannen (286) die Insulaner die Freiheit, unbehindert zur See zu fahren, wann und wohin sie wollten. In dem Falle aber, daß der König sie in Kriegszeiten für seine Flotte brauchen würde, sollten sie die angeforderte Mannschaft selbst wählen. Von allem Landsoldatendienst aber wurden sie durch diese Verordnung befreit. Es war ein kluger Schachzug, den der König mit diesem Erlaß getan hatte. Die Insulaner empfanden das Verständnis für ihre Art, das sich darin aussprach, und noch unter der Regierung Christians VI. kam es dahin, daß einzelne nordfriesische Seeleute in Flensburg, Kopenhagen und Drontheim Heuer nahmen. -

Friedlich zogen die Jahre an Lorens Jens Grethen vorüber und rundeten sich zu Jahrzehnten. Wilde Stürme gingen über die Insel hin, und hohe Fluten richteten manches Unheil an. Der Krieg gegen die Strandräuber flackerte in jedem Notjahr von neuem auf. Aber im Herzen



des Lorens Hahn lebte ihm ein fröhlicher Frieden, und auch in seinem Hause herrschte er. Seine Mutter starb, einige Jahre, nachdem er sie zu sich genommen hatte. Seine Töchter heirateten eine nach der andern und gingen aus dem Hause. Und endlich blieb er mit Inge allein, wie sie als junge Eheleute begonnen hatten. Sie wuchsen so eng zusammen, daß sie keiner Worte mehr miteinander bedurften. Einer wußte des andern Gedanken, und wenn sie beisammen saßen, sprachen die durch Stunden kein Wort, und doch stand jedem des andern Herz offen, und er las darin die Antworten auf seine eigenen Fragen.

Lorens Jens Grethen erlebte noch, daß Matthis Matthißen, der älteste Sohn des Landvogtes von Sylt und Osterlandföhr, in die Sylter Landvogtei einzog, während sein Vater auf Föhr blieb. Aber Lorens erlebte auch noch den furchtbaren Tag, an dem das Schmackschiff des Teide Bohn von Morsum mit neunzig Sylter Seefahrern vor Rantum scheiterte. Vierundachtzig von ihnen ertranken, und durch manchen Tag und manche bittere Nacht war Lorens mit Nis Taken und vielen Helfern mit dem Bergen der angetriebenen Seeleichen beschäftigt. Herzerreißend war der Anblick der langen Wagenzüge mit toten Männern und weinenden Weibern. Nach diesem Unglück alterte Lorens Jens Grethen schnell. Wohl sah man hier und da noch seine lange, schlenkerige Gestalt auf dem gewohnten Wege nach den (287) Dünen, aber meist blieb er nun still im Hause, lauschte mit freundlichem Gesicht dem Gebabbel der Enkelkinder oder saß mit seiner Pfeife bei Inge in trauter Aussprache ohne Worte. Am 7. März des Jahres 1747 starb er im Frieden mit sich und den Geistern, die ihm bis zuletzt nahe gewesen waren; er hatte ein Alter von achtundsiebzig Jahren erreicht.

Inge, seine Frau, überlebte ihn noch um zwölf Jahre, aber sie merkte kaum, daß er von ihr gegangen war. Sie sprach zu ihm in ihrem Herzen, und er antwortete ihr wie in den letzten Jahren seines Lebens – ohne Worte. Nach ihrem Tode übernahm Inken, die jüngste Tochter, das väterliche Haus. Mit ihren Schwestern öffnete sie den Geldkeller, und sie teilten sich in das Erbe, indem sie sich gegenseitig die Silberlinge in Scheffeln zumaßen.

## Index

- Ajen, Jan, 45, 46  
Ajen, Moy, 56  
    Moy, 56, 67, 78  
Albrecht, Christian  
    Herzog Christian Albrecht, 16  
Altenesch, Claas aus  
    Harpunier, 26  
Altenesch, Claas aus, 27–29, 31, 33, 34  
Altona, 18, 108  
Amrum, 11, 45, 82, 85  
    Amrumer, 77, 85  
Amsterdam, 7, 82, 84, 85, 107, 108, 115, 121, 125  
Andresen, Erk, 22, 45, 46, 51, 52, 56, 63, 65–69, 75, 89, 90, 92–100  
Andresen, Manne, 109, 110  
Archsum, 21, 57, 65, 91, 92, 102, 118, 121  
    Archsumburg, 64  
  
Bergen, 122, 128  
Bleicken, Bleicke, 91  
Bleicken, Tam, 87  
Bleiken, Bleik, 91  
Bleiken, Tam, 72, 78, 79, 81, 87–90  
    Keitumer Hausnarr, 72  
    Tam, 88, 91  
Bohn, Niß, 48–52, 79, 81, 115  
    Strandvogt von Rantum, 48  
Bohn, Peter, 121  
Bohn, Teide, 137  
Boye, Hans Carstens  
    Musketier, 104  
Boysen, 63  
Boysen, Jens Meinert, 4  
Braderup, 88  
Bremen, 40, 45, 70, 126, 129  
  
Carstensen, Muchel, 77, 82, 84, 85, 87, 115–120, 124, 132, 133  
Christian August, 84, 100  
    Oheim, 84  
Christian August, Herzog, 100  
Christian VI, 136  
Claasen, Aaners, 63  
Claasen, Moiken, 105  
Claußen, Detleff, 108, 109  
Claußen, Ingeborg, 118, 119, 121  
Claußen, Ingeburg, 87  
Clausen, Ingeborg  
    schwachsinnige Tochter, 87  
Clausen, Margaretha, 71, 72  
    aus Medelbye, 71  
    Witwe, 71, 72  
Cruppius, Anna, 49  
Cruppius, Gerson, 28, 29, 48–50, 52, 54, 57, 63, 64, 66, 67, 93, 105  
    Gerson, 50, 54, 55, 57, 58, 63–66  
Cruppius, Jacobus, 80, 109, 121, 122  
    Jacobus Croppen Balbirer tho Keytum, 91  
    Schiffsbarbier, 70, 78  
Cruppius, Johannes, 50, 66, 67  
    Johannis Croppen, 91  
    Johannis Krupp, 91  
    Johannis Kruppius, 91  
Cruppius, Pastor, 28, 48, 89, 90  
    alter Cruppius, 88, 91  
    alter Cuppius, 91  
    Pastoren HE. Jac. Cruppius, 91  
    seliger Cruppius, 91  
Cruppius, Steffen  
    Steffen Krupp, 91  
Cuxhaven, 33  
  
de Haan, Lorenz Petersen  
    Lorens der Hahn, 25, 27  
    Lorens Jens Grethen, 13, 23  
de Haan, Aners  
    Aaners, 86  
de Haan, Lorenz Petersen  
    Lorens der Hahn, 28  
de Haan, Manne, 21, 86  
de Haan, Aners  
    Aaners, 21, 44, 48–50, 55, 56, 58, 87, 105, 123, 125  
    Aaners Jens Grethen, 32  
    Aaners Petersen Hahn, 121  
    Andres Petersen Hahn, 32  
    Kajütswächter, 32  
de Haan, Cressen, 108  
de Haan, Lorenz Petersen, 4  
    Lorens der Hahn, 27  
    Lorens Jens Grethen, 19, 137  
    Lorens Petersen der Hahn, 25  
de Haan, Lorenz Petersen  
    Lorens Jens Grethen, 14  
de Haan, Lorenz Petersen, 4  
    † 07.03.1747, 137  
    Lorens, 13  
    Lorens Jens Grethen, 25  
    Lorens Petersen, 25  
    Lorens der Hahn, 26  
    Lorens der Hahn, 19, 20, 23–26, 30, 32, 33, 35, 40, 53, 55, 59, 60, 67, 73, 76, 87, 97, 99, 100, 104, 111, 122, 127  
    Lorens Jens Grethen, 13, 21, 137  
    Lorens Jens Grethen, 17, 18, 41, 45, 55, 68, 71, 72, 86, 103, 104, 136

- Lorens Petersen, 25  
 Lorens Petersen der Hahn, 21  
 Lorens Petersen der Hahn, 92, 107  
 Lorens Petersen Hahn, 36, 38, 53, 68, 133  
 Lorenz Pieterß Haan, 25  
 de Haan, Manne, 32, 44, 45, 48, 55, 56, 58, 86, 87, 93, 123, 125  
 de Haan, Manne Jens Grethen, 63  
 de Haan, Manne Petersen Hahn, 124  
 de Haan, Merret  
   Klein-Merret, 108  
   Merret, 94, 116, 127, 133  
 de Haan, Niggels  
   Niggels, 44, 45, 49, 50, 55, 56, 87, 105, 114–116, 127, 136  
   Niggels als Harpunier, 58  
   Niggels genannt Cornelis, 32  
   Niggels Hahn, 123  
   Niggels Jens Grethen, 63  
   Niggels Petersen Hahn, 105, 121  
   Niggels-Ohm, 116  
   Steuermann, 127  
 Drontheim, 136  
 Eelking, Henrich, 126–132, 135  
   Eelking, 129  
 Erk Andresen, Haulk  
   Haulk, 46, 47, 50–54, 56, 57  
   Haulk Andresen, 51  
   Haulk Erken, 81, 93  
 Erk Andresen, Heik  
   Heik, 54–56, 70  
   Heik Erken, 55, 121  
 Erk Andresen, Inge, 22, 23, 42, 47, 53, 63  
   Inge Lorensen Hahn, 70  
 Erk Andresen, Moghels  
   Moghels, 54, 56, 108  
 Erken, Andrees, 52–54, 66, 70, 71  
   Andrees, 53, 54, 56, 66, 67, 70, 71  
 Erken, Haulk, 50  
 Föhr, 20–23, 35, 41, 45, 77, 82, 100–102, 108, 110, 111, 121, 125–127, 137  
   Föhrer, 122, 126  
   Föhrer Landvogt, 121  
   Föhrer Ley, 10  
   Föhrer Schulter, 10, 12  
   Föhrer Tiefe, 10, 12  
   Föhringer, 77  
   Föhringer Mädchen, 102  
   Osterland-Föhr, 111  
 Flensburg, 110, 136  
 Friedrich IV., König von Dänemark, 111  
 Friedrich VI., König, 136  
 Friedrich, König, 136  
 Görtz, 85, 91, 101, 106, 108, 109  
   Minister Görtz, 84, 85, 95, 101, 111  
 Gadebusch, 108  
 Gottorf  
   Gottorffsche Länder, 102, 103  
   Gottorffsche Lande, 111  
   Schloß Gottorf, 68  
 Gottorff  
   Gottorffer Herzog, 16  
   Schloß Gottorff, 16  
 Grönland, 32, 35, 45, 76, 92, 100, 102, 104, 105, 107, 110, 122, 126  
   Alt-Grönland, 35  
 Grethen, Jens, 9, 14  
 Grethen, Peter Jens  
   Peter, 10, 12  
 Grethen, Jens, 13–16, 22, 24, 35, 42–44, 47, 62, 79, 92, 93, 105, 107, 108, 113–115, 129  
   Googe, 13–15, 21, 47, 93, 107, 113  
   Jens Pastor, 9  
 Grethen, Manne Jens, 63  
 Grethen, Peter Jens  
   Peter, 10–13  
 Grethen, Peter Jens  
   Peter, 9–13  
 Grethje van Amsterdam, 7  
 Gyde  
   Hexe, 62  
 Gyden, Jappe, 64  
   Hexenmeister, 62  
   Jappe, 62–64, 70  
   Morsumer Hexenmeister, 70  
 Hörnum, 12, 45, 66, 67, 82, 101, 111, 118, 134  
   Hörnum Odde, 85, 112, 133  
   Hörnnumsand, 112, 134  
 Haicken, Lütje, 107  
 Haicken, Peter, 107, 115  
   Schiffer, 108  
 Hamburg, 16, 18, 20, 24, 25, 33, 36, 41, 43, 45, 52, 58, 60–62, 68, 70, 74–77, 82, 104, 108, 113, 121, 122, 126, 127, 132  
   Hamburger Hafen, 33, 41  
 Hannover, Herzog von, 18  
 Hansen, Paul, 91, 100, 101  
 Hedwig Sophia, Prinzessin, 68  
 Heiken, Erk, Jungpidder, 63  
 Helgoland, 25, 32, 36, 41, 43, 46, 53, 75, 105, 112, 113  
 Hinrich Protz, Boy  
   Buh Haulken, 68  
   Zimmermann, 68  
 Holland, 25, 76, 126  
 Holstein-Gottorf

- Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorff, 84  
 Herzog Friedrich zu Holstein-Gottorf, 68  
 Hoyer, 52–54, 56, 84, 91, 94  
 Hoyerwatt, 94
- Jan Mayen, 35  
 Jaspers, Hans Christian, 25, 26, 28–34  
 Jens Grethen, Peter, 17  
 Jens Grethen, Aaners, 32  
 Jens Grethen, Niggel, 63  
 Jens Grethen, Peter, 9, 15, 16, 18, 20, 21, 44, 48, 80, 81  
 Jens, Manne, 32  
 Jensen, Hanna, 91  
 Jensen, Jens, 91  
 Jensen, Maren, 88
- Köhler, Gottfried, 36–39, 95, 127  
 Studiosus, 44  
 Königstein, 83, 85, 86  
 Kampen, 90, 117, 121  
 Karl XII., König von Schweden, 84  
 Keitum, 13, 23, 28, 48, 54, 57, 67, 69–72, 74, 77, 78, 80, 84, 88, 89, 91, 95, 97, 100, 105, 109  
 Hauptstadt, 69  
 Keitumer Kirche, 54  
 Keitumer Kirchenglocke, 65  
 Keitumer Kirchhof, 89, 106  
 Keitumer Kirchweg, 66, 67  
 Keitumer Pastorat, 104  
 Keitumer Pfarrhaus, 57  
 Keytum, 91  
 Kirche, 21  
 Schule, 121
- Knudten, Elisabeth, 91  
 Knudten, Erich, 91  
 Knudten, Peter, 109, 110  
 Kopenhagen, 16, 83, 85, 133, 136
- Lübeck, 84  
 Lüt Bleicken  
 Merret, 80  
 Lüt Bleiken, Merret, 79, 80  
 Listland, 88, 96, 97, 99, 100, 105, 133  
 London, 82, 126, 127, 129, 132
- Maer, Jappen, 90, 91  
 Mannen, Jey, 124  
 Maren, 82  
 Hexe, 79, 81  
 Matthißen, Matthis, 137  
 Matthißen, Peter, 111, 132, 133  
 Landvogt, 132
- Matzen, 13  
 Matzen, Gondel  
 Gondel, 13, 16, 23  
 Matzen, Gondel, 13, 47  
 Gondel, 13–16, 42–45, 47–50, 52, 68, 80, 87, 92, 102, 108, 114, 116, 123, 129, 131, 132, 136  
 Gondel Petersen, 136
- Matzen, Niggels, 15  
 Medelbye, 71  
 Meley  
 Amtsinspektor, 111  
 Justizrat, 133
- Michel Boyen, Boy, 63  
 Morsum, 8, 21, 62, 91, 105, 108, 120, 121, 137  
 Morsum Nösse, 67, 77
- Muchels, Andrees, 80  
 Muchels, Carsten, 132, 133  
 Muchels, Tet, 75, 77
- Mul, Hanne, 74–76  
 Hanne, 74, 76
- Niß Bohn, Anna, 52–54  
 Anna, 54
- Nissen, Andrees, 91  
 Nissen, Boh, 48, 49, 51, 52  
 Nissen, Kai, 49
- Ose, 54, 56, 67, 70
- Payens, Pay, 46, 53  
 Peer, Lille, 98–101, 105  
 Eierkönig von Listland, 100
- Peters, Matthis, 23  
 glücklicher Matthis, 24  
 Matthis, 24  
 Matthis Peters von Föhr, 20
- Peters, Manne, 80  
 Peters, Matthis, 23, 35–41  
 glückliche Matthis, 20, 21  
 glückliche Matthis, 20  
 glückliche Matthis von Föhr, 22  
 glücklicher Matthis, 23, 27, 35, 38, 39, 41, 46, 55, 95, 111, 126, 132  
 Matthis, 23–25, 35, 40, 45  
 reichen Matthis, 23
- Petersen Hahn, Jan, 124  
 Petersen Hahn, Manne, 124, 125  
 Pieters, Andrees, 24, 35, 36
- Pincier, 87  
 Amtmann von Pincier, 83, 85, 86, 95  
 der arme Pincier, 85  
 Herr von Pincier, 84, 86, 95  
 I. L. v. Pincier, 86
- Pincier, Eva von, 83  
 Frau v. Pincier, 91
- Puansklint, 83
- Römö  
 Römöer Tief, 96

- Rüscher, Jan Jaspe der  
 Rüscher, 53
- Rüscher, Jan Jasper de, 53, 58, 61  
 Rüscher, 61, 62, 76, 122, 128
- Rantum, 7, 9, 10, 13, 15–18, 21, 22, 24, 32,  
 45, 46, 48, 49, 57, 66–69, 71, 79–82,  
 84–87, 92, 102, 109, 112, 114, 118,  
 123, 129, 130, 133–137
- Rantumer Strand, 6
- Rhan, Pastor, 91
- Rickmers, Bart, 112, 113
- Rothschild, Nathanael, 84
- Ruttebüller Koog, 95
- Schleswig, 68, 85
- Schweden, 16, 18, 84, 106, 108–111
- Schwennen, Erk, 91
- Schwennen, Jens von Keitum, 23
- Siewert, Oom, 26
- Siewert, Oom, 25–34
- Skrabbel, Greth, 12, 14  
 Greth, 7–9, 13  
 Skrabbel, 9
- Skrabbel, Greth, 6–9, 12–15, 17, 19, 24, 32,  
 35, 47, 69, 79, 93, 94, 101, 111, 112,  
 129  
 Greth, 7–9, 14  
 Greth Jensen, 9
- Spitzbergen, 27, 28, 30, 31, 35, 38, 39, 60,  
 61, 70, 73, 127
- Stenbock, 108, 110  
 General Stenbock, 110
- Taken, Bo, 105
- Taken, Mai, 22, 42–44, 47
- Taken, Maren, 82, 129–131, 134, 135  
 Hexe, 123, 125, 129  
 Maren, 130
- Taken, Nis, 136, 137  
 Strandvogt, 136
- Taken, Peter, 79, 109–111, 130  
 Landvogt, 106, 108  
 Strandvogt, 135
- Taken, Peter I., 79
- Taken, Peter II., 79, 107, 111
- Taken, Steffen, 78–87, 93, 100–103, 105,  
 106, 109, 111, 115  
 Landvogt, 78, 83, 85, 92
- Tamen, Margaretha, 72, 73, 80, 87–89  
 Margaretha, 88, 89
- Tamen, Tam, 91
- Teides, Nickels, 121
- Tetten, 118
- Tetten, Bo, 120, 121
- Tetten, Manne, 119–121, 123–125, 133  
 Manne, 119, 120  
 Manne Tetten aus Archsum, 118
- Manne Tettens Hand, 123, 125
- Tinum, 22, 23, 44, 45, 52, 54, 67–69, 71,  
 78, 92, 94, 97, 105, 109, 121  
 Burg Tinnum, 21, 54  
 Tinnumburg, 64, 77, 80
- Todsen, Teide, 95
- Tondern, 18, 48, 71, 83–86, 95, 103, 104,  
 109–112, 133
- Ulk, Jan, 22, 32, 36
- Utrecht, 122, 126
- Uwen, Rink, 120
- von Schweden, Carl Friedrich, 84
- Westerland, 4, 71, 82, 84, 85, 87, 89, 91, 92,  
 102, 118  
 Westerland-Süderende, 68, 85
- Worms, David, 25, 33–35, 53, 58, 61, 62, 76,  
 93, 111, 128  
 Worms, 53, 76, 122, 128
- Worms, Maria, 62, 68
- Wyk, 77